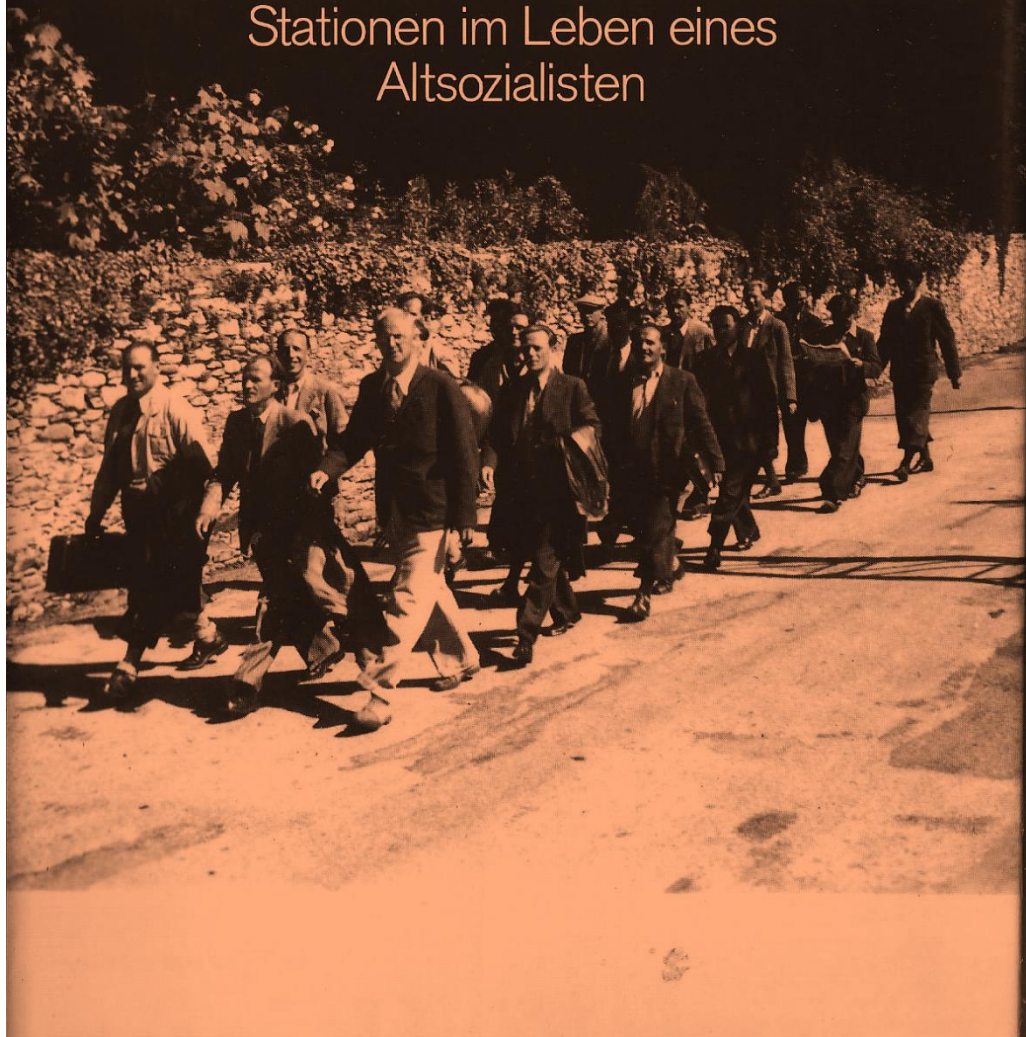


Paul Müller

„Wir wollten die Welt verändern“

Stationen im Leben eines
Altsozialisten





Paul Müller

Paul Müller berichtet als einer der wenigen noch lebenden Zeitzeugen über dreiundzwanzig zentrale Jahre seines Lebens, die Mitte der 20er bis Ende der 40er Jahre gleichzeitig entscheidende Jahre deutscher Politik waren.

Müller ist ein politischer Mensch; die Übernahme von Funktionen in Gewerkschaft und Partei sind ihm so selbstverständlich wie der Widerstand gegen das Dritte Reich, der Ende 1934 zu seiner Flucht in die Schweiz führte. Hier verbringt er vierzehn Jahre. Die Beschreibung dieser Lebensphase, voll interessanter Details über die deutsche Emigration in der Schweiz, bildet den Hauptteil des Buches.

Paul Müller hat keine abgeklärten Memoiren geschrieben, das widerspräche seinem Temperament: Ob nun eine Straßenkampfszene im vor-hitlerischen Frankfurt geschildert wird, oder eine Begegnung mit Walter Ulbricht 1936 in der Schweiz, er berichtet in einem Erzählstil ohne Umschweife, dem etwas von der spontanen mündlichen Mitteilung eignet.

Den Wert dieser Autobiographie macht nicht zuletzt aus, daß sich in ihr das Leben und Denken nicht einer prominenten Hauptfigur sondern eines „normalen“ sozialistischen Funktionärs jener Jahre widerspiegeln: „So wird dieser Band ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und ihres Kampfes gegen den Faschismus werden“, schreibt Wolfgang Abendroth in seinem Vorwort zu Paul Müllers Bericht, zu dem Walter Fabian ein Nachwort beitrug. Eine Fülle von Faksimile-Fotos und Originalzitaten erhöhen den Reiz dieses Buches als persönliches und als Zeitdokument.

Paul Müller, geb. 1904 in Frankfurt am Main, war zeitlebens aktiv in vielen Bereichen der sozialdemokratischen Partei und in der Gewerkschaft. Bis zu seiner Pensionierung war er Direktor einer gemeinnützigen Wohnungsbau-gesellschaft.

1984 erschien sein Buch „Eine Kindheit und Jugend im alten Frankfurt“.

Lizenzausgabe für den Buchclub Ex Libris Zürich 1988

© 1987 Athenäum Verlag GmbH, Frankfurt/M.

Alle Rechte vorbehalten

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es auch nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf fotomechanischem Wege (Fotokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

Gesamtherstellung: Bercker, Graphischer Betrieb GmbH, Kevelaer

Printed in West-Germany

[Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader](#)

Vorwort

Es ist schwierig, zu einem Erinnerungsband von Paul Müller Einleitungszeilen zu schreiben. Denn sein erstes Buch liess bereits erkennen, wie lebendig er berichten kann und wie wenig er also im Grunde der Einführung bedarf.

Paul und ich gehören der gleichen Altersschicht an; die beiden Jahre, die er älter ist als ich, ändern wenig an der Gemeinsamkeit dessen, was wir erlebt haben und was unsere Existenz bestimmt hat. Für uns beide war der Erste Weltkrieg das Ereignis, das unsere Kindheit regiert hat. Beide kamen wir eben deshalb – weil wir künftigen Generationen ersparen wollten, einen neuen Massenmord, ähnliches Elend und gleichen Hunger durchstehen zu müssen – ganz jung – er als Lehrling, ich als «höherer» Schüler – in die Arbeiterjugendbewegung, und zwar in derselben Stadt. Paul Müller ging in die Arbeiterjugend, die mit der Mehrheitssozialdemokratie liiert war, ich – weil die Empörung über den Mord an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg mich dahin führte – in die Freie Sozialistische Jugend, die bald zur Kommunistischen Jugend wurde. Beide hatten wir in Karl Fehler, einem Klassenkameraden von Paul Müller und einem der engsten Bekannten meines Schwagers Ernst Benner und meiner Schwester Ilse, einen gemeinsamen Freund, und wir hörten nicht nur durch ihn immer wieder voneinander, sondern auch deshalb, weil trotz aller heftigen parteipolitischen Gegensätze in diesen Jahren die proletarische Jugendbewegung sich doch noch als Einheit empfunden hat. Beide waren wir (wie viele unserer Altersgenossen) schon in unserer frühen Jugend in den Gruppen, in denen wir jeweils standen, aufmüpfiger und selbständiger als die meisten, die erst in den späteren Jahren der Weimarer Republik, während ihrer «Stabilisierungsperiode», in ihre Verbände gekommen sind. So haben wir auch in diesen Jahren zwischen 1918 und 1933 immer wieder voneinander gehört und darüber nachgedacht, was jeweils der andere mache, trotz aller Schranken, die Organisationstreue und Verbandsbarrieren zwischen uns jeweils aufgerichtet hatten.

Es bleibt für die, die heute in der Bonner Republik agieren, ob in der sie nun führenden Altersstufe, ob in deren Nachwuchs, wichtig, aus den Erfahrungen dieser unserer Generation zu lernen. Denn das Problem der steten Wiederholung ökonomischer und politischer Krisen ist geblieben. Aus unseren Erfahrungen lernen kann man nur,

wenn man unsere Generation wirklich versteht, wenn man also nicht nur weiss, was wir jeweils *gedacht*, sondern auch, was und wie wir *empfunden* haben, und wenn man sich nicht nur auf die Kenntnis der äusseren Faktoren dieser Zeit beschränkt. Deshalb war ich Paul Müller dafür dankbar, dass er vor wenigen Jahren den Anstoss dazu gab, eine Ausstellung zur Geschichte der Frankfurter Arbeiterjugendbewegung – damals noch gemeinsam mit seinem einstigen Vorbild Georg Stierle, der nun schon einige Zeit tot ist – anzuregen, aus der zwei Bücher hervorgegangen sind, die man auch heute noch lesen sollte.¹ Dann kam Paul Müllers erster Erinnerungsband.² Er hat darin gezeigt, dass er eines kann (was ich persönlich übrigens nicht kann), was wichtig ist, um unsere Generation in ihrem Verhalten zu begreifen: Er vermag nicht nur unsere Ideen, sondern auch unser Unterbewusstsein zu Papier zu bringen, ohne dessen Kenntnis man unsere Reaktionen nicht voll begreifen kann. Um so gespannter bin ich auf diesen zweiten Band seines persönlichen Rückblicks, der sein Erleben in der Periode des Faschismus und seiner unmittelbaren Vorbereitung schildert.

Er wird auch mir viel Neues, sogar an äusseren Tatsachen, bringen. Wir wussten zwar nach dem 30. Januar 1933 voneinander, dass wir – wenn auch an verschiedenen Ecken – im Widerstandskampf gestanden haben. Karl Fehler hatte mir über die Form der Arbeit, die Paul Müller vor seiner «Emigration» geleistet hat, immer wieder berichtet; und ich habe ihn – wenn ich jeweils aus dem Reich in die Schweiz kam – mehrmals in St. Gallen, zuletzt wohl 1936, getroffen. Aber nachdem ich selbst zu Beginn des Jahres 1937 in Berlin «hochgegangen» war, war der Faden abgerissen. Paul Müller blieb weiter in der Schweiz, während ich von nun an erst im Zuchthaus, dann im «Bewährungsbataillon» 999 steckte. So habe ich ihn dann erst sehr viel später wiedertreffend, nachdem ich aus der Sowjetischen Besatzungszone in die Westzone übergesiedelt war. Mein Erlebnishintergrund blieb also während der Herrschaft des deutschen Faschismus die illegale Arbeit im Reich (die ja auch in der Haft und in der Truppe nicht geendet hat). Paul aber arbeitete im Ausland für die gleiche

¹ Wolfgang Abendroth u.a., «Arbeiterjugendbewegung in Frankfurt 1904 bis 1945», Giessen, Anabas-Verlag 1982; «Die junge Garde, Geschichte der Arbeiterjugendbewegung in Frankfurt 1904 bis 1945», Giessen, Anabas-Verlag 1983.

² Paul Müller, «Kindheit und Jugend im alten Frankfurt», Waldemar Kramer-Verlag Frankfurt am Main 1984.

Sache, für den Sturz der Nationalsozialisten. Er tat es stets in der Hoffnung, dem Kampf im Reich Hilfe leisten zu können und dem Gezänk der traditionellen organisatorischen «Spitzen» der ins Ausland Vertriebenen, das sich – wie die Geschichte zeigt; es war nach dem Sieg der Restauration über die Revolution von 1848 nicht anders – in jeder Emigration entwickelt, einen Widerpart mit der Hauptvorstellung der Einheitsfront der Arbeiterbewegung entgegenzustellen. Auch darin stand er gewiss nicht allein, sondern war gleichsam typisch für die Aktivität und das Denken vieler, die nicht in den offiziellen obersten Leitungen ihrer Parteien und Fraktionen standen und noch Erfahrungen aus den ersten Phasen des Widerstandskampfes im Reich mitgebracht hatten. Aber wie das im einzelnen verlaufen ist, mit welchen Mitteln er sich mit der stetigen Behinderung durch die Behörden des leider nur in den Vorstellungen seiner Regierung ach so «demokratischen» und «neutralen» Gastlandes, der Schweiz, die es aber oft nicht in ihrer Praxis war, die oft genug dem Faschismus Konzessionen machte, herumschlagen musste, das hoffe ich aus diesem Band zu erfahren. Ich weiss von vielen Kameraden, dass und wie er im permanenten Gegeneinander der Leitungen der Auslandsorganisationen der deutschen Arbeiterbewegung doch für deren Einheit eintreten und seinen Beitrag zu ihrem Kampf leisten konnte.

So wird dieser Band unzweifelhaft eben dadurch, dass er Paul Müllers persönliche Erinnerungen referiert und – wie er nun einmal schreibt – nicht nur äussere Tatsachen wiedergibt, sondern immer wieder berichtet, was er jeweils dachte, ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und ihres Kampfes gegen den Faschismus werden. Gewiss, das Dritte Reich ist nicht durch deren Widerstandskampf geschlagen worden, sondern durch den äusseren Kampf der Alliierten. Das, was dann kam, die Bundesrepublik mit ihrer restaurierten alten Gesellschaft im Westen, die DDR mit ihren Formen des realen Sozialismus im Osten, wurde nicht durch uns, die wir den Faschismus vom ersten Tage an bekämpft haben, geprägt, sondern vor allem durch die Siegermächte. Aber mit der Gesellschaft wurden deren Grundwidersprüche wiederhergestellt (und also auch alle Gefahren ihrer inneren Entwicklungstendenzen). Deshalb bleibt für die Geschichte der Arbeiterbewegung der Tatbestand wichtig, dass sie nicht nur für die Historie als abstrakte Wissenschaft Bedeutung hat, sondern ebenso für den tagtäglichen Kampf um die Sicherung unserer demokratischen Rechte. Die Erin-

nerungen von Paul Müller bieten uns dazu einen interessanten und spannenden Quellenband, den vor allem hier in Hessen und in Frankfurt, aber auch in anderen Teilen der Bundesrepublik viele lesen sollten.

Frankfurt am Main, den 7. September 1984 Wolfgang Abendroth

Wolfgang Abendroth

starb, bevor ich meinen Lebensbericht beendet hatte. Ich verlor den Weggefährten und Lehrer.

Vor einigen Jahren sprachen er, Karl Retzlaw und ich vor dem Frankfurter Club Voltaire über die November-Revolution 1918. Retzlaw, Gründungsmitglied des Spartakusbundes und der KPD, gab einen leidenschaftlichen Bericht über Verlauf und Hintergründe des 9. November. Wolfgang zeichnete präzise ein Bild über die Ursachen der Niederlage der revolutionären Volkserhebung. Scharf kritisierte er dabei die böse Rolle, welche mediokre Figuren der damaligen SPD-Führung spielten. Ich berichtete über meine Erlebnisse – ich war noch ein Schuljunge – in den Frankfurter Revolutionstagen.

Retzlaw fuhr dazwischen: Wir wollen keine Geschichten, sondern Geschichte hören! Beifall kam auf; ich war zerschmettert! Wolfgang springt ein: «Was der Paul erzählt, ist unerlässliches Material zur Formung eines Geschichtsbildes. Ohne ein solches wäre jede politisch-historische Analyse auf Sand gebaut. Er hat aus seiner damaligen Bewusstseinslage seine Erlebnisse dargestellt. Diese Aussagen von Zeitzeugen bleiben wichtig!» Grosser Beifall... Ich war glücklich.

Und so war Wolfgang immer! Ein stets hilfsbereiter Freund, ausgestattet mit viel Geduld und Toleranz. Mit grosser Härte und oft schneidender Schärfe trat er Menschen gegenüber, in denen er demagogische Interessenvertreter, Heuchler, Streber oder gar Verräter erkannte. Er, der Vater der «Marburger Schule», die eine ganze junge Generation mobilisierte, der Kämpfer, der durch Zuchthäuser, das KZ und das Strafbataillon 999 ging, der harte Gegner, aber nur einen Feind – den Faschismus – hatte, war von einer unbeschreiblichen Bescheidenheit, ob in seiner Lebensführung oder seinen Mitmenschen gegenüber.

Ich bin stolz auf seine Freundschaft. Ich habe ihn geliebt.

«Wenn einer auf ein Leben zurücksehen kann, in dem sich alles, aber auch alles reimt, in dem es so geordnet und übersichtlich zugegangen ist wie in einer arithmetischen Reihe, dann wird das vermutlich ein hässlich langweiliges, ein passives, ja ein faules Leben gewesen sein, und es ist zweifelhaft, ob so ein Leben in dieser Welt mit ihren Zwickmühlen, Zwangslagen, Fallgruben und Alternativen überhaupt möglich ist.»

Hermann Kant, *Die Aula*

Der Handlungslehrling

Nach dem Ende meiner Schulzeit trat ich als Lehrling in das renommierte Unternehmen der alten Hugenottenfamilie von Passavant ein – in der Weltfirma für Seidenwaren sollte ich den Beruf eines Handlungsgehilfen erlernen. Ohne Interesse und Begeisterung begann ich am 1. April 1919 in dem feudalen Bürohaus am Frankfurter Rossmarkt meine Arbeit, in einer Sphäre, die Friedrich Engels als den «hündischen Commerz» zu bezeichnen beliebte.

Damals konnte ich nicht ahnen, dass die Berufsbezeichnung Handlungsgehilfe, wenn auch in einem anderen Sinne, kennzeichnend für mein Leben werden sollte: «Helfen, dass gehandelt wurde», das entsprach meiner Art und meinen Fähigkeiten im ökonomischen, politischen und kulturellen Bereich. Den Rahmen bildete dabei fast ausschliesslich die sozialistische Arbeiterbewegung. Ihr diente ich als *Funktionär*. So nannte man die Menschen, die ohne die Absicht, besondere Vorteile zu gewinnen, das taten, was sie für ihre Pflicht hielten. Der Funktionär, das war und blieb in der deutschen Arbeiterbewegung ein Ehrentitel.

Dieser Bericht umfasst 23 zentrale Jahre meines Lebens, die Zeit von Mitte der zwanziger bis Ende der vierziger Jahre, die meiner Lebenszeit von Anfang Zwanzig bis Mitte Vierzig entsprechen. Viele Mosaiksteine sollen ein Dasein in bewegter Zeit sichtbar machen, im persönlichen Spiegel etwas von unserer politisch-gesellschaftlichen Geschichte vermitteln.

Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund – Volksentscheid gegen die Fürstenabfindung abgelehnt – Regierung des Bürgerblocks – Zusammenarbeit Reichswehr-Rote Armee – Hindenburg wird Reichpräsident – Deutscher Export erreicht Stand von 1913 – 700'000 Arbeitlose – Das Radio wird populär In Frankfurt gewinnt die SPD bei den Kommunalwahlen – Arbeitersekretär Gräf wird Bürgermeister – Ernst May macht die Stadt zum Vorbild modernen Städtebaus – Es entstehen 29 städtische Unternehmungen als GmbH oder AG – Das Theater wird städtischer Regiebetrieb – Die SPD schliesst Mitglieder des «Internationalen Jugendbundes» (Nelson- Bund) aus. Diese gründen den «Internationalen Sozialistischen Kampf- bund» (ISK)

Die Jungsozialisten

Mit dem Schlagwort «goldene Zwanziger» ist dieses Jahrzehnt der Weimarer Republik oft etikettiert worden. Es ist irreführend: Nur eine kurze Zeitspanne, die Jahre von 1926 bis 1928, brachte einen gewissen wirtschaftlichen Aufschwung. Immerhin ging ein Aufatmen nach der schweren Zeit des Krieges, der Inflation und der Weltwirtschaftskrise durch das Volk. Auch die Lasten des Friedensvertrages wurden langsam geringer. Doch blieb die Zahl der Arbeitslosen beträchtlich. Grosse Gewinne erzielten die Unternehmungen, das Hereinströmen ausländischen Kapitals war die Hauptursache. Eine wirklich «goldene Zeit» begann für das kulturelle Leben.

Hebt uns're Fahnen in den Wind;
Sie leuchten hell wie Sonnenblut
Und künden, dass wir gläubig sind:
DER MENSCH IST GUT!

Das sangen wir mit Inbrunst zu Beginn der zwanziger Jahre. Die Sozialistische Arbeiterjugend verharrte trotz Krieg und Revolution im Grunde in einem romantisch-konservativen Lebensgefühl. Sie entwickelte ein Gefühl von Sozialismus aus dem Glauben. Die «grosse Mutter», die SPD, sah dies mit Wohlwollen.



Werbepostkarte der «Arbeiterjugend»
in den zwanziger Jahren.

Im Kontrast zur SAJ entstand die Bewegung der Jungsozialisten. Sie entwickelten sich zunächst als spontane lose Vereinigungen aus den Kreisen der älteren Mitglieder der SAJ. Ihr schlossen sich mit der Zeit junge Mitglieder der SPD an, die nicht durch die Jugendorganisation gegangen waren. In Frankfurt bildeten, nach ihrer Gründung, die Akademie der Arbeit und das Institut für Sozialforschung ein weiteres Juso-Reservoir. Es gab keine Statuten, keine besonderen Beiträge. Mitgliedschaft in der SPD war üblich, jedoch nicht Bedingung. Den organisatorischen Rahmen bildete die SAJ. In ähnlicher Form und zur gleichen Zeit entstanden in der ganzen Republik solche jungsozialistischen Gruppen.

Die aus diesen drei Richtungen kommenden Mitglieder der jungsozialistischen Vereinigung bezogen von Anfang an durchaus gegensätzliche politische Positionen: Da war die SAJ-Gruppe. Sie wollte sich mit der Liquidation des 9. November und der Existenz einer Bürgerblock-Republik nicht abfinden. Sie hielt nichts von dem neuen Schlagwort «Wirtschaftsdemokratie». Sie lebte in der Hoffnung, «die Partei» von ihren reformistischen Irrtümern abzubringen.

Anders die Mitglieder, welche als Studenten von den Gewerkschaften oder der Partei an die Akademie der Arbeit entsandt wurden. Sie sollten dort ideologisch gerüstet werden, zwecks späterem

hauptamtlichen Einsatz in den Organisationen der Arbeiterbewegung. Diesem Ziel diente auch die Auswahl der Dozenten und Professoren wie Dr. Sinzheimer, Dr. Erik Nölting oder Redakteure der «Frankfurter-Zeitung» (Fritz Naphtali und Ernst Kahn). Sie waren «Reformisten» vom Schlage Eduard Bernsteins und dessen Ideologie: «Das Ziel ist nichts, der Weg ist alles.» In dieser Gruppe war besonders der «Hofgeismar-Kreis» der Jungsozialisten vertreten, der immer stärker in eine nationalistisch-konservative Richtung abdriftete.

Einer ihrer führenden Köpfe war Franz Osterroth. Seit dem Reichsjugendtag in Weimar verband mich mit ihm eine enge und bis heute dauernde Freundschaft. Um so gegensätzlicher waren und blieben unsere politischen Meinungen. Darüber berichtet Franz in seinen Lebenserinnerungen u.a.: «... in politischer Hinsicht neigte die Frankfurter Arbeiterjugend genauso wie die Frankfurter Arbeiterbewegung mehrheitlich zu einem gefühlsmässigen Dauerradikalismus. Ich glaubte nach langen Diskussionen oft für eine politisch-realistische Betrachtungsweise geworben zu haben, merkte aber schon am anderen Tage, wie man von dem gewohnten, geliebten Radikalismus nicht lassen konnte. Studentische Mitglieder des ‚Nelson-Bundes‘ erlangten politisch grösseren Einfluss...»

Entscheidender für die Entwicklung der Jungsozialisten wurden ihre Mitglieder und die Dozenten, die aus dem Institut für Sozialforschung kamen. Eine Gruppe von Forschern und Lehrern, die am wissenschaftlichen Sozialismus orientiert waren, hatte sich hier zusammengefunden. Die «Frankfurter Schule», für immer verbunden mit Namen wie Horkheimer und Adorno, sollte mit der Entwicklung einer antikapitalistisch-antifaschistischen Theorie international bekannt werden.

Zu meinen damaligen Lehrern und Freunden zählten Karl August Wittfogel, Karl Korsch, Hilde Weiss und Fritz Sternberg. Mit ihnen blieb ich auch verbunden, als ich 1926 in den Nelsonschen ISK übertrat. Insbesondere erinnere ich mich an die nächtelangen Diskussionen mit Fritz Sternberg. Immer wieder wanderten wir um das gleiche Strassenviereck, oder wir sassen auf dem Deck des Restaurant-schiffes «Friede» am Nizza-Ufer bei einer Tasse Kaffee, Stunden um Stunden weiterdiskutierend. Durch diese guten Genossen erhielten meine bis dahin sehr nebulösen Erkenntnisse über sozialistische Theorien eine geschlossene Grundlage.

In der Arbeiterbewegung

Mit der Stabilisierung der Republik erstarkten die Organisationen der Arbeiterbewegung: SPD und KPD, die freien Gewerkschaften, die zahlreichen kulturellen Vereinigungen breiteten sich mächtig aus. Zu den bestehenden Konsum- und Baugenossenschaften kamen Neugründungen von gemeinwirtschaftlichen Betrieben in weiteren Wirtschaftszweigen hinzu. Es war für uns selbstverständlich, dass wir diesen Organisationen als Mitglied, oft auch als Funktionär angehörten. So war ich in der Zeit von 1919 bis 1933 Mitglied oder Funktionär in folgenden Organisationen: Sozialistische Arbeiterjugend, Jungsozialisten, SPD, Internationaler Sozialistischer Kampfbund, Eiserne Front, Reichsbanner, Rote Hundertschaft, Zentralverband der Angestellten, Arbeiter-Abstinentenbund, Freidenkerverband, Kulturkartell der modernen Arbeiterbewegung, Büchergilde, Konsumverein, Naturfreunde, Allgemeiner freier Angestelltenbund, Bauhütte GmbH, Volksfürsorge-Versicherung, Freie Volksbühne, Arbeiterwohlfahrt, Volks-Bau- und Sparverein, Republikanischer Führerbund, Betriebsräteschule, Bund für Volksbildung... (Natürlich war ich nicht in allen diesen Organisationen gleichzeitig tätig oder Mitglied.)

Im April 1919 hatte, wie gesagt, meine Lehrzeit bei der Firma Gebrüder Passavant begonnen. Etwa 20% der 400 kaufmännischen Angestellten des Betriebs waren im bürgerlichen Gewerkschaftsbund der Angestellten (GdA) organisiert. Ich erklärte meinen Beitritt.

In meinen Jugenderinnerungen habe ich von meiner Beteiligung an den Kämpfen der Frankfurter Arbeiterbewegung gegen die Putschisten der Reaktion berichtet. Neben den beiden Arbeiterparteien der SPD und KPD waren die freien Angestelltengewerkschaften die Träger des Widerstands. Dabei wurde mir klar, dass mein Platz nicht im GdA, sondern im Zentralverband der Angestellten (ZdA) war. Im ZdA war vorwiegend Personal der Warenhäuser, des Einzelhandels, der Sozialversicherungen sowie der kommunalen Verwaltungen und der Eigenbetriebe der Arbeiterbewegung organisiert. Die Existenz zweier grosser bürgerlicher Konkurrenzorganisationen mag die Ursache für die ausgeprägte politische Profilierung des ZdA gewesen sein. Auch innerhalb der Arbeiterbewegung bezog er eine linke Position. Mancher führende Funktionär gehörte der U.S.P. und später der SAP oder KPD an. Das SAJ-Engagement liess mir leider nicht

viel Zeit für die im ZdA sehr intensive gewerkschaftliche Jugendarbeit.

Meine eigentliche gewerkschaftliche Aktivität beginnt mit meinem Berufswechsel in die Hausrat GmbH. In den Niederlassungen Höchst, Wetzlar und Darmstadt organisiere ich die Kollegen und werde 1926 auf der Liste des ZdA als Vorsitzender des Hauptbetriebsrates gewählt. (Ein Kuriosum, weil ich als Geschäftsführer der «Hausrat»-Niederlassung in Darmstadt Arbeitgeberfunktion hatte.)

«Wissen ist Macht – Bildung macht frei»

Es war der alte Arbeiterführer August Bebel, der einmal dem Sinne nach sagte: «Die deutsche Arbeiterklasse ist darauf stolz, nicht nur das Erbe der Geistesgrößen Karl Marx und Friedrich Engels zu verwalten; auch Goethe, Fichte und Schopenhauer gehören dazu.» Der Erwerb von Wissen und Bildung gehörte zu den grossen Idealen, die in unserem Organisationsleben eine bedeutende Rolle spielten.

In ihrem Parteisekretär Konrad Brosswitz besass die Frankfurter SPD 1926 einen Genossen, dem die Hinführung der Arbeiterschaft zu den Kulturgütern als eine besondere Aufgabe erschien. Der Stil der früheren Arbeiterbewegung, Feste mit Bier, Tombola und Tanz zu feiern, war ihm ein Greuel. Dies und die Zersplitterung der kulturellen Bestrebungen zu überwinden war sein Ziel. Deshalb gründete er im Jahre 1925 das «Kulturkartell der modernen Arbeiterbewegung in Frankfurt». Ihm gehörten alle Organisationen der Arbeiterbewegung Frankfurts an. Brosswitz gelang es auch, im Kulturleben Frankfurts tätige Persönlichkeiten für diese Aufgabe zu gewinnen. Als Vertreter der SAJ gehörte ich dem Vorstand an.

Die 1. Internationale Arbeiterolympiade: Im Jahre 1925 wird das Frankfurter Waldstadion mit dieser einmaligen internationalen Veranstaltung der Arbeitersportler eröffnet. Dies ist zugleich die Feuerprobe für das Kulturkartell. Ein Weihepiel mit Sprech- und Bewegungschor ist der kulturelle Höhepunkt in dem weiten Rund des Stadions. Damit beginnt in Frankfurt eine Zeit, in der diese Kunstform mehr und mehr die Veranstaltungen der Arbeiterorganisationen prägt. Aus ursprünglich oft verschwommenen, nur symbolhaften Texten entwickeln sich immer mehr Akzente politischer Bewusstseinsbildung. Aus der ersten Zeit dieser Weihespiele erinnere ich

mich noch an einen Text, den ich mit einigen hundert weiterer Teilnehmer zu sprechen hatte. (Herkunft und tieferer Sinn blieben mir bis heute verborgen.)

Weh, Weh, Du hast sie zerstört
Die schöne Welt
Sie stürzt und zerfällt
Ein Halbgott hat sie erschlagen
Wir tragen
die Trümmer ins Nichts hinüber
Und klagen über die verlorene Schöne

Mit der Bürgerblockregierung hatte sich die Republik stabilisiert; die Reaktion desgleichen. Von der Grossindustrie und den feudalen Grundbesitzern finanziert, baute sich das Bürgertum die Wehrformation «Der Stahlhelm» (Bund Deutscher Frontsoldaten) auf. Mit der Bildung der «SA» (Sturmabteilung) und der «SS» (Schutzstaffel) schufen die Nazis brutale Schlägertrupps und Terrorformationen. Es dauerte lange, bis die Führer der SPD die politische Bedeutung dieser neuen Organisationsformen begriffen. Der sozialdemokratische Regierungspräsident Hörsing in Magdeburg gründete gemeinsam mit Vertretern der «Weimarer Koalition» (Demokraten und Zentrum) das «Reichsbanner».

In Frankfurt bildeten die Ordnergruppen der SPD und die «Roten Hundertschaften» der Frankfurter SAJ mit ihrer straffen Ausbildung in den «Turnkreisen» und ihrer Uniformierung den Kern des Frankfurter Reichsbanners. Durch den Zustrom aus den Kreisen der SPD und Freien Gewerkschaften wurde daraus bald eine gut durchorganisierte Massenbewegung. Dagegen war von einer Beteiligung des linken Bürgertums nichts zu spüren. Im Gegenteil: der Republikanische Führerbund, der sich nach dem Mord an Minister Rathenau 1922 gebildet hatte und dem ich als Vertreter der SAJ angehörte, löste sich sang- und klanglos auf.

Immerhin: eindrucksvoll war er schon, der erste Aufmarsch von 5'000 Arbeitern der Frontgeneration, uniformiert und in Formationen gegliedert, im Gelände des Frankfurter Zoos. Ihr Kommandeur war Dr. Alfred Dang, seit Kurzem Redakteur der «Volksstimme». Als ehemaliger Hauptmann der kaiserlichen Armee wirkte er imponierend durch seine militärisch straffe Persönlichkeit. Seine kurze Ansprache weckte Kampfentschlossenheit. Dabei passierte ihm aller-

dings ein kleiner Ausrutscher, indem er seinen Appell beendete mit dem Aufruf: «... Und deshalb, meine Reichsbannerkameraden, fordere ich euch auf, mit mir einzustimmen in den Ruf: Unser heissgeliebtes Reichsbanner, unsere Fahne *Schwarz-Weiss-Rot*, sie lebe...!»

Ein Glück, dass es damals noch keine Lautsprecheranlagen gab! Das «Reichsbanner» war und blieb eine Sache und Organisation der sozialistischen Arbeiterbewegung. Trotzdem trauerten wir in der SAJ den «Roten Hundertschaften» nach und kamen auch weiterhin in unseren Turnkreisen zusammen.

Eine neue Lehre

Nach den Revolutionsjahren differenzierte sich die bündisch-bürgerliche Jugendbewegung. Gruppen zogen aufs Land, betrieben Landwirtschaft besonderer Art (heute finden wir ähnliches: biologische Düngung und Umweltfreundlichkeit). Landvolkshochschulen entstehen, aus Thüringen bricht die «Flamme-Schar» auf und verkündet einen tolstoianisch-religiösen Sozialismus. Aus der Schweiz kommend, findet die Anthroposophie zahlreiche Anhänger in der Jugendbewegung; ebenso die FFF-Bewegung (Freiland, Freigeld, Freiwirtschaft) von Sylvio Gsell.

Im Jahre 1924 werde ich zu einer Diskussionsveranstaltung über politische Fragen eingeladen. Etwa 20 junge Menschen führen eine lebhaftige Debatte. Die Diktion war mir ungewohnt. Es ist sehr viel die Rede von Ethik, Vernunft, Moral und Führerschaft. Ich beobachte mit grossem Interesse einen hochgewachsenen jungen Mann. Er spricht nur wenige Sätze, kritisch und klar. Er gefällt mir. Nach Schluss der Veranstaltung frage ich ihn, was er von diesen neuen Lehren hält. «Nicht viel», ist seine Antwort. Es war Adolf Reichwein. (Noch einmal traf ich ihn Jahre später kurz in Frankfurt. Im Dienste des preussischen Staates reformierte er das Erziehungswesen. Er wurde Sozialist. Am 20. Juli 1944 gehörte er zum Führungskreis der Verschwörer gegen Hitler als Verbindungsmann zur kommunistischen Widerstandsgruppe. Die Nazihenker ermordeten ihn.) – Dies war meine erste Bekanntschaft mit dem von Professor Leonard Nelson gegründeten «Internationalen Jugendbund» (IJB).

Georg Stierle, mit dem ich im Vorstand der SAJ seit Jahren zusammenarbeite, erzählt von einem Treffen in Göttingen, an dem er

auf Einladung des «Nelson-Bundes» teilgenommen habe. Er meint, dass ein Vertreter des Nelsonschen IJB einmal vor den Funktionären der SAJ sprechen solle über das Thema «Was wir wollen». – Etwa 60 Genossinnen und Genossen, 16-25 Jahre alt, sind anwesend. Ich fühle mich sehr sicher und wichtig als Versammlungsleiter, kenne ich doch das Büchlein «Referentenführer» von Eduard David auswendig.

Die Stuhlreihen sind wohlgeordnet, der Vorstandstisch ist mit Wasserflasche, Rednerpult und Glocke bestückt. Flankiert von Schriftführerin und Beisitzern, nehme ich Platz. Neben mir soll der Referent sitzen. Es ist der Student Lutz Grünebaum. Doch es kommt alles ganz anders. Ohne mich zu fragen, schlägt er vor, die starre Sitzordnung aufzugeben und sich lose im Halbkreis zu gruppieren. Vorstandstisch und Rednerpult könnten verschwinden. Ich bin wie vom Donner gerührt, meine ganze Vereinsmeierwissenschaft bricht zusammen; ach, das Pult hatte mir doch immer Halt gegeben. Gekränkt und ärgerlich lasse ich die Änderung zu. Immerhin reicht es mir noch zu dem Einleitungssatz: «Ich begrüße den Referenten Grünebaum und erteile ihm das Wort zu seinem Vortrag *Was wir wollen*».

Er setzt sich in den Halbkreis und beginnt ohne jede Vorrede: «Ihr nennt euch doch junge Sozialisten; kann mir einer sagen, was das ist, Sozialismus?» Ich unterbreche ihn ärgerlich: «Erstens wissen wir das natürlich alle und zweitens fang doch endlich einmal das Referat an!» Gelassen entgegnet er: «Du weisst also, was Sozialismus ist? Also erklär mir das mal!» Ich war damals bestimmt noch kein desperater Charakter, doch in diesem Moment bekam ich Mordgedanken.

Nun richtet er die Frage an alle. Es kommen Antworten, zaghafte oder pathetisch abschweifende. Behutsam und geduldig fragt sich Grünebaum immer weiter durch. Bald merke ich, dass eine klare Steuerung dahinter steckt. Nelson lehrte nach dieser sokratischen Methode. Danach kann der Mensch allein durch seine Vernunft, durch ständiges Nachdenken und Fragen zu richtigen Erkenntnissen kommen. Ich habe durch Anwendung dieser Methode viel gelernt. Es ist allerdings nicht einfach, den roten, richtigen Faden zu finden und anzuwenden. Mir fehlte immer das Zeug zu emotional wirkungsvollen Ansprachen. Besser lagen mir sachliche Themen. Die Fähigkeit zur intensiven Diskussion erwarb ich durch die sokratische Methode.

Von jetzt ab kamen immer mehr Mitglieder des IJB in die Zusammenkünfte der SAJ und der Jungsozialisten. Gemeinsam veranstalteten wir im Januar 1925 eine grosse Gedenkfeier für die Toten der Revolution: Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht und Wladimir Lenin. Der grosse Saal des Volksbildungsheims ist überfüllt. Lutz Grünbaum hält die Gedenkrede. Seit der Ostertagung 1923, als in Hofgeismar sich die Jungsozialisten in einen nationalistischen und einen internationalen Flügel spalteten, vereinten sich die Kräfte der «Linken» mit Mitgliedern des IJB und besetzten dadurch im Reichsmassstab die Vorstandspositionen und die Chefredaktion der «Jungsozialistischen Blätter». Immer mehr übernahm ich Erkenntnisse und Formulierungen der Nelsonschen Theorien und vertrat sie bei allen möglichen Gelegenheiten. So zu Pfingsten 1925 anlässlich des Bezirksjugendtages der SAJ Hessen-Nassau in Wetzlar.

An der alten Stadtmauer gegenüber dem Rathaus enthüllen wir eine Bronzetafel für August Bebel, den alten Arbeiterführer, der hier in seiner Jugendzeit lebte. Der letzte Überlebende der alten Führungsgruppe, der fast neunzigjährige Eduard Bernstein, hält die Gedenkrede. Am nächsten Tage Massendemonstration. Festredner ist der Präsident des deutschen Reichstags Paul Lobe (SPD). Lobe ist anscheinend über die Vorgänge in der SAJ im Zusammenhang mit dem «Nelson-Bund» informiert. (Der «Vorwärts» schreibt einige Tage zuvor: «Die Stellung des Nelson-Bundes steht im schroffen Widerspruch zu den Beschlüssen der Partei.») Lobe wendet sich gegen diese «gefährlichen Umtriebe».

In der anschliessenden Zusammenkunft in kleinem Kreis vertrete ich in fröhlicher Unbefangenheit Nelsonsche Theorien. Und dann hole ich zu einem dröhnenden Hammerschlag aus und zitiere frei Schnauze aus Nelsons wissenschaftlichem Werk: «Die Demokratie ist nicht die grosse Arena, aus der der Tüchtigste als Sieger hervorgeht. Sie ist der Jahrmarkt, auf dem der pfiffigste oder käuflichste Schwätzer dem rechtliebenden und nur auf seine gute Sache bauenden Charakter den Rang abläuft.»

Der Repräsentant der deutschen Demokratie erstarrt zu Eis. Der Vorsitzende, Parteisekretär Knothe, entzieht mir das Wort. In einer Mischung von Verblüffung, Unsicherheit und innerer Genugtuung verlasse ich den Raum. Wochen später entbrennt bei den Frankfurter Jungsozialisten der Streit über die Nelsonschen Lehren. Georg Stierle wirbt für den IJB. Der marxistische Flügel setzt sich jedoch gegen ihn durch. Er und ich werden vor den Frankfurter Parteivor-

stand geladen. Wir sollen abschwören; auch die KPD habe schon vor Jahren diese reaktionäre Sekte ausgeschlossen. Die Entscheidung wird vertagt, man wartet die Beschlüsse des Parteivorstandes in Berlin ab.

SPD-Ausschluss – Im ISK

Im Herbst 1925 fällt die Entscheidung nach einem Gespräch Nelsons mit dem Reichs-Parteivorstand der SPD in Berlin. «Die Mitgliedschaft im IJB ist unvereinbar mit der Zugehörigkeit zur Sozialdemokratischen Partei.» Dazu schrieb ein enger Mitarbeiter Nelsons: «... Und eben weil der IJB es gewagt hat, den Vorhang zu lüften, der das Geschäftsgeheimnis der Bonzenherrschaft dem «Unverstand der Massen' bisher verborgen hat, eben darum musste der IJB ausgeschlossen werden...» Genau dies traf bei mir den Nagel auf den Kopf: Die Macht der Apparate, ihre Druck- und Unterdrückungsmethoden hatte ich seit den ersten Tagen meines Eintritts in die sozialistische Jugendbewegung kennengelernt. (Im Anschluss an eine lebhaft diskutierte Diskussion zwischen Jusos und uns IJB-Sympathisanten nahm mich der Bezirkssekretär der SPD, Paul Röhle, beiseite und zischte mich an: «Vergiss nicht, Genosse Müller, der Arm eines preussischen Landtagsabgeordneten reicht auch in die Hausrat GmbH.»)

Die Antwort auf den Ausschluss des IJB war die Gründung einer neuen Partei, des *Internationalen Sozialistischen Kampfbunds* (ISK). Nelson kam zur Gründungsversammlung nach Frankfurt. Zunächst war ich von seiner Persönlichkeit und seinem Auftreten enttäuscht. Unter dem Führer einer sozialistischen revolutionären Partei stellte ich mir einen *Danton* vor. Wo blieb da in seiner Rede der mitreissende kämpferische Schwung? Mit leiser Stimme schien er mehr ein persönliches Gespräch zu führen. Was sollte das ausserdem bedeuten «... ein würdiges Leben führen..., dass zum Recht entschlossene Menschen die Macht des Staates in die Hand bekommen...». Warum wandte er sich gegen die Theorie vom automatischen Hineinwachsen in den Sozialismus? Hatte er nie etwas von den Leninschen Formulierungen über die Rolle des subjektiven Faktors, der «Entschlossenen Minderheit», der «Eisernen Kohorte der Revolution», der Kaderpartei gehört?

Da gefiel mir schon besser, was er über den Kampf gegen den Klerikalismus sagte. Nicht nur die von Katholiken beherrschte Reichsregierung, auch die von Sozialdemokraten geführte preussische Regierung machte um diese Zeit grosse Konzessionen an den Klerus. Am Ende von Nelsons Rede war ich nachdenklich. Ich kam zu dem Schluss, dass in seinem Wesen doch eine stille, aber zähe Energie stecke; seine Schlussfolgerungen erschienen mir logisch, allerdings viele seiner Begründungen zu allgemein und nicht genügend tragfähig.

Das Ziel der neuen Partei ISK ist eine Staatsform unter der «Herrschaft der Weisen». Mit Georg Stierle und mir scheidet etwa ein halbes Hundert von Funktionären der SAJ aus dieser, den Jungsozialisten und der SPD aus. Wir sind über die geringe Zahl verblüfft. Es erweist sich dabei, dass Sozialisten in ihrer politischen Organisation fast so etwas wie eine Glaubensgemeinschaft sehen. Diese verlässt man selbst dann nicht, wenn man mit ihrer Praxis nicht einverstanden ist.

Vorsitzender der Ortsgruppe Frankfurt wird Georg Stierle, ich sein Stellvertreter. Es gibt noch keine Statuten und kein Organisationsschema. Im Reich bilden sich weitere Gruppen, vorwiegend in den Universitätsstädten. Deren Mitglieder kommen vorwiegend aus intellektuellen Kreisen. Der Abschied aus der lieb gewordenen sozialistischen Jugendbewegung fällt mir schwer. Ich lasse dort viele Freunde zurück. Warum entschied ich mich trotzdem für den ISK? Es waren vier Gründe: dessen Einstellung zu aktuellen politischen Themen (z.B. preussisches Konkordat, Fürstenabfindung), die brutale Unterdrückungspraxis des SPD-Apparats gegenüber oppositionellen Gruppen, das im Hinterkopf tickende Hochgefühl, einer kämpferischen Elite von Revolutionären anzugehören, und schliesslich, dass es mir unvorstellbar war, mich vom besten Freund und Kampfgenossen, dem «Schorsch», zu trennen.

Die Mehrzahl der zum ISK übergetretenen SAJ-Mitglieder hatte nur eine nebulöse Vorstellung von der organisatorischen Struktur dieser neuen Partei. In den folgenden Wochen kommen aus der Zentrale in Göttingen vom Führer des ISK ständig Informationen und Weisungen. Dabei schält sich mehr und mehr der sektenhafte Charakter der neuen Organisation heraus. Ich führe sie – sicher lückenhaft – stichwortartig auf: Einsetzung der Führerschaft von oben nach unten durch Nelson; Voraussetzung für die Mitgliedschaft: Abstinenz von Alkohol und Nikotin, Kirchenaustritt und Mitglied-



Leonard Nelson
im Kreis von Mit-
gliedern seines IJB,
Mitte der zwanzig-
er Jahre.

schäft im Freidenkerverband, Vegetarismus; schriftliche Monatsberichte: a) Arbeitsbericht, b) Bericht über Privatleben; Mitgliedschaft bei einer Freien Gewerkschaft; strikte Anwendung der Lateinschrift statt Fraktur, Erlernung der neuen Einheitsstenografie; Verbot der Anwendung von «Kosenamen» (Manel statt Martha); Verbot, bei Veranstaltungen neben vertrauten Freunden zu sitzen. Angeblich galt für die Spitzen der Hierarchie das Zölibat. Nicht zuletzt die dauernde Steigerung solcher Anforderungen an die Mitgliedschaft bewirkte, dass bald ein ständiger Abgang ehemaliger Mitglieder der SAJ aus dem ISK einsetzte.

Wie standen ich oder meine alten Freunde zu diesen Forderungen? Nun, abstinent und Nichtraucher war ich. Kirchenaustritt: kein besonderes Problem. Ich hatte in der Schule in Religion immer eine blanke Eins, den Katechismus rasselte ich herunter, ohne seinen Sinn in mich aufzunehmen. Jesus erschien mir als gewaltfreie Führer- und Märtyrergestalt einer Revolution. Die Kirche als ein Bündnis von Altar und Krone; «Gott mit uns» auf dem Koppelschloss der Soldaten und Armeepfarrer als eine Blasphemie. Mitgliedschaft im Freidenkerverband: Da träume ich noch heute vom primitiven Pathos des Sekretärs Riegel und von der Angst, dass der auch einmal an meinem Sarg den Donner seiner Rede losliesse. Seine besondere Spezialität waren Lichtbildervorträge. Da wies er nach, wieviel weniger Platz eine Feuerbestattung brauche und wie ekelhaft Reste in einem geöffneten Grabe aussähen.

Das Hauptproblem war der Vegetarismus. Er wurde aus ethischen

Gründen gefordert. Das berechnete Interesse des Tieres zu leben gehe vor, ungeborenes Leben – Eier – dürfe man essen. Ich brachte meine Einwände: Meine Mutter weigere sich, für mich separat zu kochen, auch sei das zu teuer, es sei gesundheitsschädlich. Wochenendkurse für uns Störrische wurden in der Villa eines wohlhabenden Fabrikbesitzers und ISK-Mannes organisiert. Es gab da auserlesenes vegetarisches Essen (Das hätte meine Mutter nie kaufen können.) Wir wurden ins Schlachthaus geführt und mussten zuschauen, wie qualvoll Kälber unter dem Messer des rituellen jüdischen Schächters verbluteten. Was sollte ich machen? Entweder wurde ich Vegetarier, oder ich schloss mich automatisch aus von der Organisation. Und deshalb wurde ich es!!! «... aber fragt mich nur nicht wie...», um mit Heinrich Heine zu reden. Anstelle des Mittagessens, das ich vorher im Tender von zu Hause mitnahm und im Büro wärmte, kochte ich mir jetzt jahrelang (wirklich!) jeden Tag einen Pott Kakao und ass dazu Butterbrot und runden roten Edamer-Käse. Abends gab's dann zu Hause Marmeladebrot, Griess- und Reisbrei oder Kartoffelgerichte.

Die Monatsberichte waren ein Rapport über die für den ISK geleistete Arbeit. Der persönliche Bericht sollte u.a. Auskunft geben über die privatesten Dinge und selbstkritisch sein. Ich habe nie Berichte von anderen ISK-Mitgliedern gelesen. Durch manche Reden erfuhr ich jedoch, wie oft da gemogelt und geheuchelt wurde. Manchmal war das in den kritischen Gemeinschaftsbesprechungen zu spüren.

Zu Kursen fuhren wir in das in Kurhessen liegende Internat, die «Walkemühle». Dort trafen wir mit anderen Gruppen zusammen. Es waren fast ausschliesslich Intellektuelle. Ein engerer Kreis umgab Nelson – den Meister – in einer Mischung von Ehrfurcht und Hingabe. Alles war perfekt organisiert – auch die Freizeit und das kulturelle Programm –, chemisch rein! Da spürte ich eine leise Sehnsucht an die ungebundene Freude und Heiterkeit unserer Tage in der SAJ. Borries Freiherr von Münchhausen kam mir in den Sinn: Alte Landsknechte kommen nach ihrem Tode – o Wunder! – in den Himmel, zu Harfenklang und Wolkschaukeln. Insgeheim sehnen sie sich nach ihrem wilden Leben auf Erden zurück und zum derben Fluchen. Doch wenn sie dazu einmal ansetzen, «gehts ihnen nicht aus dem Maul raus, wird immer ein Halleluja draus...». Ein Hauch der alten Jugendfreiheit und des Abenteuers ging durch die Osterfahrt der Frankfurter Gruppe ins Rheinland auf dem von der «Hausrat»



ISK-Osterfahrt an den Rhein 1926.

entliehenen Lastwagen. – Falsch und ungerecht wäre es, wollte ich den Wert der Schulungsarbeit herabsetzen. Ein solides Grundwissen wurde als Voraussetzung für das Herangehen an Theorien erarbeitet. Der penible, umfassende, bis ins letzte Detail gehende «Ausbildungsplan für Jugendgenossen» (1928?) gibt darüber ein plastisches Bild.

Welche Probleme die Forderung nach absoluter Disziplin aufwarf, zeigt folgender Fall. Im Dachraum eines uralten Hauses in der Sachsenhäuser Löhergasse sollte ein Kurs beginnen. Pünktliches Erscheinen war Pflicht, auch nur eine Minute Verspätung schloss den Betreffenden aus. Am ersten Abend kommt die Leiterin etwa drei Minuten zu spät. Konsequenz: Ausschluss, und weil keine Leitung, auch kein Kurs! Ich erinnere mich nicht mehr, ob und wie eine Lösung folgte.

Die politischen Aktivitäten im ISK galten der Mitarbeit in den verschiedenen Organisationen der Arbeiterbewegung oder eigenen Aktionen. «Keinen Pfennig den Fürsten!», das war die Parole der ersten und einzigen Volksabstimmung über ein Gesetz der Weimarer Republik. Vom Kaiser bis zum kleinsten Duodez-Fürsten waren die gestürzten Potentaten Besitzer ihrer riesigen Vermögen geblieben. Das

Volk hatte durch Krieg und Inflation fast alles verloren. Die Tribute für die Siegermächte wurden durch die Steuer aus ihm herausgequetscht. Da entschlossen sich die Sozialdemokraten und Kommunisten zu gemeinsamer Aktion (es sollte die letzte sein!): Durch eine Volksabstimmung sollten die Vermögen der abgesetzten Herrscher in das Eigentum der Republik übergehen. Der ISK schloss sich der Aktion an.

Wir knobelten einen besonderen Werbegag aus: An langen Latten befestigten wir eine Art Laterne, einen nach vier Seiten mit Stoff bespannten Kasten. Die Beschriftung darauf ergab zusammen die Parole: «Keinen Pfennig den Fürsten!» Mit der an den Lenkern von 16 Fahrrädern befestigten Grosslaterne fuhren wir Abend für Abend durch Stadtteile. Zur Verstärkung und für etwaige Analphabeten skandierten wir diesen Aufruf im Chor.

Ein neues Instrument der Propaganda entwickelte der ISK in der Form der politischen Revue. *Teufel Reaktion* nahm die konservativen und reaktionären Finsterlinge in Staat, Wirtschaft und Kirche aufs Korn. Interessant, dass die Nazis nur am Rande vorkamen (1927!). Man erkannte damals nicht nur bei uns die ungeheure Gefahr und Bedrohung noch nicht. Eine dritte politische Aktion richtete sich gegen den Abschluss des Konkordats zwischen dem preussischen Staat und dem katholischen Klerus. Unser Plakat zeigte ein Schulhaus, auf dessen Dachfirst ein feister Pfaffe ritt, der ein Türmchen mit dem Kreuz als Spitze aufsetzte.

Vom Handlungsgehilfen zum Geschäftsführer

Die Niederlassung in Darmstadt der «Gemeinnützigen Möbelversorgung Hausrat GmbH» wurde notleidend. Die Direktion in Frankfurt schickte mich von der Filiale Höchst am Main zum Zweck der Liquidierung in die Hauptstadt des Volksstaates Hessen. – Jeden Tag fahre ich mit der Reichsbahn, mit dem Bummelzug 3. Klasse, mit jeweiligem Halt an zehn Stationen, an meinen neuen Arbeitsplatz. Das Unternehmen arbeitet in einer alten Fabrik, am südlichen Rand der Stadt. Vierzig Minuten dauert mein Fussmarsch.

Im Zentrum der Stadt miete ich in einer alten Korsettfabrik ein neues Verkaufslokal. Über die Gewerkschaften und Konsumvereine wendet sich meine Werbung an deren Mitglieder. Ergebnis: Nach

drei Monaten schreibt die Geschäftsstelle schwarze Zahlen. Ich werde zum Geschäftsführer bestellt. Nach einem Jahr ist das Unternehmen, neben der Frankfurter Zentrale, an die zweite Umsatzstelle gerückt.

Der berufliche Wechsel von Frankfurt nach Darmstadt belastete meine Arbeit besonders in der Frankfurter SAJ. Täglich die lange Fahrt im Bummelzug; das nervöse Warten, bis der letzte Kunde am Abend endlich verschwand. Die Eisenbahnstunden nutzte ich zum Schreiben von Berichten, Artikeln oder Referaten und zum Lesen. Zum Glück kannte ich in Darmstadt schon einige Leute aus der Arbeiterbewegung: Wilhelm Leuschner (damals Innenminister des Volksstaates Hessen). Schon seit 1919 hatte ich mit ihm als Vorsitzendem der hessischen SAJ zu tun. Willy Richter, Sekretär der Freien Gewerkschaften, kannte ich aus seiner gemeinsamen Tätigkeit mit meinem Vater im Gesamtbetriebsrat der Stadt Frankfurt. Und natürlich gab es viele SAJ-Mitglieder, die ich von Reichsjugendtagen und Konferenzen kannte. Der Zentralverband der Angestellten war in der Beamten- und Bürgerstadt erstaunlich gut vertreten. Hier kannte ich den jungen und rührigen Sekretär seit dem ZdA-Reichsjugendtag in Eisenach.

Es war nur logisch, dass ich diese persönlichen Verbindungen zum Ausbau unseres gemeinnützigen Unternehmens benutzte, schliesslich waren ja Arbeiter und kleine Angestellte die Käuferschicht, an die wir uns wandten. Ohne dass ich es eigentlich wollte, kam ich in Darmstadt immer mehr in die gewerkschaftliche und politische Arbeit hinein. Die Organisationen waren stocksolide, wie man heute sagen würde; auch das Prädikat «reformistisch» war zutreffend, wenn man Darmstadt mit dem ständig brodelnden Hexenkessel von Frankfurt verglich.

Erster Fünfjahresplan der Sowjetunion – In China erobert die Kuomintang Peking – Ausländisches Kapital beginnt wegen der hohen deutschen Zinsen in Milliardenhöhe einzuströmen – Gesetzliche Regelung der Arbeitslosenversicherung – Nur noch 355'000 Arbeitslose – Die Zahl der Angestellten ist seit 1914 um 300% gestiegen

Die «Hausrat» und Ernst May

In diesem Jahr der weiter aufsteigenden Konjunktursonne erlebe ich Frankfurt in allen gesellschaftlichen Bereichen, in Wirtschaft, Politik und Kultur, in voller Bewegung. Zwar ist mein Arbeitsplatz in Darmstadt, doch habe ich beruflich und in meiner Eigenschaft als Betriebsvorsitzender viel in der Frankfurter Zentrale zu tun.

Der Magistrat setzte sich aus Vertretern der Weimarer Koalition zusammen, obwohl seit der Kommunalwahl 1919 ein Rückschlag für die SPD erfolgte. (Ein Rückgang von 36 auf 19 Mandate, den ein Anstieg auf 29 im Wahljahr 1928 teilweise ausglich.) Der liberale Oberbürgermeister Dr. Landmann bemühte sich erfolgreich um den wirtschaftlichen Aufstieg, nicht zuletzt durch die Gründung kommunaler Betriebe. Von der Messe GmbH bis zur Kronthaler Brunnen AG entstanden nahezu drei Dutzend solcher Unternehmungen. (Die SPD versuchte dabei immer wieder, Regiebetriebe zu entwickeln.)

Die Hausrat GmbH hat ihre Zentrale in einem grossen Geschäftshaus an der Paulskirche. Im Kampf gegen den privaten Abzahlungs-handel hat sie die Aufgabe, Minderbemittelte zu soliden Bedingungen mit preiswerten Möbeln zu versorgen. Verkauft werden Einrichtungen, die dem allgemeinen Geschmack entsprechen, so die «Isenburger Küche», auch «Gelsenkirchner Barock» genannt. Das ändert sich, als der Architekt Ernst May als Stadtplaner berufen wird. Seine revolutionäre Umgestaltung des seitherigen Städtebaus wurde weltbekannt. Er wurde Aufsichtsratsvorsitzender der Hausrat GmbH. Sein kraftvolles Wirken fegte die seitherige Geschmacksrichtung zugunsten einer modernen Wohnkultur hinweg.

Aus seinem Team von Architekten bestimmte er die späteren Pro-

fessoren Kramer und Schuster zu Neugestaltern der Wohnungseinrichtungen. Die «Frankfurter Küche» mit ihrer streng rationalen Gestaltung ist in die Kulturgeschichte eingegangen. In städtischer Regie werden Produktionsstätten für Möbel jeglicher Art errichtet, um durch Massenproduktion und Typisierung der Formen die Produktionskosten zu senken.

Mir gefielen diese neuen Modelle, insbesondere die des Wiener Architekten Schuster. Seine zweckmässigen Schrankmodelle haben mich in meinem Junggesellenleben und nach meiner Heirat in Frankfurt sowie später in der Emigration und schliesslich wieder in Frankfurt bis heute begleitet. Unserer Kundschaft dagegen – meist Arbeiter – sagten diese neuartigen glatten Formen durchaus nicht zu. (Auch in manchem «Klassenkämpfer» war halt eine Kleinbürgersehnsucht nach dem Plüschsofa mit Umbau und dem Vertiko verborgen.) Für unsere Darmstädter Niederlassung bestellte ich zunächst eine einzige «Frankfurter Küche». Zwei Jahre, bis zu meinem Ausscheiden, stand sie im Schaufenster und wurde nicht verkauft. Ähnliche Erfahrungen machten die neun anderen Zweigstellen der «Hausrat».

Als Betriebsratsvorsitzender war ich Mitglied des Aufsichtsrats. Hier kommt es zu harten Auseinandersetzungen mit dem Vorsitzenden May, die ich mit Zahlen belege. Ein kurzfristiger Kompromiss ist das Ergebnis. Trotzdem treibt die Hausrat dem Konkurs zu. Im letzten Moment beschliesst der Aufsichtsrat, das Steuer wieder herumzuwerfen; durch Berufung eines neuen Direktors soll das Angebot wieder marktgängiger werden. Ich verliere die Freude an meinem Beruf.

Ernüchterung

«Sozialismus aus dem Glauben», diese Grundeinstellung kennzeichnete meinen Weg während der sieben Jahre in der SAJ. Die Antithese, die Nelsonsche Formulierung von der «Herrschaft der Weisen», faszinierte mich. Zu dieser Gemeinschaft von Auserwählten zu gehören war ein Grund, dieser neuen politischen Partei beizutreten. Je mehr jedoch in den Arbeitsgemeinschaften die theoretischen Grundlagen dargestellt wurden, um so weltfremder und irrealer kamen sie mir vor.

Da waren z.B. Thesen eines Wirtschaftsprogramms, übernommen von dem liberalen Professor Oppenheimer: «... Reichtum ist die Herrschaft über Menschen. ... standen neben angeblich jedem freien Bürger Athens fünf menschliche Sklaven, so haben wir neben jeden Bürger unserer Gesellschaft schon das Vielfache von Sklaven gestellt, von Sklaven aus Stahl, die nicht leiden, wenn sie schaffen...».

Und weiter: «... Die Freizügigkeit führt zur Landflucht ... so geht das Grossgrundeigentum zugrunde. Ist es aber verschwunden, dann gibt es kein Überangebot freier Arbeiter mehr: zwei Unternehmer laufen einem Arbeiter nach und überbieten sich: es bleibt kein ‚Mehrwert‘ für die Kapitalistenklasse übrig, der Arbeiter kann selbst Kapital bilden und selbst Unternehmer werden. ... die politische Form dieser Gesellschaft ist die Freibürgerschaft.»

Also, so einfach ist das alles! – Meine Bedenken und kritischen Einwände wurden immer stärker; systematisch arbeitete ich die Literatur des wissenschaftlichen Sozialismus durch. Ein geduldiger und brillanter Partner in oft nächtelangen Diskussionen war dabei Fritz Sternberg. Die ersten Sturmwehen der Weltwirtschaftskrise zerstörten die utopischen Vorstellungen des ISK vollends. Fritz Sternberg bewies mir auch die Weltfremdheit von dessen Organisationsstruktur: «Dem ISK fehlt einfach der soziologische Raum.» Ich begann den Unterschied zwischen einer Kaderorganisation und einer Sekte zu begreifen.

Auch über solche Thesen spitzt sich die Diskussion zu: «Wenn wir an einer Wegscheide stehen und niemand weiss, welches der rechte Weg sei, auch der Führer nicht, was tun?» – «Der Führer ist ja der Klügste, also entscheidet er. Er ist der Klügste, sonst hätte er schon einen Klügeren an seiner Stelle auserwählt.» – «Was geschieht, wenn der sich selbst berufende Führer versagt?» – «Wenn er wahnsinnig oder kriminell wird, setzt ihn ein Gremium der von ihm ernannten Unterführer ab.» Damit schien die Frage «Wer bewacht die Wächter?» beantwortet. – Ich muss gestehen, dass ich bis heute für das Problem der Macht als einer entscheidenden Frage der Organisation unserer Gesellschaft keine voll ausreichende Antwort fand. Das hat mich jedoch nie gehindert, Partei zu ergreifen und «zu helfen, dass gehandelt wurde».

Im ISK endete die Mitgliedschaft jeweils bei Jahresende automatisch. Man musste erneut einen Aufnahmeantrag für ein weiteres Jahr stellen, unter Beifügung einer Begründung. Im Herbst 1927 überleg-

te ich: Was soll ich noch in diesem sektiererischen Verein? Als ich im November 1928 von «Schorsch» Stierle hörte, er stelle aus persönlichen Gründen keinen Antrag auf Verlängerung im ISK, entschloss ich mich ebenfalls dazu.

Wahlen zum Reichstag: SPD stärkste Partei, Bildung der grossen Koalition unter Hermann Müller (SPD). 27 Parteien kandidieren – Mandate: SPD 152, KPD 54, Bürgerliche 272, NSDAP 12-60 Staaten, darunter Deutschland und die Sowunion, unterzeichnen feierlich den Kellogg-Pakt, einen Vertrag, der für alle Zeit den Krieg ächtet – Die deutsche Wirtschaft erlebt eine Rationalisierungswelle – 647'000 Arbeitslose – Gewerkschaften und SPD entwerfen ein Programm für «Wirtschaftsdemokratie» – Das Grosskapital an der Ruhr erkennt einen verbindlichen Schiedsspruch nicht an und sperrt 600'000 Arbeiter aus – Gründung der Nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation (NSBO) – Bei den Kommunalwahlen in Frankfurt erhalten die beiden Arbeiterparteien 88 und die Bürgerlichen 110 Mandate

Wieder bei den Jungsozialisten

«Das amerikanische Wirtschaftswunder», «Wie's die Engländer machen!», «Die Memoiren von Henri Ford» – diese Bücher werden zu Bestsellern. Die Weltwirtschaft hat Hochkonjunktur. Der «American way of life», seine Wegweiser, erscheinen in aller Welt. Die deutsche Republik profitiert – dank der hereingepumpten Milliarden – davon besonders. Die Gewerkschaften und die SPD kriegen durch die Konjunktur rote Backen. «Uns geht die Sonne nicht unter», dieses Lied vergangener romantischer Jahre der deutschen Jugendbewegung wurde zum Slogan einer scheinbar immerwährenden Wirtschaftsblüte.

Anfang des Jahres verliess ich den ISK: Eine Last fällt von mir ab; das Pflichtenheft politischer Aktivität bleibt leer. Meine Berufsarbeit bei der «Hausrat» wächst. Immerhin kann ich jetzt in Darmstadt abends im Zentralverband der Angestellten als Kursleiter für Betriebsräte wirken. Das Wochenende gehört in Frankfurt dem Treffen mit den alten Freunden aus der SAJ und KJ. In der Arbeiterbewegung Frankfurts beginnt ein Gärungsprozess. Während die SPD im Reich die führende Regierungspartei wird und die Gewerkschaften kampfflos zahlreiche Erfolge in der Tarif- und Sozialpolitik erzielen, entsteht in der Frankfurter SPD und einigen grossen Gewerkschaften die «Frankfurter Richtung» (wie sie im Parteijargon heisst).

Die linke Tradition – schon immer stark – wird besonders genährt durch ehemalige Mitglieder der USP und bei den Betriebsräten. Auch die Redaktion der «Volksstimme» steuert diesen Kurs. Besondere ideologische Stützen sind die Jungsozialisten und die aus dem Institut für Sozialforschung kommenden Intellektuellen. Ein gewisses Gegengewicht bilden Teile der Stadtverordneten-Fraktion, der Akademie der Arbeit und des SPD-Bezirks Hessen-Nassau.

Bis zu unserem Ausschluss 1926 bestanden die Jungsozialisten aus einer losen Zusammenfassung von jungen SPD-Mitgliedern und älteren SAJ-Funktionären. Das war nun anders geworden. Als ich auf Einladung ihres Frankfurter Vorstands, Anfang März 1928, ein Referat hielt, waren etwa 60 junge Genossen versammelt, von denen niemand mehr zur SAJ gehörte. Ich wähle mir als Thema den Titel einer Broschüre von Sinowjew «Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft – und zur *Tat!*» Es genüge nicht, abstrakte Theorien zu erarbeiten; vielmehr müsse jeweils die Frage gestellt werden, was nun politisch geschehen solle. «Wissen ist eine Anleitung zum Handeln.» Nelson habe recht, wenn er den «Bildungswahn» verdamme und «Lebensnähe» fordere. Ein solches Aktionsprogramm müsse sich stützen auf die konkreten jeweiligen Fakten, die wir in der Gesellschaft vorfinden. War es der Ruch des «Nelson-Bundes», der mir noch anhaftete oder die Schärfe meiner Diktion? Es gab Vorbehalte und Kritik. Immerhin besuche ich von da ab die wöchentlichen Zusammenkünfte.

Mitte April ist ein Referat von Georg Stierle angesagt. Seit längerem hatte sich unsere alte Verbindung und Zusammenarbeit gelockert. Unser Ausscheiden aus dem ISK erfolgte ohne Absprache. Ebenfalls ohne vorherige Absprache werden Schorsch und ich am 1. Mai 1928 wieder Mitglieder der SPD. «Gleiche Brüder, gleiche Kapfen.»

Der «Marsch durch die Institutionen»

Unsere Integration in die Jusogruppe erfolgt wider Erwarten rasch und reibungslos. Bereits Jahre zuvor war aus der losen Vereinigung eine Untergruppe der SPD geworden; die Parteimitgliedschaft obligatorisch. Der neue Juso-Vorstand besteht aus: Karl Dörr, Vorsitzender, Fritz Schmidt, Bildungsarbeit, Georg Stierle, Politik, Paul

Müller, Organisation. Es kommen jetzt zahlreiche ehemalige SAJ- und ISK-Mitglieder hinzu. Aktuelle politische Fragen stehen im Vordergrund. Der Besuch von SPD-Veranstaltungen, insbesondere auch die Mitarbeit in den Stadtbezirken, wird systematisiert.

Ich bin im Distrikt Altstadt wieder Mitglied. Er umfasst ca. 380 Mitglieder; die meisten schon ziemlich alt. In den Monatsversammlungen in der Hinterstube einer Bierwirtschaft treffen sich 25-30 Männer und einige Genossinnen. Ich bin der einzige aus der jüngeren Generation. Die Referenten befassen sich vorwiegend mit kommunalen oder sozialpolitischen Fragen. Es wird viel Bier getrunken. Wenn um 22 Uhr die Veranstaltung beendet ist, bleibt man am Stammtisch noch länger zusammen und hechelt persönliche Quereien durch. Es fällt mir schwer, hier Kontakt zu finden. Das ändert sich, als es mir gelingt, jüngere Genossen und einige neu gewonnene Mitglieder im Distrikt zu aktivieren. Jetzt werden vermehrt Fragen der grossen Politik behandelt. Lichtbildervorträge unterstützen politische Informationen.

Planmässig erstreben wir in allen Distrikten die Wahl unserer Leute als Delegierte für die Hauptversammlung der SPD Gross-Frankfurt. Dazu mobilisieren wir die Juso-Mitglieder. Bewusst dehnen wir die Distriktveranstaltungen so lange aus, bis ein Teil der älteren Genossen ermüdet nach Hause verschwindet. So können wir auch in der konservativen Altstadt die Mehrheit der Delegierten für die «Linke» erringen. In den Hochburgen der SPD – Riederwald, Bornheim, «Kamerun», Fechenheim, Höchst, Rödelheim –, insbesondere da, wo die Metallarbeiter wohnen, haben wir es leichter. Hier stellt die Linke auch die Distriktsleitungen. Im Bündnis mit der Kerngruppe der «Frankfurter Richtung», den alten USP-Leuten, den Betriebsräten und der «Volksstimme»-Redaktion, gelingt uns ein erster grosser politischer Erfolg: Die Delegiertenversammlung wählt als Spitzenkandidaten für den Preussischen Landtag den Chefredakteur der Parteizeitung, Hans Markwald. Er wendet sich seit Jahren gegen die kulturpolitische Dominanz der katholischen Zentrumspartei und den Einsatz der Polizei gegen Arbeiterdemonstrationen, gegen die reaktionäre deutsche Justiz und die geheime Aufrüstung der Reichswehr. Er holt das Mandat mit grösserer Stimmenzahl als sein Vorgänger.

Andere Zeiten

Die Wirtschaftsblüte und die zunehmende politische Öffnung der Republik nach aussen veränderten das kulturelle Leben und das gesellschaftliche Bewusstsein. Von der Ausstellung in der Frankfurter Festhalle kommend, berichtet mein Vater von einem eindrucksvollen Erlebnis: «Da haben sie einen Apparat vorgeführt, „Radio“⁴ sagen sie dazu. Aus einem Schalltrichter, grösser als beim Grammophon, ertönt da eine Stimme oder auch Musik, so deutlich als käme das aus einem Nebenraum. Dabei wird da alles von weither gesendet, wie drahtlose Telegraphie. Bald sollen solche Dinger in allen Wohnungen stehen.» Kurz danach werden wir von meinem Bruder Willy – dem Elektriker – zu einer «Radio-Veranstaltung» eingeladen. Im Wohnzimmer steht ein schwarzer Kasten und ein Trichter. An einem kleinen Hebel ist ein dünner Draht befestigt. Willy versucht damit auf einem quarzähnlichen Stein einen bestimmten Punkt zu berühren. Zunächst kratzt es scheusslich, doch dann ertönt deutlich und schöner als von der Schallplatte Musik: Eine Wagner-Oper wird «live» übertragen.

Im «Schwan», dem modernsten Kino Frankfurts, wird Marlene Dietrichs damals berühmtester Film «Der blaue Engel» gezeigt. Ein erster deutscher Tonfilm. Die erste Szene: eine Treppe in einem alten Haus. Ein schwergewichtiger Mann betritt die ersten Stufen. Stille, nur der Filmapparat surrt leise, dann jedoch knarren deutlich die Stufen und das schwere Atmen des Schauspielers Emil Jannings ist zu hören... Das dreissigköpfige Orchester vom «Schwan» wurde durch den Tonfilm bald arbeitslos. Zwei Jahre später sah ich die meisten Musiker wieder, unter der Stabführung ihres alten Dirigenten – in Uniform an der Spitze eines Aufmarsches der SA!

Das «laufende Band» löst einen weiteren technisch revolutionierenden Schub aus. Die Massenproduktion von Autos. Die US-Firma «General Motors» kauft das traditionsreiche Unternehmen der Familie Opel in Rüsselsheim auf. Ein grüner Kleinwagen, «Laubfrosch», überflutet den deutschen Markt. Stolz fährt mein Bruder Willy damit vor und packt mich neben seine Frau zur Fahrt auf die Saalburg im Taunus. Die Strasse aufwärts strampeln Radfahrer; sie überholen uns mit dem Ruf: «Nur Mut!» oder «Sollen wir euch schieben?» Es hilft nichts; die letzten 500 Meter müssen Dora und

ich aussteigen und schieben helfen. Ein Jahr später fährt Willy mit einem schweren «Amerikaner» vor.

Doch nicht nur die Technik ändert Lebensgewohnheiten. Immer mehr Frauen werden berufstätig; der Achtstundentag, vermehrte Urlaubszeit, die verbesserten Wohnverhältnisse, die Information über neue Lebensformen in den USA bringen in vielen Bereichen entscheidende Veränderungen – nicht zuletzt auch das sprunghafte Ansteigen des Anteils der Angestellten in der Wirtschaft. Von der Mode, vom «Bubikopf» bis zum Sport und zum «Schlager», alles zeigt ein neues Lebensgefühl. Die Landschaft der Künste und Wissenschaften ändert sich. Die deutsche und internationale Literatur erlebt eine Blütezeit.

Die Literatur für Arbeiter und Angestellte steigert in diesen Jahren die Qualität und Verbreitung insbesondere durch die Gründung von Buchgemeinschaften. Die *Bürgergilde Gutenberg*, auf Initiative der Bildungsgemeinschaft des deutschen Buchdruckerverbandes 1924 in Leipzig geschaffen, fand mich in der Reihe der Gründungsmitglieder und als ihren Vertrauensmann für den Zentralverband der Angestellten. (Ihr erstes Buch von Mark Twain, «Mit heiteren Augen», besitze ich noch heute.) Der grosse Durchbruch kam mit dem «Totenschiff» von dem ebenso legendären wie berühmten Schriftsteller B. Traven. Nicht so erfolgreich wird der von der SPD gegründete «Bücherkreis». Sein erstes Buch, «Sühne» von Andersen-Nexö, erschliesst für viele die moderne skandinavische Literatur. Die ganze Welt internationaler sozialistischer Literatur öffnet der grosse Organisator und Kommunist Willy Münzenberg mit der Gründung der *Universumbücherei*. Wir erleben bekannte sowjetische Schriftsteller, Amerikaner wie Upton Sinclair und Dos Passos und japanische Arbeiterliteratur.

Das Frankfurter Schauspielhaus und die Privatbühne «Das Neue Theater» machen Frankfurt – neben Berlin – zum Zentrum moderner und zeitkritischer Bühnenkunst. Eine Spitzengruppe von Künstlern beginnt hier ihre Erfolgslaufbahn. Wir sind begeistert von Zuckmayers «Schinderhannes». Im Neuen Theater erlebe ich Theo Lingen als Mackie Messer in Bert Brechts «Dreigroschenoper». Monatlang ausverkauft im Schumanntheater die politische Revue «Hoppla wir leben!» von Ernst Toller. 20'000 begeisterte Besucher erleben in der Festhalle das szenische Chorwerk von Hendrik de Man «Wir». Massen werden auch auf der Bühne bewegt in der Form von Sprech- und Bewegungschören. Es ist heute nicht mehr vorstell-



Reichsjugendtag der SAJ in Frankfurt 1928. Einzug ins Waldstadion.

bar, dass eine solche Zahl von Zuschauern und Gestaltern durch eine freie Vereinigung wie das Arbeiter-Kulturkartell bewegt werden konnten. (Als Vertreter der Jungsozialisten konnte ich von 1928 bis 1931 wieder aktiv in dieser Gemeinschaft mitwirken.)

Die Reparationen werden durch den Youngplan erneut gesenkt – Börsenkrach in New York – Beginn der Weltwirtschaftskrise – Der deutsche Export übertrifft den von 1913 um 34% – Im Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund sind 4,9 Millionen Arbeiter organisiert; der Allgemeine Freie Angestelltenbund umfasst 400'000 Mitglieder – Im Juli steigt die Zahl der Arbeitslosen auf 1'355'000 – Der sozialdemokratische preussische Innenminister Greszinsky verbietet die Maifeiern. Eine Maidemonstration in Berlin wird zusammengeschossen; 29 Tote und ungezählte Verletzte

Ich werde «Bonze»

An einem Märztag ruft mich im Darmstädter «Hausrat»-Büro Gretel Krieger, die Sekretärin des hessischen Innenministers Wilhelm Leuschner, an: «Der Chef möchte dich sofort sprechen!» Was los sei, will ich wissen. Ja, da wären noch Willi Richter (ADGB) und Hermann Bischoff (Sekretär des ZdA) da. Es handle sich um eine Gewerkschaftssache in Frankfurt. Im Ministerium eröffnet mir der Minister, die Genossen von Partei und Gewerkschaft in Frankfurt hätten ihn gebeten, auf mich einzuwirken, das vakante Amt des Kassiers in der Ortsgruppe des ZdA (Zentralverband der Angestellten) in Frankfurt zu übernehmen. Dass in Frankfurt etwas los war, hörte ich schon Wochen zuvor. Jetzt erfahre ich Einzelheiten: Der Sekretär W., zweiter Mann hinter dem Gauleiter, verantwortlich für Finanzen und Organisation, hatte seit Jahren die Kasse geplündert. Er wurde fristlos entlassen. Der Gauleiter demissionierte. Ich solle die Sanierung der schwer angeschlagenen Organisation übernehmen. Leuschner drängt auf eine sofortige Zusage, um weiteren Schaden abzuwenden.

Ich erbitte 48 Stunden Bedenkzeit. Auf der Heimfahrt nach Frankfurt überlege ich: In Diskussionen und Referaten bei den Jusos und anderswo kritisierst du immer den Einfluss der «Apparate» von Partei und Gewerkschaft auf die politische Arbeit. Das Gezeter über die «Bonzen» und ihre Sabotage der Willensbildung durch ehrenamtliche Gremien sei wirkungslos. Deshalb sei es wichtig, in diese Bürokratie einzudringen. – Noch am gleichen Abend spreche ich

darüber mit Martel. Besonders erwähne ich, dass die Pendelei zwischen Frankfurt und Darmstadt aufhöre und wir endlich wieder etwas mehr Zeit für uns hätten. «Einen Bonzen werde ich nie heiraten!» erklärt meine Verlobte kategorisch. (Als Sekretärin im Metallarbeiterverband seit 1918 bis zu ihrem Rausschmiss 1933 durch die Nazis hatte sie reichlich Gelegenheit, einschlägige Erfahrungen zu sammeln.)

Ich frage meinen Vater nach seiner Meinung. Als er hört, dass ich etwa 150 Mark weniger verdienen würde, rät er ab. Georg Stierle, der Freund und Weggenosse, erklärt kurz und bündig: «Immer rin, egal wann und wo, nur so können wir Politik machen...!» Ich sage zu und werde durch den Verbandsrevisor Kurt Schimmel und den neuen Gauleiter Hans Meyer, einen jungen jüdischen Kollegen aus Berlin, zum Abschlussgespräch eingeladen. Seit Kurzem hat der ZdA neue Büros im ehemaligen feudalen Hotel «Schwan» im Zentrum Frankfurts bezogen. Hier im ersten Stock schloss der Reichskanzler Bismarck mit dem Präsidenten Gambetta der neuen französischen Republik 1871 den Friedensvertrag für das gerade in Versailles ausgerufenen deutsche Kaiserreich. Im historischen Friedenszimmer, jetzt Residenz des ZdA-Gauleiters, unterschreibe ich den Anstellungsvertrag. Mein künftiges Büro ist der ehemalige Arbeitsraum des ersten Reichskanzlers.

Stehkragenproletarier und Ladenschwengel: So nannte der Volksmund und mancher klassenbewusste Arbeiter die Angestellten. Andererseits fühlte sich der Angestelltenstand dem Unternehmer viel näher als den Arbeiterkollegen im Betrieb. Auch entsprach es der Mentalität vieler männlicher Angestellter, Kolleginnen im Betrieb als sozial tieferstehend anzusehen. Dieses Bewusstsein wandelte sich kaum seit Beginn des Jahrhunderts, als der prozentuale Anteil der Angestellten ständig anstieg und die fortschreitende berufliche Diversifikation eine verstärkte Proletarisierung bewirkte. Der Widerspruch zwischen sozialem Sein und Bewusstsein sollte in den kommenden Jahren der grossen Wirtschaftskrise verheerende Wirkungen im politischen Verhalten dieses Standes haben, der in den Jahren 1930-1933 ein verzweifelt herumirrendes kaufmännisches Proletariat erlebte.

In den dreissiger Jahren wird das Phänomen und Problem der Angestellten von Wissenschaft und Literatur eingehender behandelt. Im Verlag der Frankfurter Zeitung erscheint die soziologische Un-

tersuchung von Siegfried Kracauer «Die Angestellten». Der österreichische Sozialist Otto Bauer schreibt in seinem Werk Rationalisierung-Fehlrationalisierung ein besonderes Kapitel über den «Tertiären Sektor». Im Auftrag des ZdA veröffentlicht Lotte Suhr eine wissenschaftliche Untersuchung «Die weibliche Angestellte».

Vieles hatte mein neues Arbeitsgebiet mit einem Unternehmen des Dienstleistungsgewerbes gemeinsam: Der ZdA sah es als Hauptaufgabe, die Arbeitskraft seiner Mitglieder dem Arbeitgeber so teuer wie möglich zu verkaufen, durch Lohn-, Arbeitszeit- und Urlaubsregelung, Wahrnehmung der gesetzlich verbrieften Rechte. Diese Dienstleistungen wurden durch Mitgliedsbeiträge honoriert. Zwei Ursachen erschwerten die Mitgliederwerbung: Die mit dem Unternehmer erzielten Vereinbarungen kamen automatisch auch den Nichtorganisierten zugute; starke Konkurrenzorganisationen lockten mit zusätzlichen Leistungen wie Berufsschulung oder Ersatzkrankenkassen und spezieller Pflege des «Standesbewusstseins» und Unterstützungseinrichtungen. Als Glied der Freien Gewerkschaftsbewegung mit dem engen Kontakt zu den Arbeitergewerkschaften und mit einem Grundsatzprogramm, das die Umwandlung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung verlangte, mit einem Selbstverständnis, Kampforganisation und nicht Bildungs- und Unterstützungsverein zu sein, erreichte der ZdA lange Zeit nur bestimmte Gruppen innerhalb der Angestelltenschaft. Deshalb bestand er vorwiegend aus Beschäftigten in den nahestehenden Betrieben (Konsumverein) oder Organisationen (Sozialversicherung) und Behörden unter Einfluss der SPD. Angestellte in hochqualifizierten Berufen waren im nationalreaktionären DHV, die der mittleren Gruppe angehörenden im liberaldemokratischen GDA organisiert.

Berufsverbände der deutschen Angestellten 1930

Afabund (Allgemeiner Freier Angestelltenbund)

400'000 Mitglieder; Dachorgan von ca. 12 Berufsverbänden, darunter der Zentralverband der Angestellten (200'000 Mitglieder)

(Afabund, ADG und ADGB [Beamte] bilden zusammen die Freien Gewerkschaften)

GDA (Gewerkschaftsbund der Angestellten, liberaldemokratisch, männliche und weibliche Mitglieder, 400'000)

DHV Deutschnationaler Handlungsgehilfenverband

a) (nur männliche Mitglieder, national-konservativ, antisemitisch)

VWA Verband weiblicher Angestellten

b) (national-konservativ, antisemitisch – a + b 400'000 Mitglieder)

«Kaufmännischer Verein» und ähnliche «gelbe» Verbände, unternehmerfreundlich (Splitter)

Antrittsrede – Arbeit im ZdA

Der Vorstand des ZdA Frankfurt musste meinem mit der Zentrale Berlin abgeschlossenen Anstellungsvertrag zustimmen. Ich nutze die obligatorische Kandidatenrede zu einem Grundsatzreferat. Es gibt freundlichen Beifall. Die Bestätigung meiner Wahl erfolgt einstimmig. Ich danke für das Vertrauen, besonders weil ich ja noch so sehr jugendlichen Alters (noch nicht 25!) sei. Fast hätte ich laut aufgeschrien; mit Wucht trat mir der Vorsitzende auf meine grosse Zehe. Hatte er mich doch als einen «über Dreissigjährigen» vorgestellt. In der alten Bürgerkneipe gegenüber wird meine Wahl anschliessend gefeiert. Der Vorsitzende des ZdA-Beirates Fritz Kissel erhebt sein Glas auf gute Zusammenarbeit und will mit mir anstossen. Er stockt, als er meinen Apfelsaft blinken sieht: «Ich bin abstinent und Nichtraucher», erkläre ich. Dröhnendes Gelächter! Der Beiratsvorsitzende: «Wenn du nicht in vier Wochen lernst, Bier zu trinken, bist du die längste Zeit Sekretär gewesen!» – Ich blieb meinen Gewohnheiten trotzdem treu.

Die traditionelle Verbindung zwischen SPD und Gewerkschaften erlaubte mir die Nutzung meines Sekretariats im ZdA für meine politische Arbeit. (Das gleiche galt für den Arbeitsplatz von Martel im Metallarbeiterverband.) Schon immer hatte sich die Ortsgruppe Frankfurt von der Reichsorganisation etwas unterschieden. Prozentual die meisten Mitglieder, ideologisch linksstehend, stärkere Verankerung beim Personal des Einzelhandels, zahlreiche jüdische Mitglieder, hoher Anteil von Frauen. Auf den Lorbeeren dieser Entwicklung seit 1918 war man etwas eingeschlafen; GdA und DHV drängten nach vorn. Die Unterschlagungsgeschichte hinterliess Narben. Hans Meyer, der neue Gauleiter, ausgestattet mit Vollmachten vom Hauptvorstand ging mit Elan und robust ans Werk. Meine Position «Kassierer» beschrieb nur ungenau das Ressort. «Organisation» passte schon besser. Ich übernahm noch «ehrenamtlich» die Jugend- und Bildungsarbeit und das monatliche Informationsblatt «ZdA-Nach-

richten». Die Jugendgruppe, Jahre zuvor noch sehr autonom und politisch aktiv, hatte einen von oben eingesetzten Leiter, der berufliche Fortbildung pflegte. Jetzt liess ich die Jugendgruppe ihren Vorstand selbst wählen. Ihr Vorsitzender wurde Paul Grünewald. Die Gruppe entschied nun auch über ihr Monatsprogramm, neue Werbemethoden wurden entwickelt.

Aus der Altstadt ins «neue Frankfurt»

Wir brauchen eine andere Wohnung! Der Strom des modernen Verkehrs – Lärm und Gestank – macht das Wohnen in der Katharinenpforte unerträglich. Mein Wohn- und Schlafraum, etwa 5½ qm, ist zu eng. Mein Vater geht mit 65 Jahren in Pension. Im Rahmen der berühmten Gross-Siedlungen von Ernst May wird nach Entwürfen des ebenso berühmten Walter Gropius «Am Lindenbaum» im Norden der Stadt ein Komplex von etwa 200 Wohnungen gebaut. Mein Vater ist von der modernen 2½-Zimmer-Wohnung begeistert. Meine Mutter wehrt sich, doch im September haben wir zum ersten Mal überall elektrisches Licht, ein Bad und eine Loggia mit Blick ins Grüne. Ich beziehe erstmals ein separates, wenn auch sehr kleines Zimmer. Bald richte ich mir dazu die kleine Mansarde als Schlafzimmer ein. Mein Vater tut verwundert, als ich ein 120 cm breites Metallbett hineinpresse. Er hat bis dahin immer die Existenz von Martel als meiner Verlobten ignoriert. Auch jetzt nimmt er keine Kenntnis, wenn sie am frühen Morgen aus dem Hause huscht. Vom Stadtzentrum sind es gut 5 km mit der Strassenbahn. Schlimm wird es, wenn ich nach Versammlungen in Hessen nach Mitternacht vom Hauptbahnhof die 7 km tippeln muss. (Ich hätte nie daran gedacht, auf Verbandskosten ein Taxi zu benutzen.)

Blutiger 1. Mai 1929

Das Jahr liess sich zunächst eigentlich ganz gut an: Nur zeitweise gab es Probleme mit randalierenden Nazis und demonstrierenden Kommunisten. Ordnung musste aber sein. Deshalb verbot die preussische Regierung die traditionellen Demonstrationen am Weltfeiertag der



Jugendriege des Arbeiterturnbundes Frankfurt-Riederwald (1929).

Arbeiter, dem 1. Mai. Dieser Tag – in Deutschland kein Feiertag – zeigte, wie ein Barometer, in der Grösse und Kraft der Demonstrationen das Selbstbewusstsein und den Kampfeswillen der Arbeiterklasse. Das Verbot erweckte deshalb eine ungeheure Verbitterung. Doch gehorsam schluckten die Gewerkschaften und die SPD dieses Edikt ihrer Genossen in der Regierung. Nicht so ein Kern von Organisierten in vielen Städten und die Kommunisten. In Berlin folgten 100'000 einem Aufruf der KPD. Auf Befehl des sozialdemokratischen Polizeipräsidenten Zörgiebel schoss die Schupo auf die Demonstranten und richtete ein Blutbad an. 29 Tote und ungezählte Verletzte waren die «Erfolgsbilanz»! Sobald das Verbot in Frankfurt bekannt wurde, beschlossen wir im proletarischen Jugendkartell, trotzdem eine Kundgebung und einen Demonstrationmarsch durchzuführen.

Am Opferdenkmal von Benno Elkan an der Kaiserstrasse versammelten sich etwa 700 bis 800 Mitglieder der SAJ, KJ, Gewerkschafts-Sportler und Naturfreundejugend. Die Polizei überwachte die Veranstaltung, ohne einzugreifen. Einige Polizisten begleiteten den anschliessenden Marsch der Teilnehmer, die Kampflieder singend und Parolen rufend durch die Kaiserstrasse über die Hauptwache zum alten Gewerkschaftshaus in der Allerheiligenstrasse zogen. An der Spitze marschierten die Vorsitzenden und sonstigen Funktionäre der

Jugendorganisation, darunter auch Wolfgang Abendroth und ich. Plötzlich – kurz vor der Konstablerwache aus den Nebenstrassen stürzend – schlugen Gruppen von Schupoleuten auf die Jungen und Mädchen wahllos ein und verfolgten die Flüchtenden. Mich erwischte ein Schupo vor dem heutigen Haus «Bienenkorb» und schlug nach meinem Kopf. Ich duckte mich und der Schlag traf den gusseisernen Mast einer Strassenlaterne – den dumpfen «Glockenton» habe ich nie vergessen. Über die Konstablerwache laufend, sah ich dort, wie mehrere «Grüne» auf den am Boden liegenden Wolfgang Abendroth einschlugen. Blut lief ihm über das Gesicht. Doch immer wieder rief er: «Es lebe die Weltrevolution, es lebe die Weltrevolution!»

Während die Leitung des ZdA für unsere Teilnahme Verständnis zeigte, kam es in der SPD zu schweren Auseinandersetzungen. Die Mehrheit des Vorstands und der Stadtverordnetenfraktion kritisierte das Verhalten der Polizei, ebenso die Redaktion der «Volksstimme». Schwerste Vorwürfe und Verdächtigungen gegen die Demonstranten kamen vom Bezirkssekretär der SPD Hessen-Nassau und preussischen Landtagsabgeordneten Paul Röhle. Aus der SAJ erfolgte erneut ein Mitgliederschub in die KJ.

Jubiläumsnummer

Einzelpreis 20 Pfennig

Volksstimme

Organ der Sozialdemokratie für Südwestdeutschland

Herausg. Verlag „Die Arbeiterstimme“ am Schlegelplatz 10/11, Braunschweig, Postfach 20, Postnummer 2000, 158 115. Druckort: Braunschweig. Druckerei: „Die Arbeiterstimme“, Schlegelplatz 10/11, Braunschweig. Preis: 20 Pf. (1929).
Die „Volksstimme“ erscheint an Wochenagen sonntags mit der Beilage „Wochenblätter“ (Preis 10 Pf.) und die „Wochenblätter“ (Preis 10 Pf.)
Jahresabonnement: 200 Pf. (1929). Einzelhefte: 10 Pf. (1929).
Zustellungsstellen: Braunschweig: Postfach 20, Braunschweig. Postfach 20, Braunschweig. Postfach 20, Braunschweig. Postfach 20, Braunschweig.
Telegraphische Adressen: Braunschweig: 158 115. Braunschweig: 158 115. Braunschweig: 158 115. Braunschweig: 158 115.

Nummer 21

Braunschweig, den 26. Oktober 1929

40. Jahrgang

ERKÄMPFT DAS MENSCHENRECHT!



**Trommle die Leute aus dem Schlaf,
trommle Reveille mit Jugendkraft ...**

Sturz der Reichsregierung Hermann Müller – Dr. Brüning (von der katholischen Zentrumspartei) wird Nachfolger – Die Besatzungsmächte räumen das Rheinland – Im Februar 2'600'000 Arbeitslose – Korruptionsskandale im Bereich der deutschen Industrie und im Berliner kommunalen Bereich erschüttern die Republik – Reichstagswahlen im September; die Nazimandate springen von 12 auf 107, die der Kommunisten von 54 auf 77. Verlierer sind die bürgerlichen Parteien und die SPD – Im Dezember steigt die Zahl der Arbeitslosen auf 4'433'000!

Jungsozialisten dringen vor

Die Wirtschaftskrise in den USA – nach dem «schwarzen Freitag» – griff nach Europa über, das seine Nachkriegswirtschaft mit Hilfe kurzfristiger Kredite des US-Finanzkapitals aufgebaut hatte. 70 Milliarden Mark betrug die kurzfristige Verschuldung Deutschlands. Jetzt forderte sie der Shylok in USA zurück. Die Konkurse und Zusammenbrüche steigerten die Zahl der Arbeitslosen in immer schnellerem Tempo. Adäquat wuchs bei Wahlen die Zahl der Nazistimmen. Noch zu Beginn des Jahres 1930 wurden die ersten Sturmböen aus den USA kaum beachtet.

Ende 1929 feierte die SPD in Frankfurt das 50jährige Jubiläum ihrer Tageszeitung «Volksstimme». Die damalige Redaktion vertrat geschlossen die «Frankfurter Richtung»; die Frankfurter SPD stand in engem Kontakt zu den oppositionellen Funktionären und Gruppen im Reich. Besonders die Jungsozialisten vertraten die Linie ihrer Reichsleitung und der «Jungsozialistischen Blätter».

Zurzeit der letzten sozialdemokratisch geführten Reichsregierung entdeckten die Chefideologen der Parteileitung einen neuen Weg zum sozialistischen Endziel: die *Wirtschaftsdemokratie*. Friedlich, Zug um Zug, in vielen Formen sollten alle Zweige der Volkswirtschaft in Gemeinbesitz überführt werden. Auf ihrem Bundeskongress 1932 schwenkten die Freien Gewerkschaften voll auf diese Linie ein. Das sozialistische Endziel verschwand wie ein untergehender Mond. Warum auch nicht? Hatte doch der gerade neu gewählte Präsident der USA, Herbert Hoover, stolz verkündet: «Prosperity

for ever!» Als Träger sollten staatliche oder kommunale Institutionen, Genossenschaften, öffentlich-rechtliche Organe, gemeinnützige Unternehmungen oder betriebliche Selbstverwaltung fungieren. In Frankfurt vertraten diese Richtung die Professoren der Akademie der Arbeit Erik Nölting und Hugo Sinzheimer sowie die Mitarbeiter der «Frankfurter Zeitung» Fritz Naphtali und Artur Feiler.

Wir Jusos traten in Opposition gegen den reformistischen Kurs der Reichspartei und die Vorstellungen einer «Pénétration pacifique» durch die Wirtschaftsdemokratie. Der damalige Frankfurter Vorstand der SPD setzte sich vorwiegend aus Beamten der Ortskrankenkasse, des Arbeitsamtes und Gewerkschaftssekretären zusammen. Es kam in den Delegiertenversammlungen zu Redeschlachten. Geschult durch unsere theoretischen Erkenntnisse, versuchten wir den Nachweis, dass das Konzept der Wirtschaftsdemokratie im schlechten Sinn utopisch sei, dass die Krisentheorie und die Bedeutung des Imperialismus dabei ignoriert würden.

Was konnten wir, die wir keinen wissenschaftlich geschulten Intellektuellen vorzeigen konnten, die wir rethorisch oft unsicher und unklar wirkten, den brillanten Referaten Professor Nöltings oder der Rhetorik von Fritz Naphtali entgegensetzen? Nach einer Versammlung setzte sich Nölting in einem Café mit einigen von uns zusammen. Ich war überrascht, dass er das Problematische der Wirtschaftsdemokratie zugab, und räumte meinerseits ihre Berechtigung als Laboratorium künftiger sozialistischer Gesamtwirtschaft ein. (Zwanzig Jahre später vertrat ich diese Theorie am Beginn meiner Arbeit in der «Nassauischen Heimstätte» und versuchte sie mit diesem Ziel zu organisieren.) Naphtali bezeichnete die Wirtschaftsdemokratie als die Periode des *Frühsozialismus* auf dem Wege zur Errichtung einer klassenlosen Gesellschaft in friedlicher Weise. Wie gnadenlos und brutal bald das Monopol- und Finanzkapital seine bedrohten Positionen verteidigen würde, hatte er keine Vorstellung.

Nächstes Ziel von uns Jungsozialisten war das Eindringen in den Parteiapparat. Im Bündnis mit den parteilinken Metallarbeitern und ehemaligen USP-Leuten (z.B. «Volkstimme»-Redakteur Heise) eroberten wir in den Distrikten immer mehr Delegiertenmandate. Bald konnten wir es wagen, in einer Versammlung für den zentralen Frankfurter Parteivorstand zu kandidieren. Bei der Vorbereitung werden wir informiert, dass die «alte Garde» ein Rollkommando von «Reichsbanner»-Leuten organisiert habe. Diese sollten die Galerie im alten Gewerkschaftshaus besetzen und bei unserem Auftreten die

Versammlung sprengen. Nun hatten wir bei den Jungsozialisten wieder eine autonome Schutztruppe – wie 1923 die «Roten Hundertschaften» – organisiert. Vor den Augen der verduztten Reichsbannerleute marschierten wir die Treppe hoch zur Galerie. Ich ging zurück in den Saal und zeigte im Vorbeigehen dem Führer der RB-Gruppe freundlich eine kleine Trillerpfeife mit dem Hinweis, diese ertöne, sobald die Versammlung gestört werde. Trotz heisser Redeschlacht verlief sie dann auch ruhig. Gewählt wurden Georg Stierle als erster und ich als zweiter Vorsitzender. Andreas Portune, Metallarbeiter und Betriebsrat, wurde als Reichstagskandidat aufgestellt.

Im Parteivorstand setzten wir eine neue Geschäftsordnung durch. Jedes Mitglied erhielt ein bestimmtes Ressort. Ich übernahm die Jugend- und Bildungsarbeit. Der örtliche Parteisekretär, Konrad Brosswitz, stammte aus Königsberg. Er war ein ruhiger, in sich gekehrter Mensch, ein Mann mit Gesinnung und Idealen. Er schwärmte für die Heranführung der Arbeiterklasse an die Quellen von Bildung und Kultur. Sein grosses Verdienst war die erwähnte Gründung des «Kulturkartells der modernen Arbeiterbewegung», dessen Vorstand ich angehörte.

Am 14. Juni 1930 wandte sich der Bezirksvorstand von Hessen-Nassau an alle Ortsgruppenvorstände der SPD: «In den letzten Wochen haben in Frankfurt am Main und in einigen Orten unseres Bezirksverbandes Sonderkonferenzen sogenannter oppositioneller Parteigenossen stattgefunden ... Einstimmig beschloss der Bezirksvorstand, gegen diese Parteischädlinge mit allen statutarischen Mitteln vorzugehen. Sobald dem Bezirksvorstand bekannt wird, dass von nun an noch irgendeine geheime Tagung oder Sonderkonferenz stattfindet, dabei spielt die jeweilige politische Richtung keine Rolle, oder dass hinter seinem Rücken Schriftstücke und Antragsentwürfe verbreitet werden, soll gegen diese Genossen sofort das Ausschlussverfahren aus der Partei eröffnet werden.» – Wir setzten unseren kritischen Kurs unbeirrt fort, verstärkten ihn noch nach dem Sturz der völlig desolaten Reichsregierung (der letzten unter einem sozialdemokratischen Kanzler).

Die Frankfurter KPD erhöhte zwar ihre Stadtverordnetenmandate von 8 auf 11 (bei 25 SPD-Vertretern), vertrat jedoch eine sture Politik gegen die «Sozialfaschisten». Für den Posten des Oberbürgermeisters betrieb sie mit dem Reichstagsabgeordneten Iwan Katz eine eigene Kandidatur.

Der ZdA – Revuen für Angestellte

Im ZdA stieg die Zahl der Mitglieder weiter, doch nicht durch unsere Werbeerfolge, sondern weil viele Angestellte plötzlich vor grossen Sorgen um ihre Existenz standen. Sie wollten sich noch schnell den Schutz ihrer Interessen durch die gewerkschaftliche Organisation sichern. Tatsächlich galt der ZdA als der beste Vertreter von Angestellten-Rechten. Meldete sich allerdings jemand als Mitglied, der schon gekündigt war, wurde er meist abgelehnt. Der Monatsbeitrag von stellenlosen Mitgliedern wurde durch eine schwarze Mitgliedsmarke bestätigt, für 10 Pfennige monatlich. (Als die Nazis im Mai 1933 die Gewerkschaften vernichteten, da wiesen viele unserer Mitgliedsbücher jahrelang geklebte schwarze Marken auf.)

Die bürgerlichen Angestelltenverbände (GdA und DHV) verstanden es, durch ihre Berufsbildungs- und Unterstützungsvereinigungen Mitglieder zu werben und als «Standesorganisation» zu glänzen. Wir im ZdA erkannten, dass die Kampforganisation nicht ausreichte. Deshalb nutzten wir den Übertritt einer kleinen Sondervereinigung der Rechtsanwaltsangestellten, deren Krankenkasse zu übernehmen. Ihr traten zahlreiche ZdA-Mitglieder bei und vor allem gewannen wir damit Unorganisierte. Weitere neue Verbandsleistungen waren Alters- und Invalidenunterstützung und berufliche Bildungsarbeit in Vorträgen, Kursen und Fachliteratur. Die Berufsschulung in der Jugendgruppe erhielt durch die Gründung von «Übungsfirmen» die Möglichkeit, kaufmännische Berufsbildung wirklichkeitsnah zu betreiben. Vor allem gab es Berufslehrgänge für Erwerbslose. Gewerkschaftliche Bildungsarbeit wurde mehr und mehr die Behandlung grundsätzlicher und politischer Themen.

Ich «erfand» und organisierte politische Revuen mit dem spezifischen Blickwinkel «Angestellte». Eine davon hiess «Kaufmannsjugend im Wandel der Zeiten» und vereinte einen Hans-Sachs-Schwank, Friedrich Stoltzes «Die Kapp», ein Menuett von Boccerini und Handwerksburschen-Lieder, Tucholskys «Die Angestellten» und Mascha Kalekos «Stenogrammheft». Ein anderes Revuethema lautete «Grenzenlose Erde» (Kaufmannsjugend in fünf Kontinenten). Von Freiligraths Gedicht «Die Auswanderer» bis Tretjakovs «Brülle, China» wurde die Literatur bemüht, um die Not und Ausbeutung in der Welt zu zeigen.

«Ils n'ont pas passé!» – Eine Reise

Ein verschwommenes Foto zeigt meinen Bruder im 2. Kriegsjahr 1915 als Infanteristen in feldgrauer Uniform mit Pickelhaube, «Knobelbecher» und aufgepflanztem Bajonett vor einer alten Stalltür. Hier in der Champagne lag er im Schützengraben in den schweren Schlachten am kleinen Fluss Aisne. 15 Jahre später fanden wir genau diese Stelle. Ein neues Foto zeigt Willy in modischer Knickerbocker-Hose und Automütze. Ringsum die Ruinen des Dorfes, da wächst kein Baum, kein Halm. Grosse Flächen mit Stacheldraht gesperrt. Schilder warnen «Danger de mort!» Noch schlimmer ist es beim benachbarten Verdun. Über 600'000 deutsche und 450'000 französische Soldaten starben hier in einem sinnlosen Gemetzel um Geländegewinne von 20 oder 50 Metern. Eine Regennacht lang fuhren wir dann mit Willys neuem amerikanischen Wagen nach dem Midi.

Am Sonntag, dem 14. September 1930, ist unser letzter Frankreichtag. Wir fahren ostwärts, Richtung Verdun – Metz auf der «Voie sacrée», der «Heiligen Strasse», die an die Opfer und den Sieg der französischen Armee erinnert. Im Licht des frühen Herbstabends taucht ein Monument auf. Ein gewaltiger Todesengel, in wehendem Gewand, erhebt abwehrend den Arm; mit dem anderen schwingt er drohend die Hippe: «Ils n'ont pas passé!», sie sind nicht durchgekommen. An diesem Punkt zerschellten die deutschen Angriffe endgültig. Stunden später passieren wir die Grenze. Die Dörfer und Städte zwischen Karlsruhe und Frankfurt gleichen einem Hexenkessel. Die ersten Zahlen der Reichstagswahl wurden bekannt. Ein Erdrutsch das Ergebnis: die Nazipartei stieg von 800'000 Stimmen auf 614 Millionen! Schweigend fahren wir in Frankfurt durch tobende SA-Formationen nach Hause. Ich sage zu Willy nur einen Satz: «Ils ont passé!»

Zusammenbruch der drittgrössten deutschen Bank – Die Sieger erlassen ein Moratorium für alle Reparationszahlungen – Der Kongress der Gewerkschaften in Frankfurt fordert die 40-Stunden-Woche – Im Januar steigt die Zahl der Arbeitslosen auf 4'900'000! – Die Regierung erlässt, anstelle von Gesetzen, durch den Reichspräsidenten Notverordnungen – Die konservativen und reaktionären Parteien und Organisationen schliessen sich mit den Nazis zur «Harzburger Front» zusammen – SPD, Gewerkschaften, Arbeitersport und Reichsbanner antworten mit der Bildung der Wehrformation «Eiserne Front» – Notverordnung über den Arbeitsdienst für Jugendliche – Im Dezember steigt die Zahl der Arbeitslosen auf 5'350'000!

«Das kleinere Übel»

Die geringen politischen Erfolge der Republik: Abzug der Besatzungsmächte aus dem Rheinland, Verringerung der Kriegsschulden, Locarnopakt, steigerten nur die revanchistischen Ressentiments. «Die Wende» von der sozialdemokratischen Reichsregierung zum reaktionär-konservativen Kabinett des Katholiken Dr. Brüning wurde zum Totenglöcklein von «Weimar». Der Bürgerblock regierte mit Hilfe des Notstandsparagraphen 48 der Verfassung ohne Parlamentsmehrheit. Zug um Zug wurden die dürftigen sozialen Errungenschaften abgebaut. Die SPD, in den Wahlen geschwächt, durch Korruptionsskandale demoralisiert, verbissen in fanatische Angriffe gegen die ständig wachsende KPD, beschloss den Weg des «kleineren Übels» zu gehen: Sie tolerierte die reaktionäre Regierung, ja sie beschloss den «Retter» Hindenburg erneut als Reichspräsidenten zu wählen. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich in der Partei gegen diese Politik des Defätismus und der Kapitulation. Deckung erhielt die Parteiführung durch die Spitze des ADGB. Der Vorsitzende des Holzarbeiterverbandes Fritz Tarnow erteilte weise Ratschläge. Berühmt-berüchtigt wurde seine These: Die deutsche Arbeiterklasse muss der Arzt sein am Krankenbett des Kapitalismus. In einer Diskussionsveranstaltung ergänzte ich diese Formulierung: Leider hat der Hausarzt eine falsche Diagnose gestellt: Der Patient war ein gefährlicher Geisteskranker; er sprang auf und erschlug den Arzt!»

Die SAJ unter Führung von Erich Ollenhauer (wir nannten ihn schon 1920 freundlich spottend den «Geheimrat») verhielt sich parteifromm und unterstützte die Tolerierungspolitik. Die «Geschichte vom kleineren Übel» in der SAJ-Monatszeitschrift illustriert diese Denkrichtung: Paul und Max schlafen in einem Zimmer. Mitten in der Nacht werden sie wach – das Zimmer ist voller Qualm. Sie stürzen zur Tür, reißen sie auf. Eine Rauchwolke schlägt ihnen entgegen, das Treppenhaus brennt. Was tun? Heraus müssen sie. Zur Treppe geht es nicht. Bleibt noch das Fenster. Das Zimmer liegt im dritten Stock. Ein Sprung aus dem Fenster ist mit dem Übel eines Arm- oder Beinbruches verbunden. Paul will den Sprung wagen, weil das das kleinere Übel ist! Maxe ist dagegen. Paul springt. Mit mehreren Brüchen kommt er ins Krankenhaus und wird wieder gesund. Maxe ist verbrannt als Gegner des kleineren Übels – denn er war Kommunist. – Auf Vorschlag Ollenhauers beschloss der Leipziger Parteitag der SPD die Auflösung der Organisation der Jungsozialisten.

Wandlungen eines erwerbslosen Angestellten

In diesen Jahren hatte ich in meinem Büro immer wieder das gleiche oder ähnliche Erlebnis: Es klopfte; herein trat ein Mann mittleren Alters, ordentlich gekleidet und betont selbstbewusst (mit einer feinen inneren Unsicherheit). «Guten Tag», grüßte er, «ich habe da etwas gehört, dass der Verband Unterstützung zahlt bei Erwerbslosigkeit. Eigentlich wollte ich gar nicht kommen, mir ist das peinlich. Die Sache ist so, dass es im Moment bei uns etwas flau ist mit dem Geschäft...». «Na hören Sie mal, das ist doch kein Almosen, das Ihnen die Gewerkschaft zahlt, sondern Sie haben ja jahrelang Ihren Beitrag bezahlt, und da haben Sie einen Versicherungsanspruch.» «Na ja, wenn Sie meinen, aber ich zahle das nächsten Monat zurück.» Er quittiert und geht. Einen Monat später: «Ach, das klappt nicht mehr so in meiner Firma. Ich habe auch schon etwas anderes, Besseres in Aussicht bei der Konkurrenz; allerdings erst in acht Wochen.» Er quittiert und geht.

Zwei Monate später: «Na ja, das ist nichts geworden. Übrigens habe ich diese Abhängigkeit satt; ich mache mich selbständig» (Staubsaugervertretung, Versicherungsblättchen). Er quittiert und geht. Wieder zwei Monate später, es ist Herbst geworden: Der Kol-



Frankfurter ZdA-Jugend vorm Verbandshaus in der Bethmannstrasse.

lege erscheint wieder – müde, bedrückt, nicht mehr so gepflegt: «Sagen Sie mal, haben Sie denn für mich nicht irgendetwas?» Ich: «Ja, was können Sie denn so? ... Na ja, dann mache ich Ihnen einen Vorschlag: Bei uns beginnen jetzt Berufsbildungskurse – Stenografie, Buchhaltung, Französisch. Ausserdem gibt es ein warmes Mittagessen ...» Er trägt sich ein. Pünktlich und fleissig besucht er 5-6 Monate lang die Kurse. Im Frühjahr ist Schluss damit, auch mit seinem Anspruch auf Arbeitslosengeld und Verbandsunterstützung. Das Wohlfahrtsamt ist kümmerlicher Ersatz. Er klebt pünktlich jeden Monat seinen Erwerbslosenbeitrag. Schlecht und heruntergekommen sieht er aus. Und dann eines Tages: «... Euch Bonzen, euch Sprüchemacher, euch holen wir bald von euren fetten Posten, das Proletariat wird aufstehen und euch vertreiben...» Er hatte sich den Kommunisten angeschlossen. Auch da gab es Schulungskurse z.B. über Marxismus und das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate. Leider hatte der Mann vor allem Hunger...

Letzter Akt: Jahresmitte 1932. Durch die Weissfrauenstrasse kommend, marschiert die SA an unserem Verbandshaus an der Bethmannstrasse vorbei zum nahen Rathaus. In neuer Uniform und

strammer Haltung unser ausgesteuertes Mitglied. Jetzt hatte er vieles von dem, was ihm fehlte: Essen in der SA-Kaserne; diese zugleich ein Heim in einer Männergemeinschaft; die Uniform, die ein neues Selbstbewusstsein schuf. Und dann (es war ja alles so einfach): «Schuld an allem sind die Novemberverbrecher, die Feindmächte und vor allem die *Juden* als die Drahtzieher!

Natürlich gilt dieses Beispiel nicht allgemein für den damaligen Typ des Angestellten. Die Tradition und die Praxis der freien Angestelltenverbände machte die Masse ihrer Mitglieder immun gegen die faschistische Demagogie. In der Zeit des Terrors und der Verfolgung waren es im Gegenteil insbesondere unsere Mitglieder, die in der ersten Reihe kämpften.

Die Spaltung

Im Inflationsjahr 1923 war das erste Reichstreffen der Freien Angestellten-Jugend wegen der Wirtschaftskrise abgesagt worden. Acht Jahre später beschloss der Vorstand des ZdA einen Reichsjugendtag im August 1931 nach Lübeck einzuberufen. Nun bedrohte die neue Wirtschaftskrise den Plan. Die ZdA-Jugend Frankfurt fährt als eine der stärksten Gruppen nach Lübeck. Die meisten tragen unsere neue uniformähnliche Einheitskleidung mit Schulterriemen und roter Armbinde. Rot sind auch ihre Sturmflaggen. Die SPD-Stadtverwaltung verbietet diese Symbole revolutionärer Gesinnung. Flugs nähern unsere Mädchen den weissen Adler aus dem Frankfurter Stadtwappen auf die Armbinden als «Gösch» und in die obere Ecke der Sturmflaggen. Auch die Kampflieder unserer Gruppe erregen Ärger, insbesondere das «Propellerlied».

Die Bruderorganisation in Dänemark lud eine deutsche Delegation zum anschliessenden Besuch in Kopenhagen ein, ich führte sie im Auftrag des Reichsvorstands. Das kleine, friedliche Land beeindruckte uns alle. Freundlich und fröhlich die Menschen, ein blühendes landwirtschaftliches Genossenschaftswesen, mächtige Konsumgenossenschaften, die putzige Spielzeugarmee. War es die Kleinheit eines Volkes und Staates, dass man hier keine nationalistischen Sprüche erlebte, sollte hier die Wirtschaftsdemokratie einen Weg zum Sozialismus öffnen? (Mit einigen jungen Freunden machte ich einen Sprung nach Schweden: ein ähnliches Bild.)

Nach Frankfurt zurückgekehrt, fand ich meine Genossen in der SPD damit beschäftigt, eine Oppositionspartei zu gründen. Eine Reihe linker Reichstagsabgeordneter, vorwiegend aus den Armenhäusern Deutschlands, Sachsen und Thüringen, hatten gegen das Weitertolerieren der Brüningregierung gestimmt. Täglich fanden überall im Reich innerhalb und ausserhalb der SPD Protestversammlungen statt. Im Vorstand der Frankfurter SPD beschliessen wir eine interne Versammlungswelle mit Referaten der führenden Genossen der «Linken». Es sprachen nacheinander Max Seydewitz, Heinrich Ströbel, Anna Siemsen, Kurt Rosenfeld, Engelbert Graf und Fritz Sternberg. Der Bezirk Hessen-Nassau zieht nicht mit. Hier regiert mit eiserner Faust der Sekretär Paul Röhle (der mir schon 1925 gedroht hatte, dass «der Arm eines preussischen Landtagsabgeordneten» auch bis in die Hausrat GmbH reiche). Es mehrten sich die Anzeichen, dass der Vorstand der Partei gegen die Opposition vorgehen würde. Deren führende Köpfe beschlossen Vorbereitungen zur Gründung einer neuen sozialistischen Partei.

Auf Initiative von Andreas Portune, Betriebsratsvorsitzender der Metallfirma Messer & Co. und Reichstagsabgeordneter der SPD in Frankfurt, kamen etwa 12 Funktionäre zusammen, vom Parteivorstand Georg Stierle und ich. Beschluss: Einberufung einer Versammlung aller Funktionäre der «Frankfurter Richtung» zwecks Stellungnahme und Beschlussfassung zur Parteigründung. Referent Andreas Portune, Leitung Georg Stierle. Im Anschluss an diese Sitzung gab es noch ein langes Gespräch mit «Schorsch» und Ellen Schön. Ich war gegen die Spaltung, Ellen dafür. Georg zögerte. Ich wies auf unsere Erfahrungen mit Splittergruppen (1920 Arbeiter-Jugend, 1925 ISK) hin. Eine Woche später kamen etwa 200 Frankfurter Funktionäre in der Liederhalle Langestrasse zusammen, um eine Entscheidung zu treffen. Ich hatte mein ablehnendes Votum angekündigt. «Schorsch» hatte sich für die Spaltung entschieden.

Ein zufälliges, unbedeutendes Ereignis sollte meine Haltung verändern; in meinem ersten Buch berichtete ich über das Verhältnis zu meinem Vater. Nach dem Verlust seines bescheidenen Vermögens in der Inflation 1923 wollte er sich umbringen. Ich brachte ihn davon ab, gab ihm in den folgenden Jahren den grössten Teil meines guten Einkommens. Dafür versorgte er mich mit Nahrung, Kleidung und Wohnung. Jetzt – im Herbst 1931 – war, in seiner korrekten Manier, wieder ein Mantel fällig. Einige Stunden vor Beginn der Versammlung kaufte er mir nach langem Suchen, bei der Firma Carsch & Co.

einen herrlichen blauen Herbstmantel. Verspätet sause ich damit in die Versammlung und strebe durch den Mittelgang dem Vorstandspodium zu. (Ich muss noch hinzufügen, dass über die Hälfte der Anwesenden arbeitslos war. Mancher konnte sich noch nicht einmal mehr ein Bier leisten, viele trugen abgenutzte Kleider.) Wie ich nun mit meinem schönen neuen Mantel an den Genossen vorbeieile, geht ein Raunen los. Freundschaftlich-ironische Zurufe: «Ei, da sieht mer, wer's hat!» oder «Ojeh, die Bonze!» Verdattert nehme ich Platz, höre nicht, was Portune berichtet. Immer klarer wird mir, gegen die Spaltung sprechen würde mir als Feigheit und Angst vorm Verlust meines Postens im ZdA ausgelegt. Als der Vorsitzende Georg Stierle mich dann fragt, ob ich das Wort haben wolle, sage ich kurz und deutlich «nein»!

Drei Tage später erhalten Stierle als Vorsitzender und ich als sein Stellvertreter von Paul Röhle die schriftliche Mitteilung vom sofortigen SPD-Ausschluss. Kein Hinweis auf ein ordentliches Verfahren, keine Mitteilung, wer so beschloss oder welche Berufungsmöglichkeit bestehe. In dieser Woche trat etwa ein Viertel der Frankfurter SPD-Genossen in die neue Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) über. Zuvor hatte ich Georg Stierle und anderen Freunden mitgeteilt, dass ich nicht dabei sein würde. Die Neugründung komme politisch zu spät, die Krise treibe rasch zu einem Siedepunkt, die neuerliche Spaltung der Arbeiterparteien schwäche nur deren Stosskraft. Wenige Tage später treffe ich mich mit ehemaligen Jugendgenossen aus der SAJ. Es sind dies Fritz Spiess (der «Freutsch»), Otto Roth und Karl Fehler, Oskar Müller, Jean Blees. Ich schlage ihnen eine enge Zusammenarbeit vor. Meine Perspektive: Eine wenn auch geringe Chance, die Machtergreifung durch Hitler zu verhindern, ist die Einheitsfront der Arbeiterbewegung, und zwar nicht nur der beiden (jetzt drei) politischen Parteien, sondern aller ihrer Zweige: Gewerkschaften, Sportler, Naturfreunde usw. Als organisatorische Basis soll das Sekretariat des Proletarischen Jugendkartells dienen, das sich in meinem Büro befindet. Die JAG (Jungangestelltengruppe) soll als Treffpunkt zu politischen Gesprächen und zur Vorbereitung von Aktionen dienen. Einstellung des mörderischen Bruderkampfes, gemeinsame Aktionen, Versammlungsschutz.

Ich verhehle nicht, dass kaum zu erwarten sei, die Katastrophe zu verhindern. Es müssten deshalb sofort Vorbereitungen für den Aufbau illegaler Widerstandsgruppen getroffen werden. Dazu seien vorwiegend junge und noch nicht hervorgetretene Genossen heranzu-

ziehen. Von der Anlehnung an konspirative Methoden aus der Zeit des Sozialistengesetzes sei abzuraten; der Feind sei brutaler, gefährlicher und verfüge über neue Techniken. Die Erfahrungen der KP sollten für die Vorbereitung der Zeit der Illegalität eingesetzt werden. Wir verständigen uns auf dieser Basis – Otto Roth und ich übernehmen es, mit uns bekannten und befreundeten Genossen aus der gemeinsamen Zeit in der SAJ Kontakte aufzunehmen. Meine Gespräche mit Georg Stierle, Otto Weisspfennig und Stephan Heise von der «Volksstimme» veranlassen diese zu entsprechenden Aktivitäten. Die Resonanz bei den Spitzen von SPD und ADGB ist enttäuschend. Der Sekretär des ADGB Otto Misbach antwortet mit einem knappen abweisenden Schreiben.

An ein besonderes Erlebnis erinnere ich mich: Am 9. November 1931 organisierte das Jugendkartell eine Revolutionsfeier am Opferdenkmal. Alle sozialistischen Jugendorganisationen waren vertreten. Nach der Kundgebung, kurz nach 12 Uhr mittags, ging ich gemeinsam mit dem damaligen Vorsitzenden der SAJ, Ernst Langendorf (er war Schriftsetzer in der Union-Druckerei), über die Kaiserstrasse zur Hauptwache. Er trug die Uniform der SAJ: blaues Hemd, Schulterriemen, roten Schlips, ich das Khakihemd, die blaue Schiffermütze und schwarze Reithosen mit schwarzen Schaftstiefeln. Rings um die Hauptwache, an den Strasseneingängen, standen SA-Trupps, 10 bis 20 Mann stark. Wir beiden gingen schräg über den Schillerplatz, um die Tram Richtung Eschersheim zu erreichen. SA Leute bewegten sich von verschiedenen Seiten auf uns zu, verfolgten und beschimpften uns; wir gingen schneller, setzten uns in Trab in Richtung der gerade abfahrenden Linie 12. Drei oder vier Nazis stürzen sich auf Langendorf, schlagen ihn nieder und stossen ihn vor die abfahrende Bahn, die gerade noch bremsen kann. Schläge und Fusstritte treffen ihn. Ich kriege zunächst nichts ab, dann falle ich halb absichtlich, halb gestossen über L., bekomme nun meinerseits Fusstritte, halte jedoch in fanatischer Wut einen SA-Stiefel umklammert. Kameraden des Kerls versuchen ihn von mir wegzureissen – vergeblich! Ich höre die Signale eines Polizeiautos, ich klammere mich noch fester; einige SA-Leute flüchten. Die Schupo schnappt aber noch drei von ihnen. L. wird vom Sanitätsauto sofort in die Klinik gebracht. Dort liegt er Monate mit Nasenbeinbruch, Verletzungen und Prellungen. Der Polizeiführer sagt zu mir: «Schade, dass wir den Beckerle nicht erwischt haben, das Schwein organisiert die Schläger!» Ich



Roter Frontkämpferbund 1931 in Frankfurt. Erster von links: Otto Roth.

besuche Ernst im Spital. Sein Freund von Puttkamer, Redakteur der «Volksstimme», ist bei ihm. v. P. sagt zu mir: «Du hast Ernst mit deinem Körper das Leben gerettet.»

Im Februar 1932 geschieht ein Wunder: Ein Frankfurter Gericht klagt die Schläger an. Es sind der 20jährige Schlosser Max Hahn und der gleichaltrige Helmut Ernst. Hahn hatte Langendorf ins Gesicht getreten, er war in SA-Uniform. Ernst war vorbestraft wegen Diebstahls. Beide Angeklagten erhielten für den Überfall mehrmonatige Gefängnisstrafen. Dass die Strafen verhängt wurden, war das zweite Wunder. Denn zu dieser Zeit wagte es die Polizei schon nicht mehr, gegen solche Täter einzuschreiten, geschweige denn ein Gericht, sich mit Nazibrutalitäten zu befassen. – Ich war in dem Prozess neben den Polizisten der einzige Zeuge. Deshalb war ich nach dem 30. Januar überzeugt, es würde mir an den Kragen gehen. Es geschah jedoch nichts in der Sache. – Der berühmte Beckerle wurde später Frankfurter Polizeipräsident, dann Botschafter in Rumänien. Nach Kriegsende erhielt er bei seiner Rückkehr nach Frankfurt eine Wohnung in der Heimatringsiedlung der «Neuen Heimat».

Hindenburg wird (mit den Stimmen der SPD) zum zweiten Male Reichspräsident – Er beruft anstelle von Dr. Brüning den reaktionären Junker von Papen (ebenfalls Mitglied der Zentrumspartei) als Reichskanzler – von Papen verjagt die legale preussische SPD-Regierung Braun-Severing und ernennt dafür einen Reichskommissar – Bei den Neuwahlen zum Reichstag werden die Nazis mit 230 Mandaten stärkste Partei, die Kommunisten gewinnen 89 Sitze, SPD und Bürgerliche sind die Verlierer – Auf einer Konferenz in Montreux beschliessen die Siegermächte das Ende der Reparationen – In einer weiteren Konferenz erkennen die Alliierten die militärische Gleichberechtigung Deutschlands an – Die deutsche Ausfuhr sinkt um 42%! – Der Deutsche Gewerkschaftsbund legt ein Arbeitsbeschaffungsprogramm vor – Die Weltarbeitslosigkeit steigt auf 30 Millionen! Davon sind es allein in Deutschland 6'350'000, dazu kommen noch 3 Millionen Kurzarbeiter. Nur noch ein Drittel aller Werktätigen arbeitet – Neuwahlen im November lassen die Nazi-mandate von 230 auf 196 zurückgehen. Nur die Kommunisten steigen weiter von 89 auf 100 Mandate – Im November schreiben die Mächtigen der deutschen Wirtschaft: Schacht, Vogler, Sylverberg, Thyssen, Reusch, Haniel, Krupp, Siemens, Bosch usw. an den Reichspräsidenten Hindenburg, er möge die «verantwortliche Leitung der Reichsregierung» an den Führer der grössten nationalen Gruppe (Hitler) übertragen.

Enttäuschte Kampfbereitschaft

Das Radio meldet: Durch Notverordnung hat der Reichspräsident v. Hindenburg die sozialdemokratisch geführte Preussen-Regierung suspendiert. Ein Reichswehrlieutenant und zwei Soldaten setzen den Innenminister Severing, Chef der preussischen Polizei, ab. Dieser «wich der Gewalt», wie er es ausdrückte. Ein gezeichneter Witz aus den «Fliegenden Blättern» Jahrgang 1913 fiel mir dazu ein: «Aufstand 1848 in Krähwinkel». Der Schneidermeister des Dorfes hat mit seinen Getreuen das Rathaus besetzt. Es erscheint der Kommandant der freiwilligen Feuerwehr und fordert die Kapitulation. Der Schneidermeister erklärt: «Mir weicht nur der Gwald!» Antwort: «Rindvieh, i bin jo die Gwald!» «Jo, sooo», antwortet der Rebellenführer und zieht mit seinen Getreuen ab.

In Frankfurt verstärkt sich der Terror der Nazis. In der Lange-

strasse ermordet die SA zwei junge Reichsbannergenossen, als sie allein von einer Versammlung heimkehren. Im kleinen Kreis der Genossen, mit denen ich mich nach der Gründung der SAP zu gemeinsamem Handeln zusammenfand, wurden Abwehraktionen beraten. Die ehemalige Schutzformation der Jungsozialisten war fast geschlossen zur SAP übergetreten. Darunter befanden sich auch Genossen, die bereits 1923 als Hilfspolizisten militärisch ausgebildet worden waren. Sie wurden Instruktoren für den Kern unserer Abwehrgruppe. Allerdings konnten wir nur wenige Pistolen beschaffen. Als Kassierer des ZdA erhielt ich einen Waffenschein und kaufte zunächst eine 6,35, später eine 7,65, Modell «Walther». Besondere Methoden der politischen Aufklärung wurden entwickelt.

35'000 Männer der Eisernen Front marschieren in geschlossenen Formationen zum Festhallengelände. Das «Reichsbanner», uniformiert und mit Marschmusik, schwarz-rot-goldenen Fahnen. Dann die «Hammerschaften»: Das sind die Belegschaften der Grossbetriebe, voran die Metallarbeiter. Sie marschieren in ihrer Arbeitskleidung, am linken Arm eine rote Armbinde, und singen:

«Auf, Sozialisten, schliesst die Reihen.
Die Trommel ruft, die Banner wehn.
Es gilt die Arbeit zu befreien.
Es gilt der Freiheit Auferstehen!»

Sie tragen rote Fahnen, drei Pfeile leuchten darauf. Drei Pfeile sind auch das Abzeichen und neue Symbol der «Eisernen Front». Der steil hochgereckte Arm mit geballter Faust der neue Gruss, verbunden mit dem Ruf «Freiheit»!

Kurz zuvor hatte der Stellvertreter Hitlers, Gregor Strasser, drohend erklärt: «Wenn wir an die Macht kommen, dann werden Köpfe rollen!» – Der Hauptredner der Kundgebung auf dem Festhallengelände war der sozialdemokratische Polizeipräsident von Berlin Grezseniki. Begeistert hörten wir seine Antwort. «Wenn schon gehängt werden muss, dann werden wir die anderen hängen!» Doch bald mischt sich in den Kampfeswillen der Arbeiterschaft Enttäuschung und Verzweiflung über die fehlende Aktionseinheit. Die grosssprecherische Borniertheit vieler Spitzenfunktionäre, wichtigtuersische Andeutungen über «geheime Entwicklungen», dümmliche Witze über den «Konkurrenten», Durchhalte- und Anpassungsparolen sind kein Ersatz für einen wirkungsvollen Widerstand.

An der «Basis»

Wir intensivierten unsere Arbeit, zum Beispiel schulten wir erwerbslose Genossen in «Pro-und-Kontra-Diskussionen». Vor den Arbeitsämtern oder sonstigen Treffpunkten begannen diese dann ein «spontanes Streitgespräch» über Politik, meist mit der Folge, dass sich weitere Diskutanten einmischten. Dank der Schulung setzten sich unsere Leute gut durch. Oder: In der Strassenbahn las einer eins unserer Flugblätter. Sein Gegenüber (auch einer von uns) beginnt ein «kritisches Gespräch» darüber. Das gibt dem Flugblattleser Gelegenheit, laut und deutlich seinen Kommentar zu verkünden.

Trotz der verhängnisvollen sturen Haltung der grossen Organisationen wuchs bei der jungen Generation der Wille zur Aktionseinheit. Ein ermutigendes Ereignis wurde eine überfüllte Kundgebung im Volksbildungsheim, Ende Juni 1932, gemeinsam veranstaltet von den sozialistischen und kommunistischen Studentengruppen mit je einem Vertreter als Redner. Aus den verschiedenen linken Studentengruppen organisierten sich eine Anzahl im ZdA. Ich ermöglichte ihnen die Mitgliedschaft mit der Begründung, dass sie ja irgendwann den Angestelltenberuf ausüben wollten. Die «JAG» verbesserte damit ihre politische Struktur. Die politischen Spannungen wuchsen, der Kampf wurde härter. Die ZdA-Jugend marschierte in ihrer uniformähnlichen Kleidung in geschlossener Formation zu den Kundgebungen auf. Sie formierte Radfahrertrupps zu riskanter Aktion: Gegen Mitternacht geht es in Stadtteile, die als Nazihochburgen aus vielen Wohnungen die Hakenkreuzfahne zeigten. An langen dünnen Seilen ist ein Stein befestigt. Geübte Werfer schleudern den Stein über die Fahnenstange. Andere reissen mit einem Ruck Stange samt Fahne herunter. Wenn Zeit bleibt, macht ein Streichholz dem verhassten Symbol ein Ende. Wir hatten immer Glück dabei; niemand wurde erwischt.

Schlimmer ging es bei nächtlichen Klebe- und Überklebeaktionen zu. Ich erinnere mich: Eine Gruppe alter SAJ-Genossen, jetzt SAP oder «Naturfreunde», ist zu Fuss unterwegs durch die Taunus- und Gallusstrasse. Wir haben fleissig geklebt und gepinselt; restliches Material und Werkzeug tragen wir mit uns. Am Kaiserplatz stellt uns ein etwa gleichgrosser SA-Trupp. Sie rempeln uns an, einer zückt ein Messer gegen mich. Doch da sind sie schon dran, meine drei alten Kumpel, der Walter Breckheimer, der Friedo May und der «Turner-

Frietsch». Sie haben ihre Ausbildung als Hilfspolizisten nicht vergessen. Der Messerheld fliegt im Bogen über die Schulter von Turner-Frietsch, Walter hält einen anderen im «Schwitzkasten». Das Sirenengeheul des Polizeiautos lässt uns nach allen Seiten verschwinden. Es ist nach Mitternacht: Über eine Stunde lang marschiere ich durch die einsamen Strassen zu meiner Wohnung in Eschersheim. In der Nähe hat die SA vor Kurzem einen Stützpunkt errichtet. Der Weg zur Wohnung ist dunkel und still. Meine Hand umspannt die Pistole in der Tasche.

Den markigen Drohgebärden der politischen Führer bei den Massendemonstrationen der Arbeiterschaft folgen Anpassungsverhalten, zurückweichen vor der Reaktion auf allen Gebieten durch massgebliche Funktionäre des Apparates. Als die Papenregierung z.B. die Einführung eines «Freiwilligen Arbeitsdienstes» (FAD) für Jugendliche (eine Vorstufe der Remilitarisierung) verkündet, beschliessen Gewerkschaften und Politiker unter Hängen und Würgen eine Beteiligung.

Front gegen den FAD macht der damalige Funktionär der SAP Willy Brandt. Er schreibt in der «Sozialistischen Volkszeitung»: «Das Jungproletariat hat sich von Anfang an dafür bedankt, wieder in Kasernen gedrillt zu werden, hat von Anfang an die grossen Gefahren aufgezeigt, die durch die nationalistische Erziehung der Jugend entstehen würden... Überall muss die proletarische Jugend die Boykottierung des freiwilligen Arbeitsdienstes propagieren, auch wenn SPD, Reichsbanner usw. keine klare Stellung einnehmen... Das zeigt, dass die jungen Arbeiter sich nicht missbrauchen lassen wollen zu diesem Plan der Arbeiterfeinde. Sie haben längst erkannt, wie man heute kalt faschistische Methoden einführt, von hinten herum. Die Ausrede, dass ‚wir dabeisein müssen, damit Schlimmes verhütet wird‘, gilt nicht. Die Jugend lässt sich auch nicht mit dem ‚kleineren Übel‘ fangen, wo wichtige Teilkämpfe zwischen Kapital und Arbeit ausgefochten werden. Und ein solcher Kampf ist der Streit um den Arbeitsdienst.»

«Der Führer spricht!»

Was war das Geheimnis der Nazierfolge? Das wollte ich genauer wissen. – Ich las Hitlers «Mein Kampf». Es war eine mühsame und widerwärtige Lektüre, plump und dumm. Doch ich überlegte: «Wie-so dann diese Wirkung auf die Massen?» Irgendwo las ich darin den Satz, dass in der Grösse der Lüge ihre Glaubwürdigkeit liege.

Hitler spricht vor Zehntausenden in der riesigen Festhalle in Frankfurt. Ich gehe hin, um hinter das Geheimnis seiner Wirksamkeit zu kommen. Ich sitze zwischen Männern gesetzten Alters, wohl dem Mittelstand angehörend; ihre Kleidung gepflegt, sie unterhalten sich lebhaft. Das bekannte Ritual beginnt: Marschmusik, Formationen rücken ein, Standarten und Fahnen, dann die Ankündigung: «Der Führer!!» Ein Orkan bricht los. «Sieg Heil, Sieg Heil!» Fanfaren, Trommelwirbel. Dann er: Scheinbar erst stockend, Worte suchend, dann immer heftiger, lauter, drohender, dazwischen dümmlicher Spott und schliesslich prophetisch-ekstatisch, sich mit der Faust an die Brust trommelnd. Ein hysterisches Chaos tobt um mich. Ich stehe auf, bleibe stumm; niemand achtet auf mich, die Mittelständler um mich hatten sich in heulende Derwische verwandelt. – Ist es der Dialektanklang aus dem Waldviertel oder die primitive Theatralik dieser Phrasenkaskade? Irgendwie erinnert es mich an Schlierseer Bauerntheater, vermischt mit Anzengrubers «Der G'wissenswurm». Ich variiere den Satz aus «Mein Kampf»: «In der Grösse der Banalität liegt die Stärke ihrer Wirkung.»

In die UdSSR

Wir jungen Sozialisten hatten die Oktoberrevolution, die Entstehung der Sowjetunion mit grosser Sympathie verfolgt und waren später verunsichert worden durch dramatische Fraktionskämpfe, durch die dogmatische Politik der Komintern gegen den «Sozialfaschismus». Der Entwicklung in dem weiten Land galt gleichwohl immer unser Interesse – wie würde das grosse Experiment einer Gesellschaft ohne Kapitalismus verlaufen? In «Mein Kampf» sagte Hitler klar: Unser Hauptfeind ist der Bolschewismus, wir werden Russland zum deutschen «Lebensraum» machen.

Strassenjungen in
Leningrad 1932.
(Foto: P.M.)



Um mir einmal ein unmittelbares Bild von der UdSSR zu verschaffen, buchte ich für Herbst 1932 bei «Intourist» eine Reise mit Martel zusammen in einer normalen Touristengruppe. Die Etappen: mit dem Zug durch Polen, dann nach Minsk, Leningrad, Moskau, Kursk, Charkow, Dnjeprpetrowsk, Sewastopol, Odessa, Kiew. – In Leningrad löse ich mich von der offiziellen Führung und erkunde die Stadt in langen Fussmärschen. Unvergessliches Bild: ein einfacher Muschik mit primitiver Flinte, der als Wächter vor den Putilow-Werken steht. Ein Abend im Meyerhold-Theater – das Publikum zum Teil in Arbeitskleidung! – ist ein Höhepunkt in Moskau. Und mein «rotes» Herz schlägt schneller, als vom Kremldurm das Glockenspiel mit der Internationale ertönt.

Ernüchternd ein anderes Erlebnis: Unsere Gruppe besichtigt ein neues Stadion. Eine Filmequipe erscheint. Wir sollen auf einem der Ränge Platz nehmen und einem imaginären sportlichen Wettkampf applaudieren. Die Aufnahme soll das Interesse von Ausländern am sowjetischen Sport zeigen. Ich weigere mich, das törichte Theater mitzumachen. Der Gesamteindruck von Moskau: wimmelndes Leben, überfüllte Kulturstätten, eine Masse arbeitender, aber auch lesender, musizierender, schachspielender Menschen, Sauberkeit auch in den alten Stadtteilen – ein anderes Russland, als wir es aus den Schilderungen der Zarenzeit kannten. Weiter drinnen im Land gab es wohl oft noch keine Ruhe. Nach dem Reiseplan sollten wir auch nach Rostow am Don kommen – Absage mit der Begründung «Überschwemmungen». Später hörten wir von Kulakenaufständen.

Auf der Rückfahrt zwischen Charkow und Brest-Litowsk im nächtlichen Zug ein gewaltiger Ruck, der Zug hält auf offener Strecke. Geschrei, Kommandorufe; Fackeln werden entzündet. Rotarmisten mit aufgepflanztem Bajonett schwärmen aus. Nach Stunden fahren wir weiter. Über die polnische Grenze gekommene Saboteure haben versucht, die Gleise zu zerstören. Finster dann die Grenzkontrolle der Polen. Jeder Fetzen bedruckten Papiers wird beschlagnahmt, auch unsere Plakate; Filme werden geöffnet. «Alle Deutschen Bolschewiki!» verabschiedet uns ein Milizionär.

In Berlin mache ich auf der Heimreise kurz Zwischenhalt und besuche das neue Verbandshaus des ZdA in der Hedemannstrasse. (Die Gestapo wird es später als ihre Zentrale benutzen.) Dort treffe ich Leute vom Vorstand: Ich informiere Kurt Schimmel, den Hauptrevisor, über meine politischen Perspektiven und die Pläne für die Zeit der Illegalität. Wir vereinbaren weiteren Kontakt. Er gibt mir seine Privatadresse in Stuttgart. Ich spreche mit Paul Hertz und Siegfried Aufhäuser vom AFA-Bund. Beide sind entsetzt über den Anpassungskurs des ADGB, besonders von dessen Vorsitzenden Theodor Leipart. Ich habe den Eindruck einer grossen Verstörtheit.

Es gibt jetzt 7 Millionen Arbeitslose, allein in Frankfurt 80'000! Der ADGB verkündet ein Wirtschaftsprogramm mit der Forderung der 40-Stunden-Woche. Er stimmt dem «Freiwilligen» Arbeitsdienst für Jugendliche zu und beginnt sich von der SPD zu distanzieren. Auch setzt er utopische Hoffnungen auf den «Strasser-Flügel» der NSDAP. Der «Stellvertreter des Führers» hatte nämlich von der «antikapitalistischen Sehnsucht der Massen» gesprochen. Erwartungen ranken sich um den Reichwehrgeneral von Schleicher, weil er das Gespräch mit den Gewerkschaften ankündigt. Zu dieser Haltung passt ein Bericht des SPD-Redakteurs Stampfer: «... von Papen, Kavaliere alter Schule, versicherte Severing (dem davongejagten preussischen Innenminister) seiner persönlichen Hochachtung...» – An solche Strohhalme klammerten sich die prominenten Repräsentanten der Weimarer Republik. Als illusorisch erwies sich auch die Hoffnung auf eine Wende, als im November bei erneuten Reichstagswahlen die Nazis erstmals wieder Verluste erlitten (im Übrigen auch alle anderen Parteien ausser den Kommunisten); bereits Anfang Januar 1933 brachten Wahlen in dem kleinen deutschen Staat Lippe wieder einen haushohen Sieg der NSDAP.

1933 – Deutschland am Hakenkreuz

30.1. Hitler wird Reichskanzler – 31.1. 6'013'612 Arbeitslose – 27.2. Brand des Reichstagsgebäudes – Beginn der Konzentrationslager – Obligatorischer Arbeitsdienst – März: Reichstagswahlen; Annullierung der KP-Mandate – April: Betriebsratswahlen; Ergebnisse: Freie Gewerkschaften 73,4%, Rote Gewerkschaftsopposition 4,9%, Christi. Gewerkschaftsopposition 7,6%, NSBO 11,7% – Kampflöse Kapitulation der Gewerkschaften – 2.5. Zerschlagung der Gewerkschaften; Gründung der «Deutschen Arbeitsfront» – Beginn der «Gleichschaltung» in Wirtschaft, Politik, Kultur; antisemitische Aktionen Frankfurt: Im Februar letzte Massenkundgebung der SPD (18'000 Teilnehmer) – März: «Karl-Marx»-Parteitag verschoben – Verbot der «Volksstimme» – NSDAP erringt bei Reichstagswahlen 43,9% der Stimmen, bei den Betriebsratswahlen der Strassenbahner 11 von 15 Mandaten! – Mai: Besetzung des Gewerkschaftshauses – Massenverhaftungen – Spontane Bildung von illegalen Widerstandgruppen

Beginn der Eiszeit

Silvesterabend 1932: Seit über einem Jahrzehnt kamen die alten Freunde aus der sozialistischen Jugendbewegung am Silvesterabend in einem verschneiten Taunusdörfchen zusammen. Erinnerungen wurden ausgetauscht, wir sangen unsere alten Lieder und führten politische Diskussionen. Jeder Teilnehmer war aktiv in einer politischen oder gewerkschaftlichen Organisation der sozialistischen Arbeiterbewegung in Frankfurt tätig.

An diesem Silvesterabend 1932 ist es kein romantisches Taunusdorf, wo wir uns treffen. Etwa 20 alte Jugendgenossen und -genossinnen sind in einem Sitzungszimmer unseres Verbandshauses zusammengekommen. Die letzten Tage der Weimarer Republik waren beherrscht von einer unerhörten Hektik. Nachrichten, Gerüchte, Wahlen und Regierungsbildungen jagten sich. Terror und Mord, verzweifelte Massen der Arbeitslosen beherrschten die Strassen. Grosse Worte von Führern der Arbeiterbewegung und keine Taten, zersetzender Bruderkampf – das deprimierte uns. An diesem Dezemberabend herrscht eine Mischung von Wut, Enttäuschung und verzweifelttem Widerstandswillen bei uns. Georg Stierle (Frankfurter

Vorsitzender der SAP): «Es wird alles zusammenbrechen, wir werden später noch einmal ganz von vorne anfangen müssen!» – Otto Roth (Funktionär der KPD): «Nach Hitler kommen wir!» – Wir alle wussten: Hitler kommt an die Macht. Terror und Verfolgung von unvorstellbarem Ausmass wird über die Arbeiterbewegung hereinbrechen. Ich sage: «Diese braune Nacht wird eine lange Dunkelheit über Deutschland bringen!»

Unsere Diskussion beginnt mit der Frage: «*Was tun?*» Ich berichte über meine Vorstellungen zum Aufbau einer Widerstandsorganisation innerhalb der ZdA-Jugend. So könnten auch Gruppen aus Mitgliedern der Jugendorganisationen der Gewerkschaften und Arbeiterparteien gebildet werden. Man müsse damit rechnen, dass die bekannten und älteren Führer sofort oder später dem Terror zum Opfer fielen, deshalb müsse man möglichst viel unbekannte und jüngere Mitglieder heranziehen. Die alten Methoden der Konspiration, etwa wie zurzeit des Sozialistengesetzes, seien wertlos gegenüber dem perfekten Verfolgungsapparat einer Diktatur.

Wir einigen uns rasch über die Organisation einer dauernden Verbindung unserer Gruppen. Die Zusammenarbeit soll nach folgenden Grundsätzen erfolgen: 1. Das gemeinsam als richtig Erkannte gemeinsam tun. 2. Ungeklärte Fragen kameradschaftlich diskutieren. 3. Prinzipielle Gegensätze zurückstellen. 4. In jeder Organisation Methoden entwickeln, die den modernen Terrorpraktiken entgegenwirken können.

Wir bleiben noch lange zusammen. Irgendwo auf der Strasse draussen gröhlt die SA: «Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen ...» Wir trennen uns spät; einer fängt zu singen an, unser altes Lied aus der Jugendbewegung: «Dem Morgenrot entgegen, ihr Kampfgenossen all...» Ich wende scherzhaft ein: «Das geht gegen die eben beschlossenen Regeln der Konspiration...!» Als Antwort stimmen alle – auch ich – in den Gesang ein: «Bald siegt Ihr aller Wegen, bald weicht der Feinde Wall!»

Das Jahr I des «Tausendjährigen Reiches» hatte begonnen. Wie lang und blutig sollte der Marsch zum Sieg werden? Wie mancher, der dies an jenem 1. Januar 1933 sang, hat dieses Morgenrot nicht mehr erlebt. Und wurde es dann auch ein Sieg? – Dieses «Journal» soll versuchen, auch darauf eine Antwort zu geben.

30 Tage voll Illusion, Panik, Defaitismus

Es ist kaum zu beschreiben, was in diesen Januartagen an Reden, Diskussionen, verrückten Parolen und Gerüchten herumschwirrte: «Der greise Reichspräsident wird den ‚böhmischen Gefreiten‘ nie zum Reichskanzler machen!» – «Der General Schleicher verbündet die Reichswehr mit den Strasser-Nazis und den Gewerkschaften zu einer Koalition gegen Hitler!» – «Die Franzosen werden erneut das Rheinland besetzen!» – «Otto Braun wird Preussen gegen die Reichsregierung mobilisieren. Die bayrische konservative Regierung wird einen Hitlerputsch niederschlagen!»

Panikstimmung bei den Gewerkschaften und der SPD. Ich erhalte von der Verbandsleitung in Berlin die Information, dass ein grosser Teil des Gewerkschaftsvermögens ins Ausland gebracht werden soll. Wenig später kommt die Weisung, die Kontenbestände in «das sichere Bayern» zu transportieren. Der ADGB bietet noch immer sein Wirtschafts- und Arbeitsbeschaffungsprogramm als Allheilmittel an. Absetzungen von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens werden bekannt.

Es muss zur Ehre der Frankfurter Arbeiterbewegung, einschliesslich ihrer Führung, gesagt werden, dass diese Mentalität der Kapitulation sich bei ihr nicht entwickelte. Die Führung der Eisernen Front verstärkte die angelegten Waffenlager, die abendlichen «militärischen Spaziergänge» wurden intensiviert. Der hässliche Kleinkrieg zwischen SPD und KPD verebbte; in den Betrieben wurde der Kampf gegen die NSBO gemeinsam geführt.

Im Zentralverband der Angestellten war mein Sekretariat zuständig für die Abteilungen Organisation, Finanzen und Werbung sowie die Jugend- und Bildungsarbeit im Gau Hessen. Ausserdem befand sich in meinem Büro das Sekretariat des «Proletarischen Jugendkartells», einer Vereinigung aller politischen, gewerkschaftlichen und kulturellen Organisationen der sozialistischen Jugendbewegung Frankfurts. Mitte Januar kommt es in einer Vorstandsitzung des Jugendkartells zu einer hitzigen Diskussion. Scharfe Kritik wird laut an den anpasserischen Tendenzen bestimmter Spitzenfunktionäre der Gewerkschaftsbewegung; gemeinsame Demonstrationen und Vorbereitungen zum bewaffneten Widerstand werden gefordert, die Teilnahme an einer Kundgebung der «Eisernen Front» auf dem Römerberg beschlossen.

Hier marschiert auch die Jugend gemeinsam unter ihren roten Sturmflaggen und mit Kampfgesängen auf. Leiter der riesigen Kundgebung ist der Vorsitzende der SPD-Frankfurt, der Stadtverordnete Johannes Reholz. Er beginnt: «... Gewisse *Elemente* haben zur Teilnahme an unserer heutigen Kundgebung aufgerufen. Ich warne diese Leute vor Störungen und fordere unsere Genossen auf, sich nicht provozieren zu lassen. Ich bitte die Ordner, falls erforderlich, in Aktion zu treten!» – Ich stehe da wie ein begossener Pudel. Ja, verstehen die da oben denn noch immer nicht, wie stark und ernst der Wille zu gemeinsamem Handeln gerade bei den jungen Genossen ist? Pfuirufe kommen aus unseren Reihen, viele verlassen die Kundgebung.

Unser Verbandshaus in der Bethmannstrasse liegt im frühen Dunkel dieses Winterabends. Seit heute ist Hitler Reichskanzler. Eine Gruppe junger Genossen ist zum Schutz unserer Freien Angestellten-Gewerkschaft im Vortragssaal versammelt. Es brennt kein Licht. Stumm lauschen wir den hektischen Meldungen des Radios. Die Stimme des Reporters überschlägt sich: Der Siegeszug mit Fackeln, dröhnender Marschmusik, Sieg-Heil-Rufen und fanatischem Gesang erfährt eine begeisterte Kommentierung. Eine ähnliche Demonstration ist für Frankfurt angesagt. Und da hören wir auch schon, vom Schauspielhaus her, die gleichen tosenden Geräusche. «Sie kommen!» ruft einer der Unsrigen. Nein, Angst zeigt keiner, doch eine ungeheure Spannung liegt über uns!

Auf der Strasse bilden sich Spalierreihen Neugieriger; es sind Bewohner der Altstadt. Jetzt sperren SA-Leute die Fahrbahn. Der Zug kommt näher. Mit einigen Genossen trete ich vor unser Haus. Hinter uns wird die Tür geschlossen. Dann marschieren sie vorbei, SA-Sturm, die SS, die HJ, in blitzneuen Uniformen die NSDAP-Formationen und dann «viel Volk» in Zivil, ein Teil mit Hakenkreuzarmbinden. Ich schaue nur in die Gesichter dieser Menschen: fanatisch verbissene, stolz strahlende, glücklich lächelnde, auch Gesichter, aus denen Not spricht, und gläubig-jugendliche. Ich versuche mir ein Bild zu machen: Aus welchem Milieu kommt diese Masse Mensch? Was treibt sie in diese Gemeinschaft? Kein Zweifel: Die wirtschaftliche Not, die Unfähigkeit der «Systemparteien» (einschliesslich der SPD), die perfekte Demagogie der Goebbels-Propaganda waren die Hauptursache.

Auch etwas anderes erlebe ich: In den 13 Jahren der Republik sah

ich viele Tausende aus der Arbeiter- und Jugendbewegung. Schon damals hatte ich ein gutes Personengedächtnis. In diesem Demonstrationszug aber sah ich nur zwei bekannte Gesichter. Ein junger Metzgergeselle, er war Mitte der zwanziger Jahre Mitglied der SAJ. Der andere, ein etwa 40jähriger Angestellter der Ortskrankenkasse, der bereits Mitglied der SAJ im Kaiserreich war. (Ich besitze von ihm ein Foto, das ihn 1933 als Plakatträger der NSBO der AOK zeigt.)

Noch lange bleiben wir im nächtlichen Verbandshaus zusammen, diskutierend: Wird nun die «Eiserne Front» endlich handeln? Warum kommen keine Informationen und Anweisungen? Wird es wenigstens jetzt zur Aktionseinheit kommen? Wird der Bruderkrieg beendet? – Erwartung mischt sich mit Skepsis. Wie hatte doch der Ortssekretär des Gewerkschaftsbundes, Otto Misbach, uns vor kurzem noch geschrieben?: «... wir lehnen jede örtliche Verhandlung ab, solange die zentralen Leitungen der in Frage kommenden Parteien und Arbeiterorganisationen das einheitliche Zusammenkommen nicht beschlossen haben ...!»

Beginn der Gleichschaltung

Eines musste man den Nazis lassen, sie führten in die deutsche Sprache neue Formulierungen und Begriffe ein, die Wirkung zeigten: «Arbeiter der Stirn und der Faust» – «Volksgemeinschaft» – «Kraft durch Freude». Auch drohende und verräterische Lautmalerei gab es: Wer hat dieses Kürzel «KZ» erfunden, zischend wie ein herab-sausendes Fallbeil? (Warum nicht richtig «KL»?) Und glich nicht «SS» einem tötenden Doppelblitz? «Gestapo»: diese drohend wirkende Assoziation von dunklem Terror? Selbst das «Pg.» (Parteigenosse der Nazi-partei) klang wie ein Pistolenschuss!

Jetzt kamen von der Verbandszentrale in Berlin endlich Informationen und Weisungen: Der AfA-Bund wird – ungeachtet der beginnenden Entlassungs- und Verhaftungswelle gegen viele seiner Funktionäre – den legalen gewerkschaftlichen Widerstand fortsetzen. Noch am 25. Februar wird auf den Aufruf des ADGB hingewiesen, in dem es zu den Reichstagswahlen am 5. März heisst: «Eure Entscheidung wird fallen für Volksherrschaft gegen Diktatur, für ein freies, sozialistisches Deutschland!» – Am 28. Februar brennt der

Reichstag; die Kommunisten sollen ihn angezündet haben. Verzweifelt versucht die SPD, für die Reichstagswahlen zu werben. Die Parteileitung in Frankfurt beschliesst, den «Reichsparteitag» weiter vorzubereiten. Er soll am 12. März stattfinden. Noch am 2. Februar beschliessen ihre Funktionäre: «Es gibt kein Wanken!» Schon Ende 1932 wurde die «Volksstimme» mehrfach verboten. Jetzt am 18. Februar begann ihre Sterbestunde.

Die Berliner Zentrale verlangt von mir, alle Kassen-Einnahmen und das bare Vermögen unserer Ortsgruppe und des Gaues Hessen auf «sichere Konten» in Bayern zu überweisen. Ich entscheide mich anders: Die grosse Zahl der Kollegen, die Erwerbslosenunterstützung des Verbandes erhielten, wuchs rasch und stark an durch die fristlosen Entlassungen von ZdA-Funktionären aus öffentlichen Verwaltungen und Sozialversicherungen. An diese zahle ich für die Höchstzeit ihres Unterstützungsanspruchs die Unterstützung im voraus aus. Andere erhalten wegen «Krankheit» ebenfalls die entsprechende Unterstützung. Das reisst in die Kasse ein so grosses Loch, dass Überweisungen an die Zentrale unmöglich werden. Überraschend für mich: Es gab kaum Austritte aus dem ZdA, schon gar nicht aus politischen Gründen. Abmeldungen in geringer Zahl kommen von jüdischen Kollegen, die ihre Emigration vorbereiten. – Die Berliner Zentrale entsandte wegen der ausbleibenden Zahlungen den Verbandsrevisor Kurt Schimmel nach Frankfurt. Ich erkläre ihm meine Perspektive: Beginn einer langen Periode der Diktatur und der Verfolgung; Organisation des Widerstands. Zu meiner Überraschung stimmt er im Wesentlichen überein.

Zunächst ändert sich in Frankfurt im Leben der Stadt kaum etwas. In einem Anflug von Sorglosigkeit sage ich zu Freunden: «Noch nicht einmal meine Pistole muss ich abliefern.» Doch dann wird die Fratze der Reaktion immer deutlicher. Von Weström, ein adeliger Pg., wird Polizeipräsident. Er bildet sofort aus SA-Leuten eine Hilfspolizei. Im Stadtteil Ginnheim wird in einer alten Perlenfabrik ein erstes KZ eingerichtet. Funktionäre der Arbeiterschaft werden eingeliefert und misshandelt.

Rudi Eims, junger Redakteur der «Volksstimme», erscheint hilfesuchend bei mir im Verbandsbüro. Mit dem drohenden Hinweis, er möge über alles Erlebte schweigen, sonst passiere ihm Schlimmeres, liess man ihn laufen. Dem sonst so fröhlichen und quicken Genossen – er ist bleich und kahlgeschoren – sitzt der Schock noch in den Knochen. Ich zahle ihm seine volle Unterstützung aus. Um die glei-



Christian Pless als Reichsbannermann, von den Nazis ermordet im März 1933.

che Zeit schickt mir die Partei den Redakteur der «Arbeiter-Zeitung» Harry Kuhn als Verbindungsmann. Mein Schwager Georg Ernst, SAP-Mitglied, entschliesst sich zum Übertritt in die KP. Ich bringe ihn mit Harry K. in Verbindung. Dieser wird bald danach verhaftet; ebenfalls mein Schwager. Die Polizei fand bei Harry K. die schriftliche Beitrittserklärung von Georg E. Ordentlich, wie es sich für einen Verein geziemt, hatte er das Formular ausgefüllt. Nach Monaten aus der Haft entlassen, kam er wie Rudi E. bleich und wortkarg wieder zu uns.

Nun erwarte ich täglich meine eigene Verhaftung. Hatte nicht meine Zeugenaussage im Prozess meines überfallenen Genossen Ernst Langendorf gegen zwei SA-Schläger diesen im Herbst 1932 eine lange Gefängnisstrafe eingebracht? Nichts geschah in dieser Sache, auch später nicht; eines von manchen Rätseln dieser Jahre.

Verfolgung und Terror steigern sich täglich. Aktive Genossen fliegen aus ihrem Beruf, andere müssen sich verbergen. Einige machen sich politisch «selbständig», andere werden Werber für Zeitungsabonnements, Provisionsreisende für Kaffee; einer macht einen Friseurladen auf. Wir fahren bis nach Rödelsheim zum Haarschneiden. Georg Stierle übernimmt in Bornheim einen Lebensmittelladen. Un-

sere Familien werden Kunden. Ich hebe vom Sparkonto 320,- Mark ab für ein Motor-Dreirad. Walter Breckheimer, bei der Post herausgeschmissen, fährt damit für Georgs Laden in der ganzen Stadt die Kundschaft ab.

Fritz Spiess übernimmt für die «Rote Hilfe» die Beschaffung von illegalen Quartieren, um verfolgte Genossen und Kuriere unterzubringen; er sucht Depotplätze für Material und Dokumente. Ende April deponiere ich solche Papiere bei Hans Lutz, Betriebsschlosser bei der AOK. Dort stapelt er meine geliebten Bücher in einem Magazin neben der Zentralheizung. Zwei Monate später, im Juni, treffe ich ihn zufällig auf der Zeil. Er reisst verdutzt die Augen auf und zischt: «Mensch, du lebst ja noch! Am Montag hat mir der Genosse Fuchs gemeldet, du seist verhaftet, ins KZ eingeliefert und ermordet worden... Da habe ich alle deine Bücher in den Heizkessel geworfen!»

Mit schlimmer Nachricht kommt im März Martel von ihrem Sekretariat im Metallarbeiterverband: Zwei ihrer Kollegen, die Sekretäre August Faatz und Othmar Schmidt, sind geflüchtet. Beide Führer der «Eisernen Front» hatten ein grosses Waffenlager versteckt. Durch Verrat wird es von den Nazis ausgehoben. Sie sowie Gewerkschaftssekretär Peter Fischer (Gemeinde- und Staatsarbeiterverband), Anton Döring vom Gewerkschaftskartell, Fritz Menges, Leiter der Bauarbeiter-Jugend, und Jugendfunktionär Adolf Halter flüchten in die Schweiz. Eine Verhaftungswelle rast durch die Gewerkschaftsbüros im neuen Haus in der Bürgerstrasse. Wir von den Angestelltenverbänden bleiben verschont. Im ZdA Frankfurt beschliessen wir, unsere Arbeit, insbesondere die der Jugendgruppe und der Jung-Angestellten, fortzusetzen.

Vor zwei Jahren habe ich als Nachfolger für den ordentlichen, jedoch farblosen Leiter der Frankfurter ZdA-Jugend den jungen Genossen Paul Grünewald herangeholt. Er ist Mitglied der SAP-Jugend, intelligent, zielstrebig und beherrscht. Bereits 1930 vereinige ich – als Frankfurter «Spezialität» – junge Mitglieder zwischen 18 bis 25 Jahren zur Jung-Angestellten-Gruppe (JAG). Politische Schulungsarbeit und gewerkschaftliche Aktivität sind ihre Aufgaben. – Ende 1932 gewinne ich mit dem jungen Studenten und Genossen Arnold Leetz einen hervorragenden Mitarbeiter. Mit ihm und Paul G. bereite ich den Übergang der Verbandsarbeit in die Zeit des Widerstands vor.

Die Reichstagswahlen im März 1933 stehen im Zeichen der Ver-

bote, der Verfolgung und des Terrors gegen die Arbeiterparteien. Kaum jemand zweifelt an einer absoluten Mehrheit der Nazis. Das Ergebnis ist verblüffend: Über ein Drittel aller Stimmen gilt den beiden Arbeiterparteien – trotz alledem! Nur 43% stimmen für die Nazis!

Am Vorabend dieser Wahl kommt durch die Leitung der «Eisernen Front» die Information durch: Bayern und die Regierung des Volksstaates Hessen sowie die preussische Polizei werden gegen einen Sieg der Nazis am Montag nach der Wahl putschen. Am Sonntag ruft mich der Führer der «Eisernen Front» und Kommandeur des «Reichsbanners», Hermann Hempel, an. (Ich kenne ihn gut als den früheren Gauleiter des ZdA in Hessen. Ein sympathischer und mutiger Mann.) Hermann H.: «Ich erhielt vom Innenministerium in Darmstadt soeben die vertrauliche Information, dass am frühen Montagmorgen eine Proklamation des Volksstaates Hessen gegen die Reichsregierung erfolgt und die hessische Schutzpolizei zur Sicherung mobilisiert wird.»

Am Montagmorgen gegen 7 Uhr fahren wir mit seinem Dienstwagen nach Darmstadt, über die Rheinstrasse zum «Langen Ludwig» am Luisenplatz. Wir überholen in langsamer Fahrt in gleicher Richtung eilende Menschenmassen. Ich richte mich im offenen Wagen auf und sehe schon von weitem die Masse der angetretenen Schupoformationen. Durch Lautsprecher dröhnen unverständliche Parolen und Kommandorufe. «Endlich!» stöhne ich, «das hat also geklappt! Ja, die ‚blinden⁴ Hessen«, füge ich stolz hinzu. – Wir kommen mit dem Wagen durch die Menge nicht weiter, steigen aus, drängen uns nach vorn.

Die Szene wirkt plötzlich gespenstisch. Die Lautsprecherstimme verstummt, Kommandos ertönen, die Formationen der Polizei nehmen Haltung an. Rote Armbinden leuchten am linken Ärmel der Uniformen und darauf: das *Hakenkreuz!* – Die Truppe wird auf den «Führer» vereidigt. Kein Wort wechseln wir beide, drängen zurück zum Wagen, verfolgt von den verhassten Tönen des Naziliedes.

Auf Umwegen erreichen wir unser Verbandsbüro am Bismarckplatz. Unser Sekretär, Aktivist der «Eisernen Front», berichtet von persönlicher Bedrohung. Ich empfehle ihm, «krank» zu werden. Die Kassenbestände nehme ich mit. Auf Umwegen – über die Arbeiterdörfer – fahren wir nach Frankfurt zurück. Hermann H. stoppt in einer stillen Waldschneise. Er nimmt den schwarz-rot-goldenen Wimpel mit dem Reichsadler vom Kühler des Autos und vergräbt

ihn unter einer Fichte im alten Reichsforst Dreieich. Stumm trennen wir uns in Frankfurt. – Einige Wochen später setzt er seinem Leben ein Ende.

In den Reihen der Arbeiterbewegung klammerten sich viele an Parolen und Illusionen: «Nach Hitler kommen wir», tönte es bei den Kommunisten. Sozialdemokratische und Gewerkschaftsfunktionäre, von den Nazis gefeuert, glaubten an ihre Unentbehrlichkeit. «NSBO, NSBO, Paul – Nur Sachte Bis Oktober! Die brauchen uns doch, die holen uns wieder!» Mit solchen Reden begrüsst mich Albrecht Ege bei einem zufälligen Treffen. Bevor er der erste Geschäftsführer der «Bauhütte» und später der Baugesellschaft «Gewobag» wurde, war er der Vorsitzende der Deutschen Zimmerer-Gewerkschaft. Sie haben ihn geholt, die Gestapo, und zwar auf Lebenszeit! 1943 fiel sein Kopf unter dem Beil des Henkers im Zuchthaus Preungesheim.

Deprimierend wirken solche utopischen Vorstellungen auf mich und meine Genossen. Zorn und Empörung erfassen uns, als bekannt wird, wie feige und servil die Spitze der Freien Arbeitergewerkschaft (ADGB) versucht, sich bei den neuen Machthabern anzubiedern: Der Austritt aus dem Internationalen Bund der Gewerkschaften wird erklärt; die Verbindung zur SPD gelöst; auf jede politische Aktivität verzichtet. Der Allgemeine Deutsche Beamtenbund beschliesst im April seine Selbstaflösung! Am 29. März richtet der Vorsitzende des ADGB, Leipart, eine Ergebenheitsadresse an Göring. Siegfried Aufhäuser rettet die Ehre des Freien Angestellten-Bundes und legt sein Amt im ADGB nieder.

Erster Widerstand – «Conz»

Der Mentalität der Resignation und der Kapitulation setzt unser Kreis eine Reihe von Aktionen entgegen. – Im März berufe ich eine Bezirkskonferenz der Freien Angestellten-Jugend nach Frankfurt ein. Es kommen etwa 80-90 Delegierte in das Verbandshaus. Das Motto der Tagung spannt sich über die Stirnseite des Saales: *Lernt Siegen!* Darunter vier Bilder, die Schauplätze unseres Kampfes und unserer Siege zeigen: *Beruf – Wissen – Sportlicher Wettkampf – Politik.*

Die Frankfurter tragen zum Teil die Uniform ihrer Formation in der «Eisernen Front»; Mainzer Kollegen die des «Reichsbanners».



Die «halblegale» ZdA-Jugendkonferenz im März 1933.

Der Gauleiter des ZdA, Hans Meyer, eröffnet. Georg Dietrich, Reichsjugendleiter, aus Berlin kommend, berichtet von der Verfolgung unserer Organisation und vieler Kollegen, mahnt zur Besonnenheit und Disziplin. Mein Thema lautet – ganz neutral – «Bericht über den Stand der Gau-Jugendarbeit». Bewusst trage ich unsere Jugenduniform. Ich beginne mit dem Hinweis auf das Motto unserer Konferenz: Ist es nicht sinnlos, heute von Kampf und Sieg zu reden, wo die Saat der Gewalt aufgeht und alles zu vernichten droht – Existenz, Freiheit und Leben? Woher die Kraft nehmen – im Blick auf die zerstrittene Arbeiterbewegung, auf die feige Anpassung und die Diktatur vieler führender Funktionäre? Diese haben am wenigsten ein Recht, uns gute Lehren zu erteilen. Wir kennen die primitive und anmassende Formel, oft gehört von solchen, die unser Aufmucken bekämpfen, «Wer die Jugend hat, hat die Zukunft!» Wir sind aber keine willenlosen Objekte, wir wollen nicht «gehabt» werden. Wir wollen uns nicht anpassen, wir werden Widerstand leisten, kämpfen und siegen lernen. (Ich bin sicher, dass mancher Leser glaubt, ich habe dieses Referat erst heute nachträglich so formuliert oder gar erfunden. Ich kann nur sagen, dass mein Erinnerungsvermögen – insbesondere aus der Zeit von Aktionen – sehr intakt ist.)

«Mach bitte keinen gefährlichen Blödsinn!» Mit diesen Worten

verabschiedet sich Dietrich und kehrt nach Berlin zurück. Ich sah ihn nicht mehr wieder. Nach der Konferenz Einzelgespräche mit Emil Müller aus Giessen, Karl Bender aus Offenbach, «Lambo» aus Mainz und Fritz Wittersheim aus Darmstadt. Ohne Einzelheiten zu erwähnen, informiere ich sie über unsere Vorstellung der künftigen Entwicklung. Wir vereinbaren, in Kontakt zu bleiben.

Meinen Eltern bleiben diese Aktivitäten nicht verborgen. Sie sorgen sich um mich. Deshalb und wegen der zahlreichen Nazi-Nachbarn habe ich keine Besuche mehr von Genossen. Martel siedelt dafür auf Dauer um. Wir leben in der engen Mansarde. – Immer mehr verschwinden Genossen in Richtung des autonomen Saargebietes. Die Kontaktgespräche mit Gruppen von Arbeiterorganisationen werden intensiver. Erste illegale Drucksachen werden ausgetauscht; nächtliche Aktionen gegen Nazi-Plakate und Fahnen organisiert.

Ein Meisterstück schaffen Walter Breckheimer und der «Turner-Fritsch»: An einer Hochspannungsleitung über den Main hängen sie ein riesiges Transparent auf. Der «Turner-Fritsch» (Fritz Schmidt) erinnert sich daran später: «... In der Mitte (des Transparents) sah man zwei ineinander verschlungene Hände, links davon in grossen Buchstaben SPD und rechts davon KPD. Wir wollten damit für die Einheit der Arbeiterparteien werben ...»

In der Jugendleitung des ZdA beraten wir, ob und wie wir die jahresübliche Begrüssungsfeier für die künftigen Handlungslehrlinge durchführen sollen. Noch ahnen wir nicht, dass diese Veranstaltung zu einem einmaligen politischen Ereignis, zur letzten grossen und legalen Demonstration der Arbeiterbewegung Frankfurts werden sollte. Bereits im Herbst 1932 hatten die Vorbereitungen begonnen.

Der grosse Saal des Volksbildungsheims (er fasste über 900 Menschen) war gemietet. Vorbereitet war die Aufführung eines Stückes des kommunistischen Arztes und Dramatikers Friedrich Wolf, «Der arme Konrad», ein «Drama aus dem deutschen Bauernkrieg». – Konnten wir es wagen dazu einzuladen, konnten wir es unseren jungen Kollegen zumuten? Der Vorstand des ZdA kam nicht mehr zusammen, einige davon wurden schon verfolgt und verhaftet. In der Sitzung der Jugendleitung wurde – auf meinen Vorschlag – beschlossen: «Wir wagen es.» Nur der Name des Verfassers und der Titel des Stückes verschwanden und dafür stand in der Einladung zu lesen: «*Conz*, ein Laienspiel aus dem deutschen Mittelalter».

Wer wird den Mut aufbringen, unserer Einladung zu folgen? Kommt ein Verbot durch den Nazi-Polizeipräsidenten? Kommt es

zum Terror durch die SA-Schläger? – Ältere ZdA-Funktionäre warnen und verlangen von mir Absage der Feier. Es ist ein Jammer! Es bleibt jedoch bei unserem Beschluss.

An diesem milden Aprilabend stehen wir schon früh vor dem Haupteingang des Volksbildungsheims. Gegenüber erhebt sich – als letzter Rest der Verteidigungsmauer der ehemaligen Freien Reichsstadt Frankfurt – der wuchtige Eschenheimer Turm. Und nun geschieht etwas Einmaliges und Erschütterndes: Ein Strom von Menschen bewegt sich hin zum Volksbildungsheim, Alte und Junge, Arbeiter, Frauen, darunter viele Genossen aus der sozialistischen Arbeiterjugendbewegung. Lange vor Beginn ist der grosse Saal überfüllt; die Menschen drängen sich im Foyer, sie stehen auf den Treppen. Auf der Galerie formieren sich etwa 50 Mitglieder der HJ in Uniform. (Wir waren sicher, dass von ihnen eine Provokation ausgehen würde.)

Nach kurzen Begrüssungs- und Einführungsworten beginnt das Drama «Conz». (So hiess in dem Stück der Bauernführer.) Der Inhalt: Die aufständischen Bauern zwingen den Herzog Ulrich zu einem Vertrag über ihre Rechte. Treulosigkeit und Verrat besiegeln das blutige Ende der kurzen Freiheit. Conz wird gefangen und gefoltert. Er widerruft nicht und stirbt. Friedrich Wolf gestaltete dieses Drama des deutschen Bauernkriegs mit grosser Einfühlung in die Sprachwelt des Mittelalters. Die Zuschauer spüren die Aktualität, die Gruppe der HJ ist gebannt und erstarrt. Wir lassen das Stück enden mit den letzten Worten des sterbenden Conz: «... es war doch eine grosse Sach', die wir taten, ... sie ward nit widerrufen, Geselln, sie ward nit widerrufen ... einmal wird sie wiederkommen!»

Es ist still im Saal, man spürt und hört nur eine tiefe Erregung; dann bricht ein Begeisterungssturm los, wie ich ihn nie zuvor in diesem Saal hörte. Die HJ zieht stumm und geschlossen ab. Lange stehen noch Gruppen von Menschen an diesem milden Aprilabend auf der Strasse zusammen. Ich höre sie kameradschaftlich, leidenschaftlich, doch auch nachdenklich diskutieren.

Die Nazi-Regierung erklärt den traditionsreichen Kampftag der internationalen Arbeiterklasse zum «Feiertag der nationalen Arbeit». Alle Betriebe werden geschlossen, die Belegschaften aufgerufen, gemeinsam zu einer riesigen Demonstration aufzumarschieren: «Ehret die Arbeit! Achtet den Arbeiter!» «Arbeiter der Stirn und der Faust schliesst euch zusammen!»

In den Zeitungen erscheint ein fadenscheiniger Aufruf der Zentrale der Freien Gewerkschaften zur Beteiligung an der braunen Verhöhnung des traditionsreichen Kampftages. In einem besonderen Rundschreiben der Zentrale werden wir aufgefordert, unsere Mitglieder zur Teilnahme aufzurufen. Das Verbandshaus solle die Fahnen des neuen deutschen Reiches, das Hakenkreuzbanner, hissen! Unser Gauleiter überlässt mir die Entscheidung. (Noch im April sprach er in einer Verbandsversammlung in Nauheim hinter einem Rednerpult, das mit einer Hakenkreuzfahne dekoriert war! Aus Protest verliess ich diese Tagung.)

Ich weigerte mich, die verhassten Flaggen zu beschaffen. Auch hatte sich niemand von den befragten Angestellten zur Hissung des Schandfetzens bereit erklärt. Anderntags bringt unsere Putzfrau eine alte schwarz-weiss-rote Fahne aus dem Ersten Weltkrieg, die sie auch hissen wolle. Ich lehne ab, mit der Begründung, das Tuch sei ja so schmutzig und brüchig, dass ich eventuell wegen Verhöhnung des nationalen Gedankens belangt werden könne.

Die Jugendleitung berät unser Verhalten am 1. Mai. Wir beschliessen, unsere aktiven Kollegen zur Sabotage der Nazifeier aufzufordern. Eine eigene Maifeier im Stadtwald als Demonstration für die gute Tradition des Maigedankens soll uns vereinen. Entschlossen, doch taktisch geschickt möge sich jeder von der offiziellen Feier lösen.

Über 100 junge Menschen schlagen sich zur Eirundwiese am Gravenbruch durch. (Später wird diese einsame Wiese zu einem Freilichtkino, wo sich Pärchen in ihren Autos vergnügen.) Otto Albrecht, ein Jugendgenosse, der SAP angehörend, spricht von der Kampftradition der «Jungen Garde». – «Wohin treibt Deutschland, was erwartet uns alle, und was sollen wir tun?» frage ich. Niemand möge sich über Härte und Dauer des Regimes täuschen. In zwei Darstellungen, versuche ich das klarzumachen. Ein Gleichnis fand ich in dem prähistorischen Roman des Skandinaviens Jensen, *Der Gletscher*: Die Eiszeit überzieht Europa. Urmenschen hocken fröstelnd um ihren Anführer im nächtlichen kalten Regen eines Tropenwaldes. Die Menschen sind auf der Flucht vor dem grossen Eis nach Süden. Auf den Rat von Dreng beschliessen sie, sich der Not und Gefahr entgegenzustemmen, sich den neuen Lebensbedingungen anzupassen und im Widerstand zu überleben, um den Gletscher zu besiegen. Ich hoffe, dass die Symbolik verstanden wird, und füge ein weiteres Gleichnis an: «Wer als Soldat im Ersten Weltkrieg 1914

an die Front ging, hatte wenig Chancen, Gesundheit und Leben bis zum Ende 1918 zu bewahren, wenn er lange an der Front blieb. Auch der Kampf gegen Hitler wird lang und verlustreich sein. Möge jeder dies bedenken, der sich zum Widerstand entschliesst.»

In kleinen Gruppen und einzeln kehren wir in die Stadt zurück, vorbei an feiernden und fröhlichen Massen. Unterwegs erfahre ich, dass an der Konstablerwache zahlreiche Kommunisten, die Faust zum Kampfesgruss erhoben, laut gegen die Maifeier demonstriert hatten. Die Polizei habe sie zusammengeschlagen und viele verhaftet. Martel und ich fahren mit der Tram nach Hause. Mein Vater fragt voll Sorge: «Wo seid ihr denn so lange gewesen?» Ich sage: «Im Stadtwald.»

Am nächsten Tag, dem 2. Mai 1933, zerschlagen die Nazis die einstmals so stolzen und mächtigen Gewerkschaften. Nutzlos bleiben die Anbiederungsversuche führender Funktionäre, kampfflos kapitulieren die Organisationen. Noch nicht 100 Tage waren seit dem 30. Januar vergangen!

Organisierter Widerstand

Am frühen Morgen des 2. Mai 1933 fahre ich übelgelaunt mit der Tram in die Stadt zum Büro. Voll Widerwillen habe ich beim hastigen Frühstück die Radiosendungen gehört; sie sind ein einziges Triumphgeschrei über das «wunderbare Bekenntnis des deutschen Arbeiters am 1. Mai zu Adolf Hitler». Die Tram-Fahrgäste scheinen von diesem Taumel noch immer erfasst. Die Strassenbahner werden gelobt, weil sie gestern uniformiert und in geschlossener Formation mitmarschiert sind. Ich denke an unsere gestrige geheime Maifeier mit den jungen Genossen und werde innerlich etwas ruhiger.

Punkt 8 Uhr betrete ich das Verbandshaus. Das Personal ist vollzählig, bis auf den Gauleiter Hans Meyer und einen Sekretärkollegen. Mein Büro liegt neben dem grossen Schalterraum für das Publikum. Ein moderner Kassenschrank steht hellrot meinem Schreibtisch gegenüber. Zufrieden denke ich, dass da nicht mehr viel Geld drin ist. Etwa um halb neun wird die Tür meines Büros aufgerammt (sie hatte aussen keine Klinke). Flankiert von zwei SA-Leuten erscheint ein stattlicher Mann in voller Parteimontur, schmettert ein strammes «Heil Hitler» und tritt, bevor ich mich erheben kann, vor

meinen Schreibtisch. Er erklärt mich für verhaftet. Der Verband werde durch die NSBO übernommen.

Mich irritiert das verhaltene ironisch-fröhliche Grinsen des Mannes. Dann erkenne ich ihn wieder: «Das ist doch der ‚Etsch‘! Der ist doch, gleich mir, im «Frankfurterjugendring» (einer freien Vereinigung der Jugendverbände) als Vertreter des «Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes» und von dessen Jugendorganisation «Fahrende Gesellen» im Vorstand. Eduard Wambach heisst er, ist ein «Zünftiger», ein «Wandervogel-Typ». Wie in diesen Gruppen üblich, duzen wir uns.

Wir bleiben «dienstlich», er sogar «amtlich». «Bitte den Kassenschrank öffnen!» Ich mache es spannend und spiele Theater, suche nervös und zunächst erfolglos die Schlüssel. Drohung: «Ich lasse den Schrank aufbrechen!» Ich finde die Schlüssel in einer Schublade, öffne Schrank und die Kassette. Ein paar müde Mark liegen drin. Ich murmele etwas von Mitgliederschwund und Unterstützungsauszahlungen.

«Mein» Kommissar verlässt das Büro. Ein SA-Mann bleibt als Wache zurück – und da erkenne ich auch diesen wieder. Es ist ein Mitglied unseres ZdA, Angestellter der AOK. Wo er für uns in seiner Abteilung die Beiträge kassiert. Oft kam er zu mir, um abzurechnen. Wir sind allein, er hockt vor mir und sagt, unsicher und etwas verlegen: «Na ja!» Ich: «Na, du arschloch!» Seine Antwort ist schnell und aufklärend: «Bei euch musst’mer ja sei, sonst war mer arbeitslos!» Dann erzählt er mir seine Geschichte: Etwa Mitte 1930 ist er arbeitslos. Im «Generalanzeiger» liest er ein Inserat – die AOK sucht Karteführer. Er meldet sich beim Personalchef, wird eingestellt mit dem Hinweis: vorbehaltlich der Zustimmung des Betriebsrates. Von diesem wird er befragt: «Sind Sie Mitglied des ZdA?» – «Nein!» – «Sind Sie Mitglied der SPD?» – «Nein!» – «Dann können wir Sie leider nicht einstellen!» «Da bin ich halt in den ZdA und die SPD eingetrete!» (Er war damals schon Mitglied der NSBO.)

Wambach hat sich im Büro unseres Gauleiters Hans M. installiert, bestellt die anwesenden Sekretäre Richard und Alfred Fuchs zu sich. Ihnen wird die Übernahme durch die NSBO eröffnet. (Hans M. ist schon seit Tagen abwesend, Richard Schawer als SPD-Stadtverordneter verhaftet.) Dann Personalversammlung: Bekanntgabe der Übernahme durch die NSBO, kommissarische Leitung, vorläufig alle Weiterarbeiten, Sabotage wird streng bestraft. Gegen Abend wird die Haft für alle Verhafteten aufgehoben. Ich suche anschliessend Verbindung zu Genossen und treffe mich mit Paul G.

Martel hat im Metallarbeiterverband ähnliches erlebt; desgleichen drei ihrer vier Schwestern. Friedel beim Baugewerksbund, Bepp bei den «Maschinisten und Heizern» und Käthel bei den «Steinarbeitern». Im Gewerkschaftshaus ging alles härter und brutaler zu: Durchsuchungen, Verhöre, Verhaftungen. Das weibliche Personal wurde zur Weiterarbeit verpflichtet. Martel meint, sie solle eine Zusammenarbeit verweigern. Bepp (sie ist inzwischen Mitglied der KPD) ist dafür zu bleiben.

Am nächsten Tag treffe ich mich mit Alfred Grade; er ist als Verbindungsmann zur Partei der Nachfolger des verhafteten Harry Kuhn, ebenfalls ehemaliger Redakteur der verbotenen kommunistischen «Arbeiterzeitung». Wir vereinbarten, dass er Direktiven einholt. Einige Tage später bringt er den Bescheid: Alle seither eingenommenen Positionen und Funktionen zu halten versuchen, ausserdem sofortige Einberufung einer Protestversammlung der ZdA-Mitglieder gegen die Besetzung durch die NSBO. Ich bin verblüfft und mache klar, dass die Durchführung *beider* Massnahmen unsinnig sei: Bei dem geringsten Protest gingen nicht nur alle Positionen verloren, auch eine brutale persönliche Verfolgung wäre die Konsequenz. Der Protest würde ungehört verhallen.

Eine Woche später erhalten wir alle vom noch amtierenden Hauptvorstand des ZdA in Berlin unser Kündigungsschreiben unter Hinweis auf die «geänderten Verhältnisse!» – Auch Martel und ihre Schwestern werden gekündigt. Martel erhält ein gutes Zeugnis mit der Unterschrift des NSBO-Kommissars und dem Zusatz, dass die Kündigung infolge des «Eingriffs der NSBO» erfolge.

Ich erkläre Wambach, dass ich ohne Einhaltung der Kündigungsfrist ausscheiden wolle. Er lehnt dies ab und meint, ich würde aufgrund seiner Empfehlung und meiner Berufserfahrung in die Nachfolgeorganisation übernommen. Mein Bruder Willy – seit langem erfolgreicher Unternehmer der Elektrobranche – vermittelt mir eine gute Position in einer Mehlgrosshandlung als Bilanzbuchhalter.

Im engeren Kreis der Genossen diskutieren wir die Lage. Sie weisen mich auf die von mir selbst formulierte Position «Eiszeit» hin. Ergänzend hatte ich seinerzeit gesagt: «Wer passiv gegen die Nazis ist, soll keine Fahne raushängen, keine Winterhilfespenden geben, nicht ‚Heil Hitler‘ grüssen!» «Wer aktiv gegen sie kämpft, soll sich nicht scheuen, notfalls drei braune Hemden übereinanderzuziehen, Funktionen zu besetzen, ein ‚trojanisches Pferd‘ zu benutzen!»

Jetzt war es soweit: Mitten hinein ins feindliche Lager! Taktische

Einstellung: «Bewege dich so legal wie möglich» und «Nehmt sie beim Wort!» Ich sage der Mehlgrosshandlung ab, meine Bilanzkenntnisse seien unzureichend. Mein Bruder hält mich für verrückt und warnt mich «vor Dummheiten». Ich beschliesse, meine Eltern zu verlassen und für Martel und mich eine eigene Wohnung zu suchen.

In Gesprächen mit meinem Vater erlebe ich etwas, das in den folgenden Jahren immer mehr und verstärkt sogar von überzeugten Hitlergegnern zu hören war. Sie standen unter einem ungeheuren moralischen Druck: Ihr Gewissen verlangte Kampf und Opfer gegen das braune Terror-Regime; ihre berechtigte Furcht vor Verfolgung, Folter und Tod liess sie manchmal zu Ausreden und Erklärungen sich selbst gegenüber kommen. So meinte mein Vater einmal: «Na ja, so manches machen sie ja richtig und oft etwas, was wir ja schon immer gewollt und nie erreicht haben: Jetzt haben Mitglieder der HJ die Grenzpfähle zwischen Preussen und Hessen herausgerissen. Wir waren schon immer für ein einiges Vaterland.» Oder: «Sie haben mit dem Bau von Autobahnen begonnen und die Kraftfahrzeugsteuer abgeschafft. Jetzt kriegt wenigstens mancher Arbeitslose Lohn und Brot.» Vergebens suchte ich ihm klarzumachen, dass, wenn zwei dasselbe tun, es noch lange nicht das gleiche ist. Dass alle diese Massnahmen der Aufrüstung und der Kriegsvorbereitung dienen.

Manche Genossen versuchten den Antisemitismus zu entschuldigen, mit dem Hinweis, dass es Juden wie Kutisker und Sklarek waren, welche die Finanzskandale der Republik und die Korruption der Parteien verursachten. Wenig half da der Hinweis auf die Ermordung jüdischer Genossen wie Rosa Luxemburg und Kurt Eisner. – Überraschung bringen erst jetzt bekanntgewordene Ergebnisse der Betriebsratswahlen in Frankfurt: Freie Gewerkschaften 73,4%, Christi. Gewerkschaften 7,6%, RGO (Kommunisten) 4,9%, NSBO (Nazis) 11,7%.

Mein Bruder Bernhard, Betriebsratsvorsitzender bei der Strassenbahn in Bonn, fristlos entlassen, kommt mit Frau und drei Kindern nach vielen Jahren zurück unter Arbeitsverbot. Er wird Provisionsvertreter für Reformkräuter und Tee. Im grössten Zimmer seiner kleinen Wohnung stapeln sich bis an die Decke die Lagerbestände. Die Düfte aller deutschen Wiesen und Wälder erfüllen die Wohnung. Er hat nie einen Kunden gewonnen. Später übernimmt seine Frau einen kleinen Lebensmittelladen. Er wird zu einem Treffpunkt alter Genossen.

In diesen Maitagen formiert sich der Widerstand junger Genossen aus dem Kreis des offiziell aufgelösten Jugendkartells. Eine Fünfergruppe bildet die Leitung; Fünfergruppen bilden auch das Organisationsschema. Beteiligt sind Jugendmitglieder aus den Reihen von SAJ, SJVD, KJVD, ADGB, ZdA, der Sportler, Naturfreunde, Studenten. Kontakte und Koordinierung ist meine Aufgabe. Paul G. übernimmt ZdA, Willy Schreiner die Sportler, Paul Schuster Gewerkschaft, August Schuy Naturfreunde, Arnold Leetz Studenten. – Georg Stierle und Fritz Spiess sind unsere Verbindungsleute zu den Arbeiterparteien (SAP und KPD). Mit der SPD gibt es nur über Carl Tesch gelegentlich Gespräche. Die Kontaktpflege zu ZdA-Funktionären in Hessen bleibt meine Sache. Regeln der Konspiration werden erarbeitet. Schulungsmaterial sind u.a. eine Broschüre «Wie verteidigt sich der Proletarier vor Gericht» und bald darauf eine literarische Neuerscheinung «Bewaffneter Aufstand», von den Nazis (Eher-Verlag) herausgegeben. Eine «enthüllende» Darstellung konspirativer Methoden, vorwiegend aus Bereichen kommunistischer Organisationen. Von der Verwendung unsichtbarer Tinte bis zu einem vorzüglichen Chiffriercode zogen wir daraus wertvolle Erkenntnisse!

Für unseren ZdA beginnt nun der Gleichschaltungsprozess in Etappen. Zunächst werden wir in den «Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband» eingegliedert (desgleichen der liberale «Gewerkschaftsbund der Angestellten»). Die Schliessung unserer Büros und der Umzug in das stattliche DHV-Gebäude in der Savignystrasse im alten Frankfurter Westend erfolgt. Vorher transportieren Jugendmitglieder Filmapparate, Radiogeräte, Bücher und unsere Jugendfahne heimlich ab. (Ein «Handwerker» holt z.B. das Filmgerät zur «Reparatur», vorbei an der SA-Wache; Funktionärverzeichnisse, Protokolle usw. lassen wir verschwinden.)

Abends wartet in meiner Wohnung Jean Blees – ein entfernter Verwandter – auf mich. Er arbeitet als Elektriker im Betrieb meines Bruders. Er ist Altkommunist, wohnt in Neu-Isenburg. Jean wird nun mein Verbindungsmann zur KP. Die ZdA-Jugend findet einen neuen Treffpunkt in Bornheim. Ein Kollege betreibt in diesem alten und schönen Stadtteil ein kleines Gartencafé. Jeden Abend ist dort in einem Nebenraum lebhafter Betrieb. Man erzählt von Erlebnissen dieser Tage, verabredet Wanderungen oder Kinobesuche, singt alte und neue Lieder. Eigentlich ist das gegen die strengen Gesetze der Konspiration. Schlager aus Filmen oder Radiosendungen mit sym-

bolischen Texten kommen hinzu; so ein Lied der «Comedian Harmonists»:

Auch die grauen Wintertage gehen mal vorbei,
dann ist's Mai! Und das grosse Wunder,
das die Sonne in uns schafft, gibt uns Kraft!
Uns're Heimat soll und wird bestehn;
dann wird's wieder schön:
Ein neuer Frühling wird in die Heimat kommen,
Schöner noch, wie's einmal war.
Ein neuer Frühling wird in die Heimat kommen.
Alles wird dann wunderbar!
Und man wird wieder das Lied der Arbeit singen,
gerade so, wie's einmal war!
Es geht im Schritt und im Tritt, dann das Herz wieder mit.
Und dann fängt ein neuer Frühling an!

Zu den sonntäglichen Wanderungen finden sich alte Freundschaften und Gemeinschaften zusammen. Der Kontakt zu auswärtigen ZdA-Gruppen wird zwar geringer, geht jedoch oft über den engegezogenen konspirativen Rahmen hinaus. Wir verwenden allerlei Tarnungsmassnahmen für solche Zusammenkünfte. Später sollten sich Mängel in unseren Absicherungsformen als verhängnisvoll erweisen. Andererseits sorgte im späteren Hochverratsprozess der Hinweis auf die «harmlosen Inhalte dieser Veranstaltungen» für eine gewisse Entlastung.

Was trotz vieler Vorsichtsmassnahmen passieren konnte, beweist ein Vorfall: Zu Himmelfahrt 1933 wandern wir, Martel, «Freutsch» mit Frau und dreijähriger Tochter, den braunen Alltag fliehend, durch die Spessart-Einsamkeit. Wir übernachteten am letzten Abend in der Scheune eines alten Gasthofs in Hessenthal. Mit einem «Guten Abend!» betreten wir die verräucherte Wirtsstube. Ein schneidiges «Heil Hitler» dröhnt uns entgegen. Etwa ein Dutzend SA-Leute sitzen um einen runden, mit Wimpel gezierten Tisch. Bedrückt und einsilbig bestellen wir unseren Apfelsaft. Klein-Friedel ist müde und beginnt zu plärren.

«Freutsch»: «Hör uff mit dem Geflenn!» Friedel: «Ei Babba du bist bees!» Ihre Mutter (zornig): «Was is de Babba?» Friedel (strahlend die kleine Faust zum Kampfgruss hebend): «Ei Kommenist, Rot Front!!» Stumm und drohend starren uns ein Dutzend SA-Augenpaare an. Meta (fasst sich schnell): «Ei du bleed Gans, wo haste denn

des uffgelese, so bleede Sprüch? Marsch ins Bett!» Wir treten den geordneten Rückzug in die Scheune an. Es war die letzte Wanderung mit diesen alten Freunden. Bald musste «Freutsch» der drohenden Verhaftung entgehend ins Saargebiet flüchten.

Mit der Auflösung des ZdA erhalte ich von der Zentrale des DHV meinen neuen Anstellungsvertrag. Auf der Durchreise von Berlin in seine Heimatstadt Stuttgart besucht mich der Revisor im Hauptvorstand des ZdA. Er ist fristlos entlassen. Wir besprechen Ansatzpunkte von Widerstandsmassnahmen im Reich, legen Verbindungspunkte fest, auch einen Code und Decknamen. (Er wählt für sich in Anlehnung an seine Wohnadresse in Stuttgart/Unterbergstrasse sinnigerweise den Namen «Obertäler».) Der in Berlin die Liquidation betreibende Restvorstand des ZdA würde mir ein Entlassungszeugnis ausstellen, welches mir den Weg in den DHV ebnen könne. (Unser Gauleiter Hans M. hatte mir inzwischen zwei Zeugnisse übergeben, worin u.a. meine Aktivität in der «Eisernen Front» vermerkt war.)

Die Verhaftungsaktionen reissen jetzt immer grössere Lücken in unsere Reihen. Besonders trifft es Funktionäre der KPD. Viele alte Jugendfreunde – über Parteigrenzen mit mir verbunden – müssen daran glauben. Maria und Karl Geist, Eva Höhn, Alwin Kohlhöfer. Im November 1933 wird meine Schwägerin, die «Bepp», verhaftet, gleichzeitig mit unserem Verbindungsmann zur Partei, Alfred G. Später gibt es ein Gerücht, G. sei ein Spitzel. Bepp kommt nach längerer Haft wieder frei und berichtet: Alfred G. (mit dem sie vorher zusammenarbeitete) sei ihr während eines Verhörs gegenübergestellt worden. Er habe trotz massiver Bedrohung geleugnet, sie jemals gekannt zu haben. Ich gebe diese Information an meinen Schulkameraden und Genossen Karl Fehler weiter. Er gehört zur Bezirksleitung der KPD und wird mein neuer Verbindungsmann.

Ende 1933 miete ich für Martel und mich eine Wohnung im Dachgeschoss eines neuen Reiheneigenheimes in der Voelckerstrasse 18, einem guten Wohnviertel. Das Haus gehört dem pensionierten Beamten der AOK, Schott. Er ist Sozialdemokrat und Gewerkschafter, ein verknochterter und geiziger Typ. Wir zahlen für zwei kleine Zimmer und Miniatur-Küche ohne abgeschlossenen Vorplatz monatlich 60 Mark. Ich verdiene monatlich brutto 215 Mark, Martel ist arbeitslos.

Ich beginne meine neue Berufstätigkeit im Hause des «Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes» Gau Hessen. Etwa hundert Angestellte arbeiten in der grossen Patriziervilla im alten Westend, davon etwa zwanzig neue, alles NSDAP-Mitglieder. Der alte Mitar-

beiterstamm kam aus der national-völkischen Ecke. Bald wird der alte, konservative Gauleiter K. abgelöst durch den strammen Pg. Noffz. Nun treten viele von der alten Belegschaft in die NSDAP ein. Verächtlich werden sie von den alten Kämpfern als «März-Gefallene» bezeichnet. Erwin Piske, ein «alter Kämpfer» und Ortsgruppenleiter im Stadtteil Niederrad, äussert dies mir gegenüber ganz offen und fügt hinzu: «Du und ich, wird sind hier in diesem Laden die einzigen Sozialisten, ich ein brauner, du ein roter!» (Duzt er mich wohl deshalb?)

Ich arbeite in der Abrechnungsstelle der hessischen Ortsgruppen – es sind etwa 500, grosse und kleine. Eine penible Kontrolle, die Differenzen von wenigen Pfennigen nachjagt, erfordert eine Menge Korrespondenz. Die Arbeit ist stinklangweilig. Zeitweilig muss ich zu Kontrollzwecken in die grösseren Ortsgruppen fahren. Ich nutze dies, um Kollgen oder Genossen aufzusuchen. In der einstündigen Mittagspause sause ich gestreckten Laufes in die Voelckerstrasse. Knapp 20 Minuten bleiben mir für das Essen. Ich bin trotz der Hetze froh, aus diesem bedrückenden Milieu herauszukommen.

Nach der Fusion der drei Angestelltenverbände nennt sich der DHV jetzt: «Deutscher Angestelltenverband». Unsere Jugendgruppe des ZdA wird in die «Deutsche Angestelltenjugend» integriert. Der aktive Widerstandskern beschliesst, sich dort einzubauen. – Pfingsten 1933 findet ein grosser Jugendtag in der alten Barbarossa-Stadt Gelnhausen statt. Zwei Tage leben etwa tausend junge Angestellte in Militärzelten. Bei den sportlichen Wettkämpfen siegen in vielen Fällen unsere jungen Genossen zur Verblüffung der alten DHV-Leute. (Nur im Wettlauf in voller Montur mit den schweren Marschstiefeln versagen wir.)

Gefährlicher wird die Situation am Pfingstsonntagabend. Auf dem mittelalterlichen Marktplatz mit seinen Fachwerkhäusern tritt der Jugendtag zur Kundgebung an. Die Abteilungen stehen straff ausgerichtet, Fahnen, Wimpel, Fackeln, Ansprachen. Paul Grünwald und ich stehen einen Schritt vor unserer Abteilung: Zum Abschluss das «Horst-Wessel-Lied». Die Arme fliegen hoch, der Massengesang setzt ein. Jetzt heisst es: Nicht die Tarnung abwerfen, mitmachen.

Ich will es versuchen, es geht nicht, kein Ton wird laut, der Arm bleibt unten. Entsetzt denke ich, was passiert jetzt mit uns? Wir verraten uns ja selber! Ich schaue seitwärts zu Paul G., zurück zur Gruppe. Keiner singt, keiner bewegt sich. Trotz und Entschlossen-

heit erkenne ich bei ihnen. Mein Verstand setzt aus – nur ein grosses Glücksgefühl ist in mir: «Was sind das für prima Kerle!»

Und dann geschieht etwas Groteskes: Aus allen Fenstern der umliegenden Häuser schauen die Menschen auf die abendliche Feierstunde. Aus dem Fenster im ersten Stock des hinter uns liegenden Hauses brüllt wütend ein grauhaariger Alter: «Ei, da hebt ja da die ganz Abdeilung iwverhaupt net de Arm!» Sein Geschrei wird über-tönt vom Gesang der Menge. Einige Teilnehmer sehen und hören nur den wild gestikulierenden Alten, glauben, dass er protestiert, brüllen ihn an und einige dringen in das Haus ein. Niemand küm-mert sich um uns. Auch später gibt es keine Probleme. In der Grup-penleitung diskutieren wir später kritisch diesen Vorfall. Klammheim-lich hat es uns jedoch wohl alle gefreut.

Um diese Zeit kommt es zu einer weiteren Aktion: Das Büro-In-ventar des ZdA wurde beschlagnahmt. Die Schreibmaschinen dien-ten nun als Übungsgeräte in den Schulungsräumen des DHV. Die Räume werden nur zur Kurszeit geöffnet. Ich besorge mir den Schlüssel. An einem späten Nachmittag erscheinen in HJ-Uniformen und mit Rucksäcken Paul G. und zwei weitere Staffelmitglieder, pak-ken ganz offiziell drei Maschinen ein und marschieren davon. Gen-ossen aus anderen Widerstandsgruppen konnten sie gut brauchen. Erstaunlich, dass dieses «Recycling» keine Folgen hatte.

Bepp ist kaum wieder frei, da wird mein Schwager Willy Schreiner verhaftet. Er ist Kommunist, wie sein Vater, der im Gefängnis der Republik einige Jahre zuvor gestorben war. Willy ist einer unserer Verbindungsleute zu den Arbeitersportlern. – Einige Zeit spät besu-chen uns am frühen Abend zwei Kriminalbeamte. Nachbarn hätten gemeldet, in unsere Wohnung kämen öfters junge Leute. Ich verwei-se auf unsere so zahlreiche junge Verwandtschaft usw. Sie schauen sich mit Interesse meinen zwei Meter breiten Bücherschrank an: «Ah, Sie interessieren sich für Bismarck», sagt einer anerkennend. (Neben den «Gedanken und Erinnerungen» steht «Bismarck und seine Zeit» von Hermann Kesten.) Mir ist es trotzdem mulmig. Mein Schwager Paul Schuster, gelernter Modellschreiner, hat mir – gut getarnt – für meine 7,65-Pistole ein Versteck eingebaut. Ein Fuss des Beamten stupt dauernd daran. Es passiert nichts. Der andere öffnet die Klappe meines Schreibschanks. Für eine solche Situation habe ich im Hintergrund das gerahmte Foto des «Führers» aufgestellt. Ich glaube in den Blicken des Beamten Überraschung und Nachdenk-lichkeit zu lesen. Beide verabschieden sich höflich. Es waren wohl

alte Staatsdiener aus der Weimarzeit. Nie habe ich erfahren, was wohl damals in ihnen vorging.

Die Gleichschaltung geht weiter: Aus dem DHV wurde der Deutsche Handlungsgehilfenverband, aus diesem die «Deutsche Angestelltenschaft», aus dieser die «Deutsche Arbeitsfront». Die Jugendgruppen werden automatisch und kollektiv in die «Hitler-Jugend» (HJ) eingegliedert. Einige von uns werden in Funktionen berufen. Ich erhalte eine Bestallung als «Pressereferent im Sozialamt des Ban-nes 81». Ausser dieser schriftlichen Mitteilung höre ich nichts mehr davon. Immerhin nutze ich diesen Ausweis, um mir eine der HJ ähnlichen Phantasie-Uniform zurechtzumachen: Von der «Roten Hundertschaft» besitze ich noch ein Khakihemd (dem Nazibraun ähnlich), die schwarzen Hosen und die Marschstiefel. Während der Besichtigung einer Reichswehrkaserne in Giessen liess ich aus deren Kleiderkammer eine feldgraue Schirmmütze mitgehen; eine HJ-Armbinde erwarb ich gegen Barzahlung. Diese zog ich über den Ärmel meines blauen Trenchcoats. So stolziere ich durch die Stadt, 1,86 m lang, damals noch blond und erwidere lässig, im «Göringstil» die strammen Grüsse junger HJ-Leute.

Das Treffen mit den Widerstandsleuten aus der Arbeiterjugendzeit verlagerte sich zu Treffpunkten oder Wanderungen im Taunus. Oft singen wir unterwegs ein Spottlied auf Hitler (Text von Bert Brecht). Die erste Strophe:

Die deutsche Eiche

Der Führer sagt: «Jetzt kommt der letzte Winter,
Nur jetzt nicht schlapp gemacht, jetzt heisst's marschieren!»
Der Führer fährt voran im Zwölfzylinder
«Marsch, marsch! Ihr dürft die Fühlung nicht verlieren!»
Es ist ein langer Weg zum Dritten Reiche,
Man Soll's nicht glauben, wie sich das zieht!
Es ist ein hoher Baum die deutsche Eiche.
Von der aus man den Silberstreifen sieht!

Informationen wurden ausgetauscht: Meist gebe ich einen Bericht über die allgemeine politische Entwicklung auf der Grundlage der Besuche von Instruktoren der Partei, die regelmässig aus dem Saargebiet kommen. Unvergessen der Eindruck und die Stärkung, die wir durch die Einzelheiten des Prozesses über den Reichstagsbrand erhielten. Die Partei hatte darüber eine getarnte Schrift herausgegeben.

Totale Gleichschaltung in Politik, Wirtschaft und Kultur – «30. Juni»: Mordaktion gegen SA-Führer und Opposition – Zahl der Arbeitslosen sinkt auf 3'830'000 – Tod Hindenburgs; Hitler ernennt sich zum «Führer und Reichskanzler» – Evangelischer kirchlicher Widerstand organisiert sich – Ausbürgerung freiheitlicher Intellektueller – Nichtangriffspakt mit Polen – Prager Manifest der Exil-SPD

Mordaktion – Schweizfahrt – Mahnschreiben

Im Februar kommt es zu einem verzweifelten Versuch der österreichischen Arbeiter, durch einen militärischen Aufstand den Austrofaschismus zu verhindern. Ein heroischer Kampf wird erst nach tagelangem Widerstand mit Einsatz schwerer Waffen beendet. Die Blutopfer sind gross. Zahlreiche Arbeiterführer werden gehenkt. Vier unserer Staffeln treffen sich in der Dunkelheit im «Russenländchen», einem alten Exerzierplatz bei Vilbel. Wir sind entschlossen, den Wiener Genossen zu Hilfe zu eilen. Am Mittag des nächsten Tages meldet das Radio die Niederschlagung des Aufstandes. Der Ruhm der besiegten Kämpfer geht um die ganze freiheitlich denkende Welt, oft verbunden mit bitterer Kritik an der kampflosen Kapitulation der deutschen Arbeiterorganisationen. Vier unserer Staffeln übernehmen die Namen gemordeter österreichischer Genossen. An ihrer Spitze steht Koloman Wallisch. – Im Mai kommt eine böse Nachricht: Karl Fehler, mein Schulkamerad, Gründer der Spartakusjugend, noch im März 1933 als Stadtverordneter der KPD gewählt, wird verhaftet. (Zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, wird er später im KZ ermordet.) Durch einen Radunfall kriege ich am rechten Knie einen schmerzhaften Meniskusriß. Der Arzt schreibt mich krank, ich bleibe zu Hause. Bald jedoch schwingen ich mich auf mein Stahlross und besuche reihum in Mainz, Giessen, Darmstadt, Offenbach, Hanau und Homburg unsere Verbindungsleute. Jemand sieht mich auf meinem Rad. Ich werde denunziert, erhalte wegen unentschuldigtem Fernbleiben vom Dienst meine Entlassung. Ich melde mich gesund und protestiere: Ich hätte mich auf dem Weg zum Arzt



Widerstandsgruppe der ZdA-Jugend. Nächtlicher Treff im «Russenländchen» zur Teilnahme am Wiener Arbeiteraufstand im Februar 1934.

befunden. Die Entlassung wird zurückgenommen, allerdings werde ich zum Schalterdienst versetzt. Das hat einen grossen Vorteil: Genossen können nun aufkreuzen als Mitglieder der braunen «Deutschen Arbeitsfront» (DAF), um Auskünfte zu erhalten.

Am 30. Juni 1934 entledigt sich der «Führer» aller «unsicheren Elemente» in seiner Partei und der Reichswehr, auch sonstiger Oppositioneller. Hunderte werden an diesem und den nächsten Tagen ermordet. Der Reichspräsident von Hindenburg dankt in einem besonderen Schreiben dem «obersten Gerichtsherrn». Ich erfahre von der Mordserie auf meinem Weg ins Büro. Vor dem «Generalanzeiger» in der Schillerstrasse drängen sich Hunderte von Menschen und versuchen, an die Aushänge der Nachricht heranzukommen. Alles vollzieht sich in einer unheimlichen Stille. Einige eilen stumm davon. Ist es Angst oder Vorsicht?

Im neuen grossen Bürohaus der «Deutschen Angestelltenschaft» in der Gutleutstrasse wimmelt es wie in einem Ameisenhaufen. Gruppen stehen zusammen. Akten werden in die Sekretariate der «Führereta-ge» geschleppt, SA-Funktionäre verschwinden, Bilder von Nazigrössen werden von den Wänden entfernt. Daraus ergeben sich später

für einige Übereifrige peinliche Situationen. So müssen z.B. die Porträts des «Reichsjugendführers» Baldur von Schirach, des Gauleiters Jakob Sprenger und des SA-Führers Beckerle wieder an ihren Platz. Ihre Hinrichtung war irrtümlich gemeldet worden!

Ich gestehe, dass nicht nur ich, sondern viele unserer Genossen im Widerstand für wenige Tage hofften, diese Mordwelle sei der Anfang vom Ende der Naziherrschaft. Doch bald mussten wir erkennen, dass diese Aktion nur zur Stabilisierung des Regimes führte. Die Reichswehr war die Konkurrenz der SA los. Die Rüstungsindustrie, die Bankwelt witterten Konjunkturchancen. Und – last not least – die Zahl der Arbeitslosen sank rapid, von 6,1 Mio. im Januar 1933 auf 2,4 Mio. im Juni 1934, ein Jahr später auf 1,8 Mio., um bis 1939 auf Null zu sinken. Die aggressive Aussenpolitik fand nicht nur die geheime Billigung der Siegermächte, sie wurde sogar gefördert. Eine mögliche Speerspitze gegen die Sowjetunion war auch den meisten sogenannten neutralen Staaten so unlieb nicht. Und schliesslich: Die deutsche Aufrüstung diente dem Ausland als Begründung, dass man nun auch die eigene Rüstung verstärken müsse. Ein Rad trieb das andere; die Weltwirtschaftskrise verschwand langsam und stetig hinter dem Horizont.

Die Verfassung der «Deutschen Arbeitsfront» wird verkündet. Ihr gehören zwangsweise alle Betriebsmitglieder an, der «Betriebsführer» wie die «Gefolgschaft». Wahlen und Demokratie sind ausgeschaltet, die Gewerkschaften verschwinden. Die Mitgliedschaft in der DAF springt von 14 Mio. 1934 auf 30 Mio. 1938! Die monatlichen Durchschnittsrenten entwickeln sich dagegen so: Arbeiter 1931 37,20, 1938 31,25 Mark; Angestellte 1931 65,51, 1938 54,01 Mark.

Die Zerschlagung der Gewerkschaften, die Zerstörung von deren Basis in den Betrieben musste dem Regime bald wichtiger erscheinen als die Verfolgung der Arbeiterparteien. Konnten doch die betrieblichen Kontakte viel schwerer verhindert werden als illegale Zusammenkünfte politischer Gruppen. Ein letztes Zeugnis für die wahre Stimmung sind die Betriebsräte-Wahlen in Berliner kommunalen Betrieben:

	Gewerkschaft	RGO (KPD)	NSBO
Bewag	3034	156	83
Gaswerke	2088	–	443
Wasserwerke			
a) Angestellte	500	-	149
b) Arbeiter	677	369	-

In unserem grossen Bürosaal befanden sich hinter einer u-förmigen Theke etwa 25 Schreibtische. Der Publikumsverkehr war sehr lebhaft. Es fiel also auch nicht auf, wenn Freunde bei mir eine Information hinterliessen oder Material tauschten. Meine Neugier über Informationen wäre mir einmal fast zum Verhängnis geworden: Ein Kurier, Jean Bles, brachte mir einige Flugblätter über die Rede Dimitroffs im Reichstagsbrandprozess. Ich legte sie in die halbgeöffnete Schublade meines Schreibtisches, kaute mein Frühstücksbrot und las interessiert und begeistert, wie der Kommunist Dimitroff den Zeugen und Reichsmarschall Göring abfertigte: «Sie haben wohl Angst, Herr Zeuge, vor meinen Fragen...?» Göring (wütend): «Warten Sie ab, Sie Gauner, Sie entkommen uns nicht...!»

Jemand tippt mir von hinten auf die Schulter und sagt: «Kann ich ein bisschen mitlesen?» Es war mein Bürokollege Erwin Piske, alter SA-Mann und Leiter der Ortsgruppe Niederrad, der Mann, der sich und mich als die einzigen «alten Kämpfer» bezeichnet hatte, er braun, ich rot. Er war dem Massaker des 30. Juni entgangen, jedoch von da ab verstört; einmal sprach er von Verrat am Sozialismus durch Hitler. Er empfahl mir, vorsichtiger zu sein. Meine Erklärung, ich habe das Flugblatt zwischen Broschüren der DAF gefunden, nahm er grinsend entgegen. (1947 war P. als Nazifunktionär in Darmstadt interniert. Er nannte mich als Entlastungszeugen. Ich habe den Vorfall im Jahre 1934 bestätigt.)

Im Frühjahr kreuzt an meinem Schreibtisch Fred Faatz auf. Er ist der Sohn des Metallarbeitersekretärs August F., der vor Jahresfrist in die Schweiz flüchtete. Sein Vater bittet um meinen Besuch. Martel und ich beschliessen dazu die Ostertage zu benutzen. Kurz darauf meldet sich Carl Tesch. Er gehört zu dem Kreis vom «Café Metz» in der Sandgasse. Wir meiden diesen Treffpunkt alter Sozialdemokraten. Dort wird viel und leichtsinnig diskutiert. T. berichtet, dass Anton Döring – ebenfalls in die Schweiz geflüchtet – dringend ein Treffen wünsche. Nach Beratung im engeren Kreis entscheide ich mich endgültig zur Fahrt in die Schweiz.

Einige Tage vor Ostern fahren Martel und ich per Rad offiziell als Urlauber in den Schwarzwald. Tatsächlich ist unsere erste Tagesetappe Weil im Dorf in der Nähe von Suttgart (200 km von Frankfurt!). In diesem kleinen Nest ist unser Quartier bei bäuerlichen Verwandten von Martel. Es sind bescheidene, unpolitische Leute. Am nächsten Tag fahre ich allein nach Stuttgart zu Kurt Schimmel. Wir tauschen Informationen aus. Er sagt, Paul Hertz, führender Funktionär des AFA-Bundes, organisiere vom Ausland her konspirative Arbeit mit Hilfe des Internationalen Bundes der Privatangestellten in Amsterdam. Auf der Rückfahrt kriege ich mit einem Polizisten Streit. Angeblich bin ich auf einem Fussweg gefahren. Später kommt nach Frankfurt ein Strafmandat, ich erhebe Einspruch, vor Gericht behalte ich recht. (Fünf Monate später sollte dieser Vorfall zu einer gefährlichen Situation führen.) Am frühen Morgen des dritten Tages fahren wir über Konstanz weiter in Richtung St. Gallen, machen nur kurze Rast und essen unsere Brote. Am Abend erreichen wir Romanshorn. (Kaum zu glauben: Wieder sind wir über 200 km gefahren.) Wir sind erschöpft, die Strasse nach St. Gallen muss eine Steigung von 300 m überwinden. Wir stossen unsere Räder. Ich baue ab. Martel, diese kleine tapfere Frau, übernimmt meine Karre dazu. Ein bäuerlicher Schlepper überholt uns. Martel erreicht beim Fahrer, dass wir mit unseren Rädern auf dem leeren Anhänger mitfahren dürfen bis St. Gallen! Völlig erschöpft landen wir in der Wohnung der Frankfurter Genossen, kampieren dort auf dem Fussboden und schlafen sofort und tief.

Die Vierzimmerwohnung teilt sich die Frankfurter Gruppe mit dem ehemaligen Stuttgarter SPD-Sekretär Erwin Schoettle, dessen Frau und kleiner Tochter. Wir kennen uns seit Anfang der zwanziger Jahre durch die SAJ. Zur Frankfurter Gruppe gehören: Anton Döring mit Frau und kleiner Tochter, August Faatz, Metallarbeitersekretär (ohne Familie), und Othmar Schmidt, ledig, Metallarbeitersekretär. Die Jugendfunktionäre Fritz Menges und Adolf Halter sind inzwischen nach Übersee weitergewandert. Zum erstenmal höre ich von der Existenz und dem Wirken der Gruppe «Neu Beginnen». Ihr gehören im Ausland und im Reich ehemalige Kommunisten und oppositionelle SPD- und SAP-Leute an. Mit dem Prager Emigrationsvorstand der SPD (Wels, Ollenhauer u.a.) arbeiten sie kritisch zusammen. Ihre politischen Vorstellungen und Arbeitsmethoden gleichen weitgehend den unseren; ihre Widerstandsarbeit wird von den internationalen Sekretariaten der Transport- und der Lebens-

mitarbeiter und der Angestellten unterstützt. Ich bin mit Informationen über Frankfurt vorsichtig und versuche dafür die politische Situation und eine einheitliche Linie des Widerstands darzustellen. Mit Erwin Schoettle komme ich da gut weiter. Bei Anton Döring missfällt mir die emotional aufgeheizte Rhetorik. Ich spüre auch, dass in der Wohngemeinschaft Interessen und Gewohnheiten auseinandergehen.

Während dieser drei Tage in St. Gallen werde ich bei der politischen und Gewerkschaftsprominenz herumgereicht. Zwei Redakteure der St. Galler «Volksstimme» gehören den religiösen Sozialisten an. Sie berichten hervorragend über die deutschen Verhältnisse. Abends berichte ich in einem kleinen Kreis von Jungsozialisten. Am nächsten Tag passieren wir in Konstanz die deutsche Grenze und fahren über Singen in das Grenzstädtchen Gottmadingen. Dort suchen wir eine alte Genossin auf, die uns von den St. Gallern als Verbindungs- und Anlaufstelle genannt wurde. Diese alte Frau arbeitet im benachbarten schweizerischen Thayngen in der Knorr-Suppenwürfel-Fabrik. Sie pendelt seit Jahrzehnten über die Grenze und schafft jetzt Briefe und Materialien herüber. Wir vereinbaren dafür entsprechende Kontakte.

Zurück in Frankfurt fragen mich im Büro Kollegen, wie es im Urlaub war. Einer meint, erholte sähe ich gerade nicht aus. Ich lächle und meine, das hänge mit meiner demnächst stattfindenden Hochzeit zusammen. Die findet nun tatsächlich Mitte Juni statt. Es war nicht üblich und deshalb verdächtig, wenn man in «wilder Ehe» lebte. Im Trausaal des historischen «Römer» mit meinem Bruder Willy und Schwägerin Dore als Trauzeugen und einem schmetternden «Heil Hitler» des Standesbeamten, von mir mit «Danke» quittiert. Mit der Überreichung des Stammbuches war die Zeremonie zu Ende. Gegen früher hatte dieses Buch einige Neuerungen. Der Einband, seither rot, war jetzt braun, die Liste mit Vornamen für eventuellen Kindersegen enthielt jetzt vorwiegend altgermanische, und ein Beitrag befasste sich mit Sippenforschung.

Zum «Festschmaus» lud mein Bruder in ein mittelprächtiges Café ein, für jeden gab es eine Portion Kaffee, dazu zwei Stück Gebäck. Lebhaft wurde es dann am Abend. Im Garten unseres «Stammlokals» in Alt-Bornheim kamen etwa 60 alte und junge Freunde zusammen. Es wurde gesungen und geplaudert und wohl kaum bemerkt, wer mit wem in einer stillen Ecke etwas zu besprechen hatte. Als Höhepunkt übergab mir Paul G. im Namen unserer Gemein-



Illegale Gruppe der «Naturfreunde» bei einer Schiessübung im Taunus (1934).

schäft als Hochzeitsgeschenk ein Sammelergebnis, den Betrag von ca. 370 Mark, in Form einer Quittung, die ich zu unterzeichnen hatte. So wurde unsere Kriegskasse aufgefüllt!

Im Spätsommer ereignet sich ein Vorfall, der später böse Folgen hatte. An Sonntagen fanden Wehrsportübungen unserer ZdA-Staffeln – u.a. Handgranatenwerfen, Tarnung – statt. Im Reichsforst Dreieich, in der Nähe vom «Hohen Berg», übernahm es eine Gruppe, sich in den dichten Wäldern getarnt zu bewegen, eine andere, diese aufzuspüren. Es war ein regnerischer Sommermorgen. In grösserem Abstand, ausser Sichtweite, folgte ich der Übung. Einem mit Grundwasser gefüllten schmalen Stichgraben entlanggehend, fand ich an dessen Rand liegend Fritz Jähnichen. Er war an Händen und Füßen gefesselt, steif auf dem Rücken liegend, mit irren Augen und Schaum vor dem Munde. Ich rolle ihn auf die Seite, er gurgelt wirres Zeug. Nachdem ich ihm die Schnüre löse, schreit er voller Wut und Hass los. Drei oder vier von seiner Gruppe seien über ihn hergefallen und hätten ihn gefesselt an den Rand des Grabens gelegt. Mit höhnischem Spott seien sie dann weitergezogen.

J., Sohn eines Metallarbeiters und Genossen, war als kaufmännischer Lehrling schon aktiv in der ZdA-Jugend und gehörte jetzt zu

einer unserer Staffeln. Er unterschied sich in seinem Wesen und Verhalten von den anderen. Er war nicht der Typ des «Jugendbewegten», er rauchte und trank. Ich schätzte ihn wegen seines guten «Stammbaums» und seiner Mitgliedschaft bei den Arbeitersportlern. Später stellen wir die Täter zur Rede. Ich versuche J. klarzumachen, dass alles nur ein dummer Scherz war. Er hört sich das stumm und hasserfüllt an.

Im September bestellt mich Noffz, der Leiter unserer «Deutschen Angestelltenschaft», zu einer Rücksprache. Ich fürchte, dass irgendeine Denunziation vorliegt. Ich bin deshalb verblüfft über seine Mitteilung, ich sei als Leiter der Ortsstelle Bingen vorgesehen, und damit käme ich auch in eine höhere Gehaltsklasse. Ein Stein fiel mir vom Herzen. Also sollte ich nicht über einen ungeklärten Vorgang verhört werden. Nämlich: Wenige Tage zuvor hatten sich zahlreiche Mitglieder schriftlich oder in den Büros der DAF beschwert über massive Mahnungen wegen rückständiger Beitragszahlungen. Sie schimpften über die schlampige Verwaltung und wiesen ihre Postscheckabschnitte als Nachweis der pünktlichen Zahlung vor. Was war geschehen?

Zu meiner Arbeit gehörte der Versand von Mahnschreiben an säumige Beitragszahler. Sie enthielten u.a. drohende Hinweise über Folgen für Säumige. Die Beiträge wurden teils durch Postscheck überwiesen. Besonders am Monatsende kamen die Abschnitte in grossen Mengen. Eines Tages liess ich eine ganze Sendung verschwinden. Bald gingen die Mahnschreiben hinaus. Die Wirkung war toll: Wütende Besucher und Briefschreiber beschwerten sich; die Suche nach den fehlenden Abschnitten blieb erfolglos.

Versetzung nach Bingen? Meiner Erleichterung folgt der Schreck. Weg von Frankfurt, der Basis unseres Widerstands? Unmöglich! Ich suche schnell Ausreden: Weder meine Frau noch ich können Frankfurt verlassen. Wir müssen unsere alten kranken Eltern versorgen, deshalb hätte ich schon im alten ZdA eine Versetzung nach Berlin abgelehnt. «Schade», meint Pg. Noffz. – Ich bleibe in Frankfurt!

Nach der Mordaktion des 30. Juni verstärkt die Gestapo ihren Terror und verbessert ihre Methoden. Zwar hatten die im Reich verbliebenen Spitzenfunktionäre der SPD und ihrer Reichstagsfraktion die Aktionen des nach Prag geflüchteten Hauptvorstands abgelehnt, doch fanden sich zahlreiche Sozialdemokraten im Lande, die Kontakt zu ihrer Auslandsvertretung hielten. Unerfahrenheit, Leichtsinn und auch manchmal Verrat führten zu grossen Verlusten. In vielen

Familien von Verhafteten herrschte bittere Not. – Bei einem Treff mit Georg Stierle berichtet er mir von Rat- und Hilfesuchenden, die in seinen Lebensmittelladen kämen. Zwar erheben wir von den Leuten unserer Gruppen Beiträge, doch geht davon das meiste in die Finanzierung unserer Aktionen. Gerade jetzt hat die ZdA-Jugend eine illegale Zeitung «Der junge Kämpfer» herausgebracht. Arbeitslose Aktivisten werden unterstützt, Kuriere versorgt.

Wo kriegen wir Geld her? Wir beschliessen, einen alten Plan zu verwirklichen. Meine Büroarbeit brachte mich in ständigen Kontakt mit dem Chef und Organisationsleiter Pg. Noffz. Er disponierte auch über die Finanzen, alle Bankgeschäfte trugen seine Unterschrift. Bank- und Postscheckformulare lagen in der rechten Schublade seines Schreibtischs. Pünktlich zur Mittagszeit verliess er sein Büro, ebenso der Mitarbeiter im Vorzimmer. Jeweils zur Monatsmitte stellt N. einen Post-Barscheck aus, etwa über 15'000,- Mark, für Gehaltszahlungen. Ein Mitarbeiter, begleitet von einem weiteren in SA-Uniform, löst den Scheck in der Zentrale Stephansstrasse ein. Während einer Mittagspause entnehme ich aus dem Postscheckheft das vorletzte Formular. Georg Stierle, von Beruf ursprünglich technischer Zeichner, übt wochenlang die Unterschrift «Noffz» anhand von Originalen. Mitte Oktober soll die Aktion steigen: Georg St. wird den Barscheck einlösen, Adolf Lederer, alter SAJ-Genosse und SAP-Mitglied, gehört einer unserer Widerstandsgruppen an. Ausserdem ist er SA-Mann. Er soll Georg in Uniform begleiten. In der Nähe des Postscheckamtes soll Walter Breckheimer mit Fahrrad warten und die Beute übernehmen. Eine «Stellprobe» findet Ende September statt. Es soll nicht zur Aktion kommen.

Der Feind schlägt zu

Anfang des Monats, ich glaube, es war der 3. Oktober, warte ich um die Mittagsstunde zu einem vereinbarten Treff an der Gallusanlage auf Paul G. Er kommt nicht. Nach 5 Minuten verschwinde ich und kehre eine Stunde später nochmals zurück. Vergeblich! – Ich gehe in die Schillerstrasse und frage bei der Firma Lorey nach Karl Jellinek «Er ist heute nicht gekommen», sagt mir eine junge Verkäuferin. – Hundert Meter weiter arbeitet ein anderer, unser Staffelführer Rudi Schmiedl als Verkäufer in der Musikalienhandlung Firnberg. «Er ist

nicht da, vielleicht ist er krank», lautet hier die Auskunft. Ich fahre schnell nach Hause und schicke Martel los, um bei anderen Jugendgenossen etwas zu erfahren. Zurück ins Büro! Es ist klar: Da ist etwas passiert! Am frühen Abend wird es Gewissheit! Die drei Genossen sind verhaftet. Ich treffe Genossen aus anderen Gruppen. Bei ihnen sei alles ruhig, kommt die beruhigende Meldung. (Sie werden auch in der Folge von den Verhaftungen in unserer ZdA-Gruppe nicht berührt.) In dieser Nacht schlafen wir nicht in unserer Wohnung.

Am nächsten Tag wieder ins Büro. Ich sitze mit dem Rücken zur Eingangstür. Der Publikumsverkehr ist wie immer sehr lebhaft. Die Türklinke gibt jeweils ein hartes knackendes Geräusch von sich. Ich darf nicht dauernd den Kopf drehen. Deshalb ist jeder Besucher für mich eine chinesische Tropfenfolter. Am Abend Treffen mit Mitgliedern unserer Gruppe. Marga (meine Nichte), Kurt Heidel, Otto Wüscher. Neue Verhaftungen sind erfolgt. Wir schlafen zu Hause.

Dritter Tag: Ich gehe ins Büro. Hans L. kommt an meinen Schalter, berichtet von Informationen aus St. Gallen. Ich fauche: «Verschwinde, wir fliegen auf!» – Ich werde telefonisch zum Chef bestellt. «Jetzt passiert's!» denke ich. Auf dem Weg zu ihm – im Paternosteraufzug – überlege ich, herauszuspringen und über die Treppe zu flüchten. Doch das ist sinnlos. Die Sekretärin öffnet mir die Tür ins Allerheiligste. Gegenüber dem Pg. Noffz sitzen zwei Männer – Regenmantel und Schlapphut. «Gestapo», denke ich. Noffz: «Sie wohnten doch in der Siedlung Nusszeil und waren ZdA-Vertreter in der Wohnungsgesellschaft ‚Gagfah‘? Können Sie den beiden Herren behilflich sein, dort eine Wohnung zu bekommen?» In diesem Moment war ich bereit, ihnen alle Wohnungen in Deutschland zu beschaffen!

Am Nachmittag Treff am «Königsbrunnchen» im Stadtwald mit Richard Horr, Kurt Heidel und Otto Roth. Sicherungsmassnahmen werden besprochen; die Ursachen der Verhaftungen sollen erforscht werden. Ich soll als der Hauptgefährdete sofort verschwinden; die Verhafteten könnten dann die ganze Verantwortung auf mich abladen. Ich bin in einer verzweifelten Stimmung und habe mich im Verdacht, ich könne aus Feigheit abrücken. – «Ich bleibe!» ist meine Antwort und Entscheidung. Besonders Richard H. versucht mich umzustimmen. Wir vereinbaren immerhin, dass ich nicht mehr in unserer Wohnung schlafe.

Später treffe ich mich mit Martel in der Stadt. Sie kommt vom

Einkauf, trägt im Netz einen grossen Blumenkohl! Wir übernachten im neuen Haus meines Bruders Willy in der Max-Reger-Strasse. Dort leben auch meine Eltern. Sie sind jedoch gerade im Urlaub bei Verwandten in Kelkheim. Willy berichtet von weiteren Verhaftungen. Mein Bruder Bernhard übernimmt die Überwachung unserer Wohnung in der Voelckerstrasse. Nach unruhiger Nacht schrillt am frühen Morgen das Telefon. Bernhard: «Hier Bäcker Fischer, wieviel Brötchen wollen Sie heute haben?» Das bedeutete Alarm, Gestapo, Verhaftung!

Die Flucht

Hastiges Frühstück, Willy fährt seinen Wagen raus. Ohne jedes Gepäck (Martel mit Blumenkohl im Netz) springen wir ins Auto, fahren über Seitenstrassen Richtung Süden. Wie in den letzten Tagen: sonniges, warmes Herbstwetter. Unsere Kleidung ist entsprechend, ich in Sommerhose, farbigem Hemd und weissen Schuhen. Martel in Rock und Bluse, beide ohne Mantel oder Kopfbedeckung; bares Geld etwa 60 Mark.

Im Stadtwald Reifendefekt; wir fahren zurück. Willy tauscht seinen Wagen mit dem vom Nachbarn und Geschäftsteilhaber Fischer. Über Darmstadt, Heidelberg, Heilbronn weiter zu unserer ersten Fluchtetappe Weil im Dorf, zu den Verwandten von Martel. Das Wetter wird schlechter; ein Nieselregen geht nieder, als wir am Dorfrand halten (niemand soll das Auto mit dem Frankfurter Kennzeichen sehen). Kurzer Abschied von Willy. Wir marschieren ins Dorf hinein. Wohl wegen des Regens ist kein Mensch zu sehen.

Durchnässt klopfen wir bei unserer Verwandtschaft an. Sie sind beim Abendessen. Überrascht und erschrocken schauen sie uns an. Wir erklären ihnen offen den Grund unseres plötzlichen Besuches. Leicht fällt es ihnen nicht, uns aufzunehmen. Sie quartieren uns auf dem Dachboden ein, zwischen Gerümpel und Feldgerät, geben uns Decken und ein kaltes Abendbrot. Licht kommt nur durch ein kleines Dachfenster. (Es ist in den nächsten Tagen auch Transportweg für Unverdautes und Verdautes.) Jetzt bewähren sich die Vereinbarungen, die wir Ostern mit den St. Gallern trafen. Ich schreibe über Gottmadingen chiffriert vom Einbruch in Frankfurt, unserer Fluchtetappe und bitte um Hilfe beim Grenzübertritt.

Am nächsten Tag marschiere ich, mit einem alten Mantel unseres Gastgebers bekleidet, hinein nach Stuttgart. Es ist ein langer Weg. Ich treffe Kurt Schimmel, unseren entlassenen ZdA-Revisor. Er hörte bereits von den Ereignissen in Frankfurt, angeblich sei auch mein Name bei Behörden in Stuttgart (Steckbrief?) genannt worden. Wir vereinbaren, dass er – falls ich in die Schweiz durchkomme – Verbindungsmann bleibt. Auf dem Rückweg ein bedenklicher Vorfall: Im Regen pralle ich kurz vor Weil im Dorf mit einem Mann zusammen. Es ist der Polizist, der mir zu Ostern den Strafzettel verpasste! «Awwer des isch doch...», entfährt es ihm. «Entschuldigung!» murmele ich und eile weiter.

Das tagelange Warten, die wachsende Nervosität der Gastgeber belasten uns. Dann bringt uns der Hausherr strahlend einen Brief aus Gottmadingen. Die gute Genossin übermittelt uns die chiffrierte Antwort von Anton D. Eine präzise Anweisung für unseren Grenzübergang Konstanz-Kreuzlingen. Am nächsten Tag: Mit mehrmaligem Umsteigen und Benutzung von Vorortbahnhöfen erreichen wir Konstanz und unsere Anlaufstelle Karl Durst, einen jungen Arbeitersportler. Ein präparierter Grenzschein für uns liegt bereit. Es soll sofort losgehen. Ich habe Bedenken: Wenn unser Signalement bei den Grenzern vorliegt, fallen wir auf, wir müssen getrennt hinüber! – Karl kann dies allerdings erst für morgen besorgen. Martel wird bei der Genossin Pauline Gutjahr untergebracht, in Konstanz.

Am Vormittag des 16. Oktober 1934 holt mich ein junger Schweizer Genosse – er ist Leutnant der Milizarmee – in meinem Quartier ab. Ich kriege einen neuen Grenzschein. Um 14 Uhr geht es los zur Grenzstelle Konstanz-Gottlieben. Ich bin erstmals wieder frisch gewaschen und rasiert, doch mein geliehener Mantel wirkt schäbig. Von den deutschen Grenzern kaum beachtet, kommen wir zum Schweizer Zoll. Mich fragt der Beamte, ob der Mantel neu sei, dann müsse ich ihn verzollen. Was soll ich sagen? Ich habe einen Schweizer Grenzschein. Ein Wort von mir und ich bin als Deutscher entlarvt. Mein Fluchthelfer rettet mich und erklärt in bestem Thurgauer Dialekt das ehrwürdige Alter meines Mantels. Wir kommen glatt über die Grenze und marschieren nach Kreuzlingen in die Schäflerstrasse 7. Der Schweizer Genosse Andreas Fleig ist der St. Galler Hauptverbindungsmann für die Grenzarbeit.

Martel ist noch nicht da. In Begleitung der Genossin Gutjahr sollte sie auch um 14 Uhr in Konstanz starten und über die Hauptzollstelle nach Kreuzlingen kommen. Es ist 15 Uhr und ich werde ner-

vös. Die Genossen beruhigen mich: «Da ist heute viel Verkehr, Frauen sind oft nicht pünktlich!» 15 Uhr 30: Meine Unruhe wächst; ein junger Genosse fährt mit dem Rad über die Grenze. 16 Uhr: Er kommt zurück, niemand in der Wohnung Gutjahr.

Ich lasse mich nicht mehr halten, marschiere los auf der Hauptstrasse zur nahen Grenzstelle. Es regnet wieder. Die verhafteten jungen Genossen in Frankfurt gehen mir durch den Sinn. «Jetzt haben sie auch Martel erwischt. Sollen sie mich auch noch haben!» Ich denke weiter: «Was sie dann mit einem machen werden? Verhöre, Folter – was kannst du überhaupt aushalten...?»

Ich trotte auf dem Fahrdamm. Die Grenzstelle kommt in Sicht. Ich sehe die Uniformierten und Grenzgänger zu Fuss und mit Fahrrad. «Ob sie einen gleich umbringen?» Da schrecke ich hoch und springe rasch vor dem laut hupenden städtischen Omnibus zur Seite und – erkenne, durch die regennasse Scheibe, am Fenster sitzend Martel!! Ich habe keine Zeit zum Denken, laufe weiter hinter dem roten Wagen her, bis zur nahen Haltestelle. Martel und ihre Begleiterin steigen aus. Kein Wort kriegen wir heraus, stumm umarmen wir uns.

Dann die Frage: Was war denn los? Die Antwort und damit Auflösung des Rätsels, ebenso einfach wie verblüffend: Erst vor Kurzem führte man in Deutschland die 24-Stunden-Zeit ein, vorher sagte man z.B. «10 Uhr abends», jetzt hiess es nur 22 Uhr! Und Pauline Gutjahr verstand die Mitteilung: «Um 14 Uhr geht es los» als «Um 4 Uhr geht es los!» Das Zweistundenmissverständnis hätte beinahe eine Katastrophe verursacht.

Jetzt schnauften alle Beteiligten erst mal tüchtig aus. Die Mutter Fleig tischte auf. Wir beide schlafen dann einige Stunden tief und fest. Andreas weckt uns: Anton Döring lässt mitteilen, dass er uns gegen 22 Uhr im Hauptbahnhof St. Gallen erwartet. Wir fahren los, seit 1926 erstmals wieder in der schmucken Schweizerbahn. St. Gallen, 700 m hoch gelegen, empfängt uns gegen 22 Uhr mit in schweren Flocken fallendem Nassschnee. Mit Anton D. marschieren wir zum nahen Gewerkschaftshaus in der Lämmlibrunnstrasse. Unterwegs berichte ich von Frankfurt.

Zwei Schweizer Gewerkschaftskollegen nehmen dort an einer Versammlung teil. Sie sollen unsere Quartiergeber sein: Gottlieb Graf, Metallarbeiter-Sekretär, und Toni Gschwend, Magaziner und Mitglied des Verbandes der Handels-, Transport- und Lebensmittelarbeiter.

Wir warten, uns warmtrampelnd, am Eingang des Gewerkschaftshauses. Ich frage Martel: «Na, bereust du es, in was wir uns da eingelassen haben?» Sie antwortet: Schau mal, wir haben früher oft unsere Jugendgenossen beneidet, die – als Arbeiter – einmal ein paar Wochen «blau» machten, auf die «Walz» oder wie wir es nannten auf «Grosse Fahrt» gingen. Wir haben doch selbst davon geträumt, von der Schönheit der Welt und ihren Abenteuern. Und hat es uns bei grossen Wanderungen Sorgen gemacht, wenn wir nicht wussten, ob uns der Bauer in der Scheune schlafen liess, oder ob wir ein paar Apfel oder Kartoffeln für unseren Hordenpott erwischen würden?! Jetzt hat für uns die ganz «Grosse Fahrt» und das Abenteuer begonnen ... – Das war Martel.

Gegen Mitternacht ging's in unsere Quartiere. Wir schliefen zum erstenmal in der Schweiz. Wir wussten, dass es lange dauern würde, bis wir – wenn überhaupt – Deutschland wiedersehen würden. Bis dahin mussten wir unsere Pflicht tun.

St. Gallen (1934-1941) – Die Fortsetzung des Widerstands mit anderen Mitteln

Lasst Euch nicht unterkriegen

- 1.) Vom Lech, vom Neckar und vom Maine
trieb's uns in ein fremdes Land
doch wir stehen nicht alleine,
uns umschlingt ein starkes Band.

Refrain: Drum marschieren wir dicht geschlossen
und wir ziehen am selben Strick.

Lasst Euch nicht unterkriegen! Denn Genossen:
Einmal holen wir die Heimat uns zurück.

- 3.) Noch ringen wir an stummen Fronten
und schon mancher Kämpfer fiel;
doch strahlend hell an fernen Horizonten
leuchtet unsres Kampfes Ziel!

Text: P. M. Melodie:
«It's a long way...»

Zu Ostern 1934 sah ich St. Gallen, im milden Licht des Frühlings vom Freudenberg aus, tief unter mir liegen. Um das Kloster zog sich der Ring der stattlichen Bürgerhäuser des Mittelalters. Frei und in Frieden lebten ihre Bürger. – Ein halbes Jahr später, an einem nasskalten Herbstabend, marschiere ich mit Toni, meinem Quartiergeber, in Richtung St. Fiden, der Arbeitervorstadt. Ich achte nicht auf Dunkelheit und Schneetreiben. Ich bin hellwach und mir ist warm. Die Anspannung der Fluchtstage löst sich. Ein ungeheures Gefühl von Freiheit kommt über mich. Kein Gedanke, keine Sorge, wie es weitergehen soll, kommt auf – ich bin frei in einem freien Land.

Gschwends sind kinderlos; Frau Else begrüsst mich ernst und zurückhaltend. Ich beziehe mein kleines Zimmer und falle todmüde ins Bett und schlafe sofort tief und traumlos. Gegen sieben Uhr erwache ich. Mein erster Gedanke: «Ich bin ja in St. Gallen, ich bin in der Schweiz.» Was wusste ich von diesem Land, dieser Stadt, was von ihrer Geschichte, ihren Menschen? Ein wenig mehr als nur «Wilhelm Tell» kannte ich schon.

Ich wusste, dass dieser Staat sich offiziell als «Schweizerische Eidgenossenschaft» bezeichnete. Am 1. August 1291 schlossen sich die drei Urkantone Uri, Schwyz und Nidwalden, im Blick auf die «Arglist der Zyt», zu ewigem Bündnis zusammen. Diese Form der genossenschaftlich-demokratischen Gemeinschaft von Bauern entwickelte sich in 700 Jahren zur modernen Schweiz, die alle Fährnisse der Geschichte selbstbewusst und klug überstand. Man soll sie nicht idealisieren, doch wäre es ebenso falsch, sie heute nur als Drehscheibe und Fluchtburg des Finanzkapitals zu sehen.

St. Gallen, die Stadt, in der ich nun über sechs Jahre leben sollte, wurde wesentlich früher als die Eidgenossenschaft gegründet, im Jahre 613 durch den irischen Mönch Gallus als Kloster und später Bischofssitz. Unter Vadian, dem Zeitgenossen Zwinglis, siegte 1524 die Reformation. Jetzt lebten in ihr ca. 60'000 Menschen, je zur Hälfte Katholiken und Protestanten. Der Anteil der Reichsdeutschen war sehr hoch, etwa 20%! (Nicht eingeschlossen die zahlreichen Naturalisierten.)

In den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende wurde aus St. Gallen, das seit dem Mittelalter seine Leinenwaren bis nach Polen und Spanien lieferte, ein Zentrum der Stickerei- und der Seidenwareindustrie. Die Webkeller in dem bäuerlichen Kanton wurden abgelöst - seit der Erfindung des Pantographen - durch grosse Unternehmungen und Handelshäuser. Doch schon vor der grossen Weltwirt-

schaftskrise ab 1929 kam es zu einer Exportkatastrophe für die St. Gallische Stickerei. Konkurse, Schleuderverkäufe vernichteten einen grossen Teil der Arbeitsplätze. Die stellenlosen, bis dahin gut bezahlten Arbeiter sassen in grossen teuren Wohnungen, ohne Sozialversicherung. Die ganze Stadt lebte im Bann der grossen Krise, als sie mich aufnahm. Der raschen Industrialisierung entsprach die Entwicklung einer starken Arbeiterbewegung. Ein stattliches Gewerkschaftshaus, eine aktive Konsumgenossenschaft mit eigener Grossbäckerei. Die SPS (Sozialdemokratische Partei der Schweiz) war mit etwa einem Drittel der Sitze im Stadtparlament gleich stark wie die Freisinnigen und die Konservativen. Die «Volksstimme», weit verbreitet, vertrat eine radikale Politik.

Am Morgen des ersten Tages hole ich Martel in ihrem Quartier ab. Im bürgerlichen Viertel am Hang des Freudenbergs wohnte sie beim Sekretär des Metall- und Uhrenarbeiterverbandes, Gottlieb Graf. Ursprünglich Reichsdeutscher, war er jetzt Eidgenosse. Er vermied es peinlich, irgendetwas von seiner alten Nationalität zu zeigen. Er soll früher ein «Roter» gewesen sein. Nun stand er völlig unter dem Einfluss seiner schweizerisch-bürgerlichen Frau. Bereits an diesem Vormittag spannte sie Martel in die Hausarbeit ein.

Wir treffen in der Gemeinschaftswohnung der St. Galler Gruppe die versammelten Genossen: Anton Döring aus Frankfurt und Erwin Schöttle aus Stuttgart sind die beiden führenden Köpfe. Die Aufnahme ist herzlich. Ich berichte in allen Einzelheiten über die bösen Ereignisse in Frankfurt. Erwin Schoettle formuliert einen Bericht, der an die Leitung von Gewerkschaften und SPS sowie an die SO-PADE in Prag gehen soll. Unsere Anerkennung als politische Flüchtlinge durch die Behörden, Gewerkschaften und Hilfsorganisationen soll sofort erfolgen.

Während unseres Osterbesuches lernten wir eine Reihe von Leuten des öffentlichen Lebens in St. Gallen kennen. Bei Vertretern des Bürgertums und der Arbeiterbewegung fanden unsere Berichte über die Lage in Deutschland grosses Interesse. Diese und die «akkreditierten» Vertreter der St. Galler Gruppe, Döring und Schoettle, erleichtern und beschleunigen den Prozess der Bestätigung unseres Status als politische Flüchtlinge. Bereits Ende Oktober erhalten wir den amtlichen Tolerierungsbescheid.

Als Funktionären des gewerkschaftlichen Widerstands gewährte uns der Schweizerische Gewerkschaftsbund eine monatliche Unterstützung von 120 Franken. (Nach drei Monaten gab es noch 100

Die Schweizerische Bundesanwaltschaft

gestützt auf den Bundesratsbeschluss vom 7. April 1933 und das Kreisschreiben des eidg. Justiz- und Polizeidepartements vom 20. April 1933 über die Behandlung der politischen Flüchtlinge

verfügt:

M U L L E R Paul geb. 16. ~~April~~ 1904, Handlungsgehilfe, z.Zt. bei Graf, ~~Gewerkschaftssekretär~~, Felsenstrasse 21 in St. Gallen.

- * ist zurückzuweisen;
- * ist anzuweisen die Schweiz spätestens am zu verlassen;
- * hat sich bis zu seiner Ausreise bei der Polizeibehörde des Aufenthaltsortes periodisch zu melden.

Bemerkungen:

wird unter Vorbehalt der fremdenpolizeilichen Regelung des Aufenthaltes

als politischer Flüchtling

auf Zusehen hin geduldet unter der Bedingung.

- * dass er sich jeder politischen Tätigkeit in der Schweiz enthält;
- * ~~dass er sich bei der Polizeibehörde des Aufenthaltsortes periodisch meldet.~~
- * ~~dass er nicht im Grenzgebiet die Städte Basel und Zürich inbegriffen Wohnsitz nimmt, er bei sich am neuen Aufenthaltsort anzuzeigen und der Bundesanwaltschaft seine Adresse bekannt zu geben.~~

Bemerkungen:

Bern, den 27. Oktober 1934.

Der Bundesanwalt:

An die kantonale Fremdenpolizei
St. Gallen.

i.A.

Rahigo

Doppel hiervon an Paul Müller, z.Zt. in St.Gallen.
Abschrift z.K. an die eidg. Fremdenpolizei Bern.

* Das Nichtzutreffende ist zu streichen.

und schliesslich ab April 1935 70 Franken.) Eine grosse Hilfe war der Rabatt, den die Konsum-Genossenschaft mit 20% für alle Waren gab, ausser wenigen Artikeln wie Butter, Brot und Öl. So konnten wir bald unser Quartier aufgeben. Es war auch Zeit. Die Gschwends waren arme Leute, meist gab es nur Essen aus dem Gemüse und Obst, das Toni von seiner Lebensmittelhandlung mitbrachte. Jeden Abend «Brocke», d.h. Milchkaffee und darin eingebrocktes Weissbrot. (Das war das damalige normale Abendessen der «Büezer».)

Im Allgemeinen genossen die deutschen politischen Flüchtlinge bei den Angehörigen von Partei und Gewerkschaft keine grosse Sympathie. Wir hätten ja feige kapituliert. (Ich glaube, da floss auch die traditionelle Abneigung ein gegen den grossen Bruder im Norden, die

«Schwobe».) Grosses Ansehen hatten die geflüchteten österreichischen Schutzbündler. Ihr heroischer Kampf und Untergang fanden offene Türen und Herzen.

Wir hatten Glück und fanden bald eine Wohnung im Bezirk St. Georgen 150 m über der Stadt. Ein kleines Haus, nach einem Felssturz wieder aufgebaut, bot eine Dachwohnung. Kein Mensch wollte dort einziehen aus Angst vor neuer Zerstörung. Wir freuten uns. Für 35 Franken lebten wir auf 28 qm in herrlicher Landschaft. Woher sollte die Einrichtung kommen? Und das gab es damals noch: Fräulein Heidi Huldi, Kornhausstrasse 12, St. Gallen/Schweiz, 5 Jahre alt, wurde plötzlich mit Einverständnis der Eltern um 20 Jahre älter und glückliche Braut. Ihre Wohnungsaussteuer erhielt sie von entfernten deutschen Verwandten; dies war die Familie Schuster in Frankfurt (mein Schwager). Nach unserer Flucht nahmen sie unsere Habe an sich. Davon bestellten wir alles, was wir gebrauchen und unterbringen konnten. Anstandslos passierten die entsprechenden Anträge die zuständigen Behörden beiderseits der Grenze. Im Februar fällt die Plombe vom Güterwagen in St. Gallen: Hinein in den dunklen Raum! Er ist leer! Doch nein, ganz hinten, etwa ein Fünftel des Raumes einnehmend, steht unsere Ausstattung. Möbel, Geschirr, Fahrräder, Radio und meine geliebten Bücher! «Sternstunde», hätte Stefan Zweig gesagt.

Beginn der faschistischen Expansion über die Grenzen: «Heimkehr des Saargebietes» – Neuer Kurs der Komintern: Dimitroff und der VII. Weltkongress – In Frankfurt: Hochverratsprozess gegen ZdA-Jugend

Der Frankfurter Prozess

Unsere Wohnung in der St. Georgenstrasse hatte keinen abgeschlossenen Vorplatz. An einem Tag im März sitzen wir beim Mittagessen in unserem Miniaturzimmer. Leise öffnet sich die Tür, mein Bruder Willy schaut herein und sagt beiläufig: «Göring und Goebbels treffen sich nach dem 2. Weltkrieg. Goebbels fragt: ‚Was machst du heute?‘ Göring: ‚Eine Radtour um Deutschland.‘ Goebbels: ‚Und was machst du am Nachmittag?‘»

Das war der typische Willy. Mit diesem Witz überspielt er die Bewegung des ersten Wiedersehens nach dramatischen Ereignissen. Legal und ohne Probleme ist er mit seinem neuen «Chrysler» zum Urlaub in die Schweiz gefahren. Sein Elektrogeschäft geht blendend. Er bringt von meinen Ersparnissen 500 Mark mit. Dann übergibt er mir einen Originalbericht aus der «Frankfurter Zeitung» vom 20. Januar 1935.

Zwei Notizen zum Faksimile «Hochverratsprozess in Frankfurt»: 1.) 1952 erschien im Kongress-Verlag/DDR von Walter A. Schmidt: «Damit Deutschland lebe!» Ein Sammelband über den deutschen Widerstand. Der Prozessbericht der «Frankfurter Zeitung» vom 20.1.1935 wird darin im Wortlaut wiedergegeben, *ausser* folgenden Sätzen: «Die Schutzbehauptung der Angeklagten sei nicht widerlegt, dass der flüchtig gewordene Sekretär Paul Müller der Hauptschuldige sei. Er war Leiter der Jugendabteilung des ZdA und hat sich an die Angeklagten herangemacht und allmählich versucht, einen illegalen Apparat aufzuziehen. Die Behauptung, dass die Angeeschuldigten seinem weitgehenden Einfluss erlegen sind, sei nicht widerlegt.» Diese Sätze wurden durch Auslassungspünktchen ersetzt. Warum? 2.) Im Jahre 1978 erscheint in Frankfurt das Buch «Die Junge Garde». Paul Grünwald übergibt mir dazu als Dokumentationsbeitrag die Fotokopie des Prozessberichtes der «Frankfurter Zeitung» vom 20.1.1935. Es fehlen darin genau die gleichen Sätze. (Am Rande ist hier ein Längsstrich der Fotokopie

Hochverratsprozeß in Frankfurt

Fünf Angeklagte zu Gefängnis, drei zu Zuchthaus verurteilt

* Die Verhandlung gegen die 21 Angeklagten in dem Hochverratsprozeß, der in Frankfurt vor dem zweiten Strafsenat des Oberlandesgerichts Kassel stattfand, ging Samstag zu Ende. Die Mehrzahl der Angeklagten wurde freigesprochen. Die übrigen Angeklagten verurteilt: der 21jährige Paul Grünewald, der 21jährige Günther Jörg und der 21jährige Karl Fehnel zu je dreieinhalb Jahren Gefängnis, der 30jährige Arnold Leetz zu drei Jahren Gefängnis, der 19jährige Hans Riffel aus Darmstadt zu drei Jahren zwei Monaten Zuchthaus und drei Jahren Ehrverlust, die 41 jährige Ehefrau Marie Weinärtner aus Darmstadt zu drei Jahren Zuchthaus und drei Jahren Ehrverlust und die 21jährige Rosa Herrmann wegen Beihilfe zu einem Jahr Gefängnis. Die Untersuchungsfrist wurde den seit Mitte Oktober in Haft weilenden Angeklagten voll angerechnet. Der Haftbefehl gegen die freigesprochenen Angeklagten wurde aufgehoben.

Die Urteilsgründe

wurden öffentlich verkündet: Unter den vielen Fällen, die vor dem Senat schon verhandelt worden sind, nahm die der Vorliegende Senatpräsident Siehe anführte, diese Prozeß eine besondere Stelle ein, weil die überwiegende Zahl der Angeklagten sich im Alter von 17 bis 21 Jahren befindet. Die Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens sei das schwerste Verbrechen, dessen sich ein Deutscher schuldig machen könne. Nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts und der Oberlandesgerichte macht sich derjenige eines solchen Verbrechens schuldig, der die Ziele der verfolgten kommunistischen Partei fördere oder unterließe. Es galt zu prüfen, ob die Angeklagten den Tatbestand erfüllen, ob sie insbesondere erkannten, was erreichen sollte, und ob sie diese Verhältnisse, die die kommunistische Partei förderten. Es kam dabei nicht darauf an, ob sie die Strafen, die auf die Tat stehen, konnten. Für die Strafbarkeit aller war maßgebend, daß sie die Ziele der KPD befördern und erkannt haben. Bei den Angeklagten handelte es sich um junge, bisher politisch nicht organisierte Leute, alle Kommunisten waren jedenfalls nicht unter ihnen. Die Hauptbehauptung der Angeklagten sei nicht widerlegt, daß der ständig angeworbene Bekannte Paul Müller der Hauptkandidat sei. Er war Leiter der Jugendabteilung des KPD und hat sich an die Angeklagten herangemacht und allmählich versucht, einen illegalen Apparat aufzubauen. Die Behauptung, daß die Angeklagten keinem weitgehenden Einfluß unterlegen sind, sei nicht widerlegt. Es wird den Angeklagten zur Last gelegt, daß sie sich an Diskussionsabenden beteiligten, an

Verhandlungen teilnahmen, Beiträge sammelten und Flugblätter verteilten. Es war so, daß sie sich im KPD oder dem KJVD kennen lernten, und daß sie nach Auflösung dieser Verbände zusammenkamen, weil sie keine Gelegenheit hatten, in der Jugendzeit aufgenommen zu werden. Politisch wurde erst im August 1934 in ihren Kreis hineingetragen. Es sollten zunächst Bodenbericht erstattet worden sein, aber der Senat hat diesen keine Bedeutung beimessen, und es hat sich auch nicht feststellen lassen, daß an den Abenden überwiegend von Politik gesprochen wurde. Daß genügend und heimlich wurde, ließ sich nicht widerlegen, was in den Vorreden gesagt wurde, daß sie sich nicht widerlegen lassen. Der Senat hat dem auch keine weitgehende Bedeutung zugewiesen. Zur Frage der Beitragszahlungen wurde von den Angeklagten behauptet, daß man Gelder zur Gemietung eines Raums für Zigaretten im Lammis und Unkostenbeiträge für die Bahispropaganda sammelte. Daß es sich hier um getarnte Beiträge dreht, ließ sich nicht feststellen. Flugblätter wurden in einer Zahl von 300 Stück hergestellt. Sie sollten unter den Massen verbreitet werden. So weit sich die Angeklagten an der Herstellung dieser Blätter beteiligten, machten sie sich nach § 83 des Tr.-G.-B. strafbar. Die Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens liegt nur dann vor, wenn solche Flugblätter gegen Bezahlung oder zum Zweck der Weiterverbreitung angenommen werden.

Die Schuld der Angeklagten

Die Angeklagte Grünewald ist der Verbindungsmannt gewesen. Er stand in Beziehungen zu einem Hauptfunktionär der KPD. Er hatte Verbindung zu dem flüchtigen Müller und hat von diesem einen Umschlag mit illegalen Schriften erhalten, den er weitergab, weil er ihn bei sich selbst nicht aufbewahren wollte. Der Angeklagte Jörg beschaffte einen Abzweigschaltapparat und stellte die erste Nummer des „Jungen Kämpfers“ her, für den er selbst Artikel schrieb. Er hat einen Artikel des Dimitroff erhalten und weitergegeben. Fehnel hat bei der Herstellung des „Jungen Kämpfers“ drei Artikel geschrieben und auf Veranlassung der Frau Weinärtner einen Apparat gekauft. Auch er war Leiter der Diskussionsabende und der Übungen. Schmidt schrieb einen Artikel, von dem er wußte, daß er für ein Flugblatt bestimmt war. Die Angeklagte Herrmann beschaffte Briefe und Schriften. Riffel hatte von Müller den Auftrag erhalten, den Zusammenhang mit seinen Freunden auszubauen und den illegalen Neubau zu schaffen. Frau Weinärtner hat die Verbindung zwischen Darmstadt und Frankfurt hergestellt. Sie stand mit einem Funktionär in Weimar in Verbindung und hat Briefe weiterbefördert und Befellungen ausgearbeitet. Leetz hat nicht aus unehrenhaften Motiven gehandelt, es wurde daher von einer Ehrverlustrafe abgesehen. Das Gericht habe, so wurde am Schluß der Sitzung betont, wichtige und die Mit- und wählten lassen, soweit es sich um jugendliche und unreife Angeklagte handelte. Der Senat habe sie als verurteilt angesehen. Bei den schwereren Fällen war die Mindeststrafe zwei Jahre Zuchthaus.

unterbrochen.) Ich zeige Paul G. den Originaltext und frage nach dem seinen; er habe keinen. Bis heute konnte er dieses Rätsel nicht auflösen!

Insgesamt wurden 21 Angehörige unserer Widerstandsgruppe verhaftet, acht davon verurteilt, 13 freigesprochen. Paul Grünewald kam nach Verbüßung seiner Strafe ins KZ Buchenwald. Dort hat er nach allen Zeugnissen eine hervorragende Rolle in der Widerstandsgruppe gespielt. Günter Jörg und Rudi Schmiedel sind im 2. Weltkrieg gefallen, Arnold Leetz und Hans Riffel haben das Strafbataillon 999 überlebt, starben jedoch bald nach dem Krieg.

Von meinem Bruder erfahre ich die Ursache der Verhaftungswelle und damit der Zerschlagung unserer Widerstandsgruppe in Frankfurt. Es gab einen Verräter: das Mitglied einer ZDA-Staffel, Fritz Jähnichen – wir kennen ihn durch meine Schilderung einer Wehrsporn-tübing.

Acht Jahre Arbeitslager.

Er verriet Frankfurter

Vor der Spruchkammer in Wertheim mußte sich der Stadtsekretär Fritz Jähnichen verantworten. Er gehörte in den Jahren 1933 bis 1935 der IJ an. Wie die Beweisaufnahme eindeutig ergab, hatte Jähnichen als Siebzehnjähriger im Jahre 1934 in Frankfurt nicht weniger als 22 illegal arbeitende Jugendliche des von den Nazis aufgelösten Zentralverbandes der Angestellten bei der Gestapo denunziert, für die er auch weitere Spitzeldienste leistete. Elf von diesen Jugendlichen erhielten im Oktober 1934 von dem Sondergericht in Kassel mehrjährige Zuchthaus- und Gefängnisstrafen. Einer der Verurteilten kam später auf Grund seiner Vorstrafe als Soldat in eine Strafkompagnie und fand den Tod. Mehrere der von Jähnichen Denunzierten traten in der Spruchkammerverhandlung als Zeugen auf.

Der Betroffene, der nicht bestritt, für die Gestapo gearbeitet zu haben, hatte sich nach Kriegsende nach Wertheim begeben und war dort durch Vermittlung des Pfarrers Schmidt zum Leiter des Altersheims, zum Stadtsekretär, Oberhaupt des Flüchtlingslagers und zum Berater des CDU-Bürgermeisters Hoog aufgestiegen. Er trat auch als Wahlredner für die CDU auf. Die Kammer reihte Jähnichen in die Gruppe der Hauptschuldigen ein und verwies ihn für acht Jahre in ein Arbeitslager.

Im September 1934 berichtete mir Paul Grünewald vom merkwürdigen Verhalten des Fritz Jähnichen. Er verschwände des Öfteren abends in irgendwelchen Privathäusern u.a. auch in Bad Homburg. Wir beschliessen ihn zu isolieren. Es war zu spät. Im Hochverratsprozess wird er Kronzeuge der Anklage. Wieso kam es dazu?

Fritz J. war ein Spieler! Seine nächtlichen Besuche galten illegalen Spielsälen. Er muss horrende Summen verloren haben. Deshalb stahl er aus dem Tresor seiner Firma (Tee-Ronnefeld), wo er als Buchhalter tätig war, 3'000 Reichsmark. Als der Verdacht sich ihm näherte, schrieb er an die Gestapo. Falls sie ihm diesen Betrag überlasse, würde er über die ZdA-Gruppe auspacken. Sie haben ihn geholt, und er hat ausgespuckt, was er wusste, besonders über solche, die er hasste. (Vielleicht erklärt sich daraus u.a., dass meine Verhaftung erst fünf Tage nach der ersten Aktion versucht wurde.)

Nach Kriegsende verfolgte Paul G. zäh gegen viele Widerstände der neuen (alten) Bürokratie die Spuren des Verräters Fritz J. Er wurde fündig. Über das Ergebnis lesen wir 1947 in der «Frankfurter Rundschau». Fritz J. soll bald darauf im Lager gestorben sein.

Unsere Widerstandsgruppe in Darmstadt hatte Kontakt zu anderen Genossen aus den Arbeiterparteien und der Gewerkschaft, die im Widerstand waren, so zu der Arbeiterfrau Maria Weingärtner in Darmstadt-Griesheim. Die organisierte Verbindung zwischen Frankfurt und der Darmstädter ZdA-Gruppe oblag Paul Grünewald.

Einer unserer Staffelführer, Karl Jellinek, unterhielt private Beziehungen zur Darmstädter ZdA-Gruppe, trotz unserem Hinweis auf die konspirativen Risiken. Im September 1934 erzählt Karl uns freudig: «Seht mal, wie vorteilhaft mein Kontakt zu Darmstadt ist; wir können durch die Genossin Weingärtner einen Vervielfältigungsapparat kriegen. Ich bringe ihn das nächste Mal mit!» Dazu kam es nicht mehr, dafür kam die Gestapo und rollte in Darmstadt und zusätzlich in Frankfurt die Gruppe auf. Was war geschehen?

Zu der Genossin W. kommt eines Tages ein Mann, angeblich im Auftrag von Willy Knothe (ehemaliger Bezirkssekretär der SPD). Der Widerstand soll koordiniert und intensiviert werden. Für die Darmstädter Gruppe könne er ein Kopiergerät mitbringen. Die Genossin freut sich und meint, davon könnten die Frankfurter profitieren. Es freut sich auch Karl J., der damit zu beweisen hofft, wie gut die Darmstadt-Connection sei. Es freut sich aber auch der Spitzel und die Gestapo. Ihre Ernte wird durch diese Aktion noch ertragreicher. (Die Frage, wer welche Rolle in dieser Aktion gespielt hat, wurde anscheinend später nicht gestellt.)

Es war die harte Lehrzeit des Widerstands, die Opfer waren gross, doch grösser war die Haltung, der Mut und die Tapferkeit der jungen Genossen; sie zeigte sich während des Prozesses sowie in den folgenden bösen Jahren der Nazi-Herrschaft, auch in den Nachkriegsjahren.

Am zweiten Tag seines Besuches berichtet mein Bruder in Einzelgesprächen mit St. Galler Genossen über die Lage in Deutschland. Am dritten und letzten Tag arbeiten wir einen genauen Plan aus über die Verbesserung der künftigen Kontakte: Jean Blees, mein Verbindungsmann in Frankfurt, arbeitet in Willys Betrieb und bleibt bis zu meiner Rückkehr nach Kriegsende ungefährdet aktiv.

Willy besucht auf dem Rückweg in Stuttgart Kurt Schimmel. Dieser kommt danach zum zweitenmal nach St. Gallen. An dieser Besprechung nimmt auch der Generalsekretär des Internationalen Bundes der Privatangestellten (IBP), Wim Spiekman aus Amsterdam, teil.

Die St. Galler Gruppe

Nach der Stabilisierung unserer juristischen und wirtschaftlichen Position arbeite ich mit Erwin Schoettle und Anton Döring am Ausbau der St. Galler Gruppe. Der politische Kopf ist Erwin. Buchdrucker von Beruf, führte sein politischer Weg über die SAJ in die SPD. Als Parteisekretär in Stuttgart flüchtete er vorm Naziterror in die Schweiz. Solides politisches Grundwissen, Mut und Willenskraft, eine kritische Haltung gegenüber den Mitgliedern des nach Prag emigrierten Vorstandes der Sozialdemokraten (SOPADE) erlebe ich bei ihm. Anton, als Gärtnergehilfe in der Gewerkschaft landwirtschaftlicher Arbeiter organisiert, kam etwa 1930 als Sekretär in den Ortsausschuss des ADGB nach Frankfurt. Er wurde einer der Führer der «Eisernen Front». Im März 1933 flüchtete er mit fünf weiteren Genossen in die Schweiz und kam nach St. Gallen. Er übernimmt für unsere Gruppe die Verbindung zu den Behörden und Organisationen. Mein «Ressort» ist – wie üblich – die Organisation.

Ab 1935 kommt als Vertreter der Emigrationsgruppe der KPD Bruno Fuhrmann in unsere Gruppe. Der junge Zimmermann aus Königsberg ist Aktivist der KJ. Er gerät 1933 in die Gewalt der Gestapo, flieht während eines Verhörs, bricht sich dabei den Fussknöchel; schlägt sich dann im Auftrag der KPD in die Schweiz durch und wird in Zürich Organisationsleiter der Partei. Bruno ist ein zuverlässiger Kamerad.

Zum engen Kreis der Gruppe gehören (wenn nicht anders bezeichnet alle aus Frankfurt und Mitglied der SPD): die drei Metallarbeitersekretäre August Faatz, Othmar Schmidt sowie Peter Fischer vom ÖTV, die beiden ADGB-Jugendfunktionäre Fritz Menges und Adolf Halter (die schon 1934 weiterwanderten), Erwin und Helen Schoettle mit Tochter (Stuttgart), Anton und Elise Döring mit Tochter, Paul Müller und Martel Müller-Schmid, Irma Fechenbach mit drei Kindern (Detmold), Carl Tesch und Margot Tesch-Weyel, der Schriftsteller Walter Polatschek (KPD), Valentin Baur (MAN-Betriebsratsvorsitzender aus Augsburg), die Stuttgarter Gewerkschaftssekretäre Karl Enders und Karl Molt, der Agronom Richard Hartmann (München, KPD).

In Kontakt zur Gruppe (zeitweilig oder langfristig): Anna Siemsen (SAP), Karl Gerold, Oswald Zienau, Heinrich Ritzel (SPD), Birnbach (KPÖ), Wolfgang Abendroth, Hanna Bertholet, Walter

Fabian, Wilhelm Hoegner (SPD), die KPD-Mitglieder Siegfried Rädle, Walter A. Schmidt, Lore Wolf, Paul Meuter, Paul Elias, der Schauspieler Wolfgang Langhoff.

Schweizer Genossen als Verbindungsleute zu Organisationen und Behörden: Nationalrat Dr. Johannes Huber, Regierungsrat Valentin Keel (Pol. Departement), Dr. Hugo Kramer, Redakteur, Franz Schmidt, Redakteur, Hans Dannacher, Gewerkschaftssekretär, Gottlieb Graf, Metallarbeitersekretär, Robert Gsell, VHTL-Sekretär, Hans Geugis, Buchdrucker, Dr. Sennhauser, Rechtsanwalt, Hans Schumperli, Nationalrat, Romanshorn, Werner Nef, Kantonalpräsident, Herisau, Julius Schifferstein, Gewerkschaftsbund, Hermann Meister, Gewerkschaftsbund, Dr. Hans Oprecht, Nationalrat, Dr. Emil Oprecht, Verleger, Walter Bringolf, Stadtpräsident, Humbert-Droz, Parteisekretär, Dr. Kägi-Fuchsmann, AHW, Dr. Nora Platiel, Karl Hofmaier, Sekretär, Canevascini, Staatsrat.

Arbeitsgebiete der St. Galler Gruppe: 1.) Interne politische Schulungsarbeit; 2.) Zusammenarbeit mit Widerstandsgruppen im Reich; 3.) Zusammenarbeit mit Widerstandsgruppen im Ausland; 4.) Zusammenarbeit mit Parteien und Gewerkschaften im Ausland; 5.) Herausgabe oder Weitergabe von Informations- und Propagandamaterial; 6.) Aufklärung der Schweizer Öffentlichkeit; 7.) Hilfsorganisationen (Gründung oder Mitarbeit) für Verfolgte im Reich und in der Schweiz; 8.) Vertretung der Interessen der politischen Flüchtlinge in der Schweiz; 9.) Einrichtung einer Selbsthilfeorganisation.

In der Gruppe konnte jeder deutsche politische Flüchtling als Angehöriger des Widerstands mitarbeiten, soweit er als zuverlässig ausgewiesen war. Die Grundsätze unserer freien Vereinigung waren einfach und klar: 1.) Das gemeinsam als richtig und notwendig Erkannte vertreten und danach handeln. 2.) Differenzen und Probleme diskutieren mit dem Ziel, zu gemeinsamen Ergebnissen zu kommen. 3.) Grundsätzlich bestehende Meinungsunterschiede gelten lassen, ihre Klärung bis zur Erreichung unseres Hauptziels zurückstellen, dem Tag der Vernichtung der Naziherrschaft. 4.) Die wirksamsten Methoden der illegalen Arbeit im Reich sollten gemeinsam entwickelt, die Verbindungen jedes Einzelnen nach drüben jedoch nach konspirativen Regeln dessen eigene Sache und Verantwortung sein.

Politik als Beruf

Von jetzt ab wird die Politik zu meiner hauptberuflichen Tätigkeit. Der Handlungsgehilfe von einst wird dabei zum grossen Teil ein «Handlungsreisender». Um in dieser Tätigkeit auch im Ausland wirken zu können, benötige ich ein geeignetes Papier. Ein Schweizer Pass, dies wäre der Universalschlüssel zur Öffnung der Grenzen!

Erwin Sch. wusste Rat. Eng befreundet mit dem sozialdemokratischen kantonalen Justiz- und Polizeichef, Regierungsrat Valentin Keel, veranlasste er diesen zur «unbürokratischen» Beschaffung: Ein junger Genosse, Max Lustig aus St. Gallen, beantragt einen Pass und übergibt ihn Erwin Sch. Als gelernter Buchdrucker stellt Erwin einen wunderschönen Prägestempel her und plaziert den Abdruck exakt auf mein Passbild. (Die Spezialösen hierzu beschaffte Valentin K.) Jetzt lächelt ein freundlicher Commis-voyageur dem Kontrolleur entgegen. Und ich heisse also Max Lustig, bin gleichen Alters wie der «Organspender», Haare blond usw., besondere Kennzeichen «keine»! Einziges Manko die «Körpergrösse»: 1,63 m (ganze 23 cm bin ich länger!)

Immerhin, mit diesem Papier reise ich in den nächsten Jahren durch halb Europa, oft mit mehr Glück als Verstand. Ein paar Probleme gab es freilich. Schon bei meiner ersten Fahrt nach Paris. Wie kann ich vermeiden, dass ein kontrollierender Schweizer Grenzer durch meine fehlenden Rachenlaute misstrauisch wird? Ich experimentiere: Kurz vor Basel beginne ich zu rauchen. Ist's die Aufregung oder der ungewohnte Genuss? Mir wird schlecht. Also weg mit dem Glimmstengel! Zweiter Versuch (vier Wochen später): Beim Zugwechsel beisse ich eine Schokolade an. Wer versteht schon etwas, wenn ich mit vollem Mund antworte? War es wieder die Aufregung oder der seltene und grosse Genuss? Jedenfalls habe ich schon vor der Kontrolle die ganze Tafel verschlungen. Drittes und letztes Experiment (nach weiteren drei Monaten): Ich beisse in ein trockenes «Bürli» (Brötchen). Ein grosser Brocken will nicht rutschen; als der Zöllner mein Gepäck wieder schliesst und mir «Eine gute Reise» wünscht, geht mein «Danke vielmol» in einem Erstickenanfall unter.

Bedenklicher ein Erlebnis auf der Rückreise von einem Besuch bei der SOPADE in Prag: Der Schnellzug passiert in Richtung Zürich die Grenze bei Buchs. Ich steige um in den Lokalzug Richtung Ror-

schach-St. Gallen. Das ist sicherer als der internationale D-Zug – denke ich! Der Lokalzug ist kurz; nur drei Personenwagen, trotzdem fast leer. In meinem Abteil sitzt nur eine alte Bäuerin. Die Kontrolle geht durch den Zug: der Billeteur, der Zöllner und der Grenzer. Der Zöllner kennt die Bäuerin, die drei Beamten haben Zeit, zwei setzen sich zu uns, der Grenzer prüft noch stehend meinen Pass: «Ei, säb dunkt mi gspässig, jetzt heisset Sie Luschtig!» Der Eisenbahner: «Wiä? Sigget Sie öbbenemol de Sohn, vo mi'n Kolläg Luschtig?» (Der Vater von Max war Eisenbahner.) Ich (gedehnt): «Joo.» Er: «Sie glichet ihm abber nöd!» Ich: «Ich chum halt uff d'Muetter use!» Er: «Sie redet e chli wiä enen Schwob!» Ich: «Jo, wüset Sie, ich bin halt lang im Dütsche gsi!» Zum Glück hält der Zug, die Bäuerin steigt aus, die Beamten verschwinden. Mir ist noch immer heiss, als ich in St. Georgen Martel aus dem Schlaf wecke.

In diesem Jahr kommen viele Besucher. Es meldet sich aus Basel Heinrich Ritzel, wir kennen uns gut. Er war SPD-Bürgermeister in Michelstadt i. O., emigrierte ins Saargebiet und flüchtete mit einem saarländischen Pass nach dem «Anschluss» in die Schweiz.

Wolfgang Abendroth, Weggenosse und Kampfgefährte mein Leben lang, nutzt die Studienzeit in der Schweiz zu enger Verbindung. Wir sind einig in der Beurteilung der Lage und der Perspektiven und über die Bedeutung der St. Galler Gruppe.

Die Parteileitung der KPD meldet den Besuch eines legal in Zürich lebenden Genossen Walter A. Schmidt an. Er ist Berliner, emigrierte in die Schweiz, nachdem eine RGO-Angestelltenwiderstandsgruppe aufgefliegen war. Er soll mit mir die Gewerkschaftsarbeit koordinieren. Er gefällt mir nicht. Ich halte ihn für einen Angeber und Bluffer. Immerhin versuche ich eine sachliche Zusammenarbeit.

Namhafte Vertreter des ZK kommen zu Verhandlungen mit der St. Galler Gruppe nach dem VII. Weltkongress der Komintern. Franz Dahlem referiert in einer Zusammenkunft, die Erwin Schöttle leitet, über die Rede von Dimitroff, dessen Analyse des Faschismus wir bereits aus Dokumenten kennen und begrüßen. Wegen der neuen Kominternparolen von «Einheitsfront» und «Volksfront» gibt es eine lange Debatte. Wie weit ist diese Linie realistisch, ist sie mehr als eine taktische Schwenkung? Dahlem wirkte eindrucksvoll und offen.

Als weiteres prominentes Mitglied des deutschen ZK besucht uns nach der «Brüsseler Konferenz» der KPD Paul Merker. Er zeigt sich

erstaunlich gut orientiert über die ZdA-Jugend und Widerstandsgruppen in Frankfurt; ihre Taktik des «Trojanischen Pferdes» und unsere Parole «Nehmt sie beim Wort!» Erwin Schoettle verweist skeptisch auf die Perspektiven einer späteren Einheitspartei, die Franz Dahlen faktisch als eine Fortsetzung der seitherigen Organisationsform der KPD durchblicken liess. Merker versucht die Einwände mit vernünftigen Argumenten zu zerstreuen. Erwin sagt zum Schluss, die Gruppe «Neu Beginnen», deren Leitung er angehört, teile grundsätzlich die Perspektiven, welche Merker vertrete.

Die Aktivität unserer Gruppe wird auch vom Exilvorstand der SPD in Prag beobachtet, besonders seitdem ich in Verbindung mit meiner Arbeit im Auftrag des IBP (Internationaler Bund der Privatangestellten) mit dem früheren Führer des AFA-Bundes, Paul Hertz, zusammenarbeite. Dieser gehört dem Exilvorstand an und vertritt den Gedanken der Einheitsfront. Zur Darstellung unserer politischen Linie und auf Einladung des 2. Vorsitzenden der SPD, Hans Vogel, fahre ich nach Prag. (Vogel besuchte uns zuvor in St. Gallen und zeigte sich beeindruckt von unserer Arbeit.)

Neben meinem Schweizer Pass wies mich ein Brief der Stickerei-Exportfirma Jakob Weishaupt, St. Gallen, als deren Vertreter aus. Mit einem reichhaltig assortierten Musterkoffer besuchte ich deshalb auch einige Warenhäuser und Spezialgeschäfte – ohne Erfolg. (Die tschechoslowakische Konkurrenz war wesentlich preiswerter.) Bei der Rückfahrt rangiert der Zug in Salzburg, Waggons werden ab- oder angehängt. Wir halten an einem Bahnsteig. Ich schaue aus dem Fenster und sehe deutsche Uniformen, Bahnbeamte, Zöllner, einen SA-Mann. Ich habe Glück, der Zug fährt an und weiter in Richtung Innsbruck.

Mich überrascht in Prag das Fehlen jeder Schutzmassnahme der SPD-Zentrale. Ohne jede Kontrolle spaziere ich die Treppe des grossen Mietshauses in Vinohradi, einer Mittelstandsgegend, hoch, gelange auf den Vorplatz, wo gerade Otto Wels dem Büro zustrebt. Er kannte mich nicht, war jedoch von Erich Ollenhauer anscheinend bestens über mich orientiert. Ich hatte ihn wegen seiner mutigen letzten Rede im März 1933 vor dem Nazi-Reichstag in guter Erinnerung. Er zeigt sich skeptisch gegenüber der Einheitsfront, der Ulbricht sei ein alter Fuchs, der jederzeit wieder einen Haken schlagen könne. Immerhin könne man sich über gemeinsame Aktionen von Fall zu Fall verständigen.

Vertreter der Gruppe «Neu Beginnen» kamen ständig durch St.

Gallen. Meist hatten sie Decknamen («Willi Müller» oder «Hans Seiring»). Ich kannte keinen, doch schienen einige von ihnen alte Kommunisten zu sein. Als eigentliche Renegaten mit dem Habitus «Verbrennen, was einst angebetet wurde» empfand ich sie nicht.

Aus Frankfurt erhält unsere Gruppe Verstärkung: An einem Herbstnachmittag im Jahre 1935 klopft es an der Tür unserer St. Galler Miniaturwohnung in der St. Georgenstrasse 135. Vor mir steht verstört und erschöpft Carl Tesch, ein alter Freund und Genosse aus der Zeit der sozialistischen Jugendbewegung. Die Widerstandsgruppe der SPD, welcher er angehörte, ist aufgefliegen. Bis zu meiner Flucht aus Frankfurt, ein Jahr zuvor, war er mein Verbindungsmann zu ihr. Am nächsten Tag ging es zwecks Legalisierung und Unterstützung zum Gewerkschaftssekretär Dannacher und wegen einer Unterkunft zum Genossen Franz Schmidt, Redakteur an der sozialdemokratischen «Volksstimme». Obwohl ich der SPD nicht mehr angehörte, arbeitete ich eng und vertraulich mit ihm zusammen. Eine Unterkunft für Carl T. in St. Gallen zu beschaffen, sei schwierig. Da wäre aber in Herisau, im benachbarten Kanton Appenzell ein sehr guter Genosse, der Präsident der Kantonalpartei, Werner Nef.

Tags darauf tippeln wir über die Sittenbrücke in die «Hauptstadt» des Halbkantons. Hoffentlich war der Herr Präsident nicht auch so ein öder Bürokrat wie mancher Funktionär, mit dem ich es zu tun hatte. Und da war alles ganz anders: Da gab es kein wohlgeordnetes Sekretariat und keinen gewichtigen Sekretär, da streckte mir ein kleiner, drahtiger Kerl mit Schalk in den Augen die Hand entgegen: «Salü, jo du bisch es, di han i scho gsäh i de Versammlig i St. Galle!»

Die Unterbringung von Carl T. ging glatt. Und dann blieben wir noch bis zum späten Abend zusammen, erzählten, lachten viel und diskutierten; Freunde und Genossen kamen dazu. Doch es war mir, als seien nur Werner und ich da, als seien wir schon immer zusammen gewesen. Dieser Tag wurde der Beginn einer lebenslangen Freundschaft und politischen Kampfgemeinschaft. Völlig unterschiedlich in Herkunft und Wesensart, fanden wir in Erkenntnissen und Handlungen zu einem harmonischen Ganzen.

Gewerkschaftssolidarität

Die Schweizer Gewerkschaften waren weder radikal noch revolutionär. Sie entstanden aus wirtschaftsfriedlichen Vereinigungen. Ihr Gründer war der deutsche Handwerksgehilfe Hermann Greulich. Die Angestellten vereinigten sich in einem «bürgerlichen» Verband. Der Schweizerische Gewerkschaftsbund verwaltete die Hilfskasse für die Funktionäre der deutschen Freien Gewerkschaften, die als politische Flüchtlinge anerkannt waren. Ein ehemaliger deutscher Küferegehilfe aus Bingen, Jean Schifferstein, ein sympathisches altes Schlitzohr, war ihr Präsident. Aus dem Hilfsfonds der Gewerkschaften floss unsere monatliche Unterstützung. Das Gewerkschaftskartell St. Gallen zahlte sie aus. Dessen Sekretär Dannacher hasste «die Deutschen» und behandelte uns wie lästige Bittsteller.

Ich werde Mitglied des Verbandes der Handels-, Transport- und Lebensmittelarbeiter. Meine Mitgliedschaft ab 1. April 1919 in Deutschland wird anerkannt, doch muss ich die Beiträge für die Zeit des Verbots der deutschen Gewerkschaften (Mai 1933 – Oktober 1934) nachzahlen. Zentralpräsident des VHTL ist Hermann («Männi») Leuenberger. Im Jahre 1924 war er Absolvent des ersten Lehrgangs der «Akademie der Arbeit» in Frankfurt. Wir kennen uns seit damals. Der Sitz der «Internationalen Union der Lebensmittelarbeiter» ist Bern; Leuenberger ihr Generalsekretär. Ausserdem ist er Mitglied des Präsidiums der «Internationalen Union der Transportarbeiter», Sitz Amsterdam. Deren Generalsekretär, Edo Fimmen, kenne ich seit unserer Hollandfahrt 1924. Ein kämpferischer Sozialist. Sein Buch «Vereinigte Staaten von Europa oder Europa AG?» könnte noch heute ein Wegweiser für die Bildung einer wirklichen europäischen Gemeinschaft sein. Diese beiden Genossen waren in den folgenden Jahren für meine politische Arbeit von grosser Bedeutung, zuverlässig, voll Verständnis und Vertrauen. Als Dritter gesellte sich zu ihnen Wim Spiekman, der holländische Generalsekretär des Internationalen Bundes der Privatangestellten, Sitz Amsterdam. Ihn treffe ich in Zürich und berichte über unsere Widerstandsgruppe, den Prozess und über meine Kontakte in Deutschland.

Als Schweizer unterwegs

Einige Wochen später beginne ich als Max Lustig eine grosse Rundreise: In Basel treffe ich Heinrich Ritzel. Als «Saarländer» hat er sich rasch etabliert, bei den Behörden gut eingeführt. Er betätigt sich politisch lediglich in Vertretung der paneuropäischen Idee. Ich bin zurückhaltend und vermeide jede Andeutung über unsere Arbeit. – In Richtung Paris mache ich kurzen Zwischenhalt in Forbach. Hanna Kirchner arbeitet hier, hart an der Grenze des Saargebietes nach dessen Anschluss, unverdrossen weiter, selbstlos und stets hilfsbereit. Sie ist über unsere St. Galler Gruppe im Bilde und einig mit unserer politischen Grundlinie. Ich kann ihr aus dem Bericht von Carl Tesch Einzelheiten über das Hochgehen der Gruppe Metz/Apel in Frankfurt geben.

Am Morgen des nächsten Tages frage ich mich in Paris nach St. Maur des Fossés durch. Erst am Abend finde ich in der Banlieue die romantisch gelegene alte Villa. Die KPD hatte mir die Adresse als Anlaufstelle vermittelt. Hier lebt Fritz Spiess, der «Freutsch», nach seiner Flucht aus dem Saargebiet, mit Meta und seiner kleinen Tochter. Er ist Funktionär der «Roten Hilfe». Das Haus ist von einem aus Berlin geflüchteten ehemaligen Rechtsanwalt gemietet, der hier einen kleinen Betrieb mit der Produktion von Holzspielzeug eröffnet hat. «Freutsch», aus der Wagnerei seines Vaters an derlei Arbeit gewöhnt, hat hier sein Auskommen. Seine Familie bewohnt zwei Zimmer. Ich schlafe auf einer Matratze auf dem Boden des Wohnzimmers sofort und tief. Am Morgen knarrt die Tür, ein Blondschoopf lugt vorsichtig herein. Klein Friedel nähert sich vorsichtig und zirpt: «Tu es fou!» Lachend erwidere ich (in Erinnerung an den Ostertag 1933): «Was is de Babba?» – «Freutsch» erzählt mir von dem hektischen Treiben im Flüchtlingsmilieu in Paris, von der Gerüchtebörse, den gespenstischen Projekten politischer Gruppen. Kontakt zu Genossen aus Frankfurt hat er nur noch mit Philipp Pless, der mit ihm aus dem Saargebiet flüchtete. (P. wird nach 1945 in Frankfurt Landessekretär des DGB und Abgeordneter.)

In Paris treffe ich durch Vermittlung von «Freutsch» die Genossin Dr. Hilde Weiss. Wir kennen uns aus der gemeinsamen politischen Schulungsarbeit in Frankfurt. Dort gehörte sie zu den führenden Leuten im Institut für Sozialforschung. Wir verstanden uns damals immer sehr gut. Die Freude des Wiedersehens ist gross. Zwei Tage

des Zusammentreffens und der Diskussion mit Hilde und einigen ihrer Freunde geben mir einen Begriff des Differenzierungsprozesses, der nach dem Sieg des Faschismus im Widerstand begann. Vieles verstehe ich von der Kritik, doch es gibt für meine Grundeinstellung keine Alternative. Immer wieder stelle ich die Frage: «Was denn sonst?» (Dabei ist es im Kern geblieben – bis heute!)

Ich erlebe in den nächsten Tagen zum drittenmal Paris; allein und als passionierter Fussgänger und Augenmensch. Auf dem Boulevard Haussmann hält mich jemand an: «Hallo Paul!» Es ist Ernst Langendorf, ehemaliger Vorsitzender der SAJ in Frankfurt, Opfer des SA-Überfalls am 9. Nov. 1931 und Freund des Redakteurs der Frankfurter «Volksstimme» von Puttkamer. Er lebt in Paris, es scheint ihm nicht schlecht zu gehen. Wir trinken einen Kaffee. Politisch werde ich nicht recht schlau aus ihm. (Nach dem Krieg kommt er als Amerikaner nach Deutschland zurück und ist beim US-Sender «Free Europe» tätig.)

Zwar hatten die Auslandsleitungen von SPD und KPD ihre Zentralen nicht in Paris, doch der grösste Teil der ehemals führenden Kräfte der Opposition gegen Hitler war hier versammelt, besonders aus dem kulturellen Bereich. Willy Münzenberg, als genialer Organisator von Literatur und Presse der KPD in Deutschland, wiederholt von Paris aus seine Leistung. Berühmt werden das «Braunbuch» und die Zeitungen «Gegenangriff» und «Deutsche Volkszeitung». Heinrich Mann und Rudolf Breitscheid treten an die Spitze des Ausschusses «Deutsche Volksfront». Sicher hatten diese Aktivitäten ihre Wirkung auf die Meinung des Auslandes. Ihr Einfluss nach Nazi-Deutschland hinein und organisierte Kontakte zum innerdeutschen Widerstand bleiben dagegen bescheiden. Die Auslandsleitungen von SPD und KPD waren da aktiver. Eine Inlandsleitung der SPD bestand nicht. Zu den Gruppen und Einzelmitgliedern im Lande hielten die sogenannten Grenzsekretäre der Prager SOPADE Verbindung. Z.B. für die Schweiz Erwin Schoettle bis zu seiner Flucht 1939 nach England und später Franz Bögler. Die Führung der KPD erfolgte durch das im Ausland wirkende ZK. Kuriere und Instruktoren verbanden den Widerstand im Lande, trotz dauernder und grosser Verluste, mit der Führung bis zum Kriegsende.

AFA-Nachrichten

Allgemeiner Freier Angestelltenbund • Bezirk Südwestdeutschland
Beilage zum FUNKEN No. 10

Das Schicksal der jüdischen Angestellten.

Blatt Nr. 3

Zusammenbruch der Front!

Der Wiederaufbau der Gruppen der freien Angestelltenverbände ist bisher z.T. spontan, z.T. unter dem Protektorat der verschiedenen illegalen politischen Parteien und Gruppen der deutschen Arbeiterbewegung erfolgt. Allen Beteiligten war klar, dass diese zunächst naturliche Entwicklung in einem bestimmten Stadium vereinfacht werden müsse. Nämlich die Gefahr eines Nebeneinanders oder gar Gegeneinanders unter allen Umständen zu vermeiden, vor allen aber um durch die Einheit zu einem planvollen Vorgehen zu ein Einheitsmässiges konspirativer Sicherheit mit einer erfolgreichen Arbeit unter den Angestellten verbunden.

Vor einigen Tagen fanden nun Besprechungen zwischen offiziellen Vertretern internationaler und deutscher Organisationen statt, die praktische Arbeit für den Wiederaufbau der deutschen Angestelltenbewegung leistet. Die Kollegen verstehen, wenn wir zunächst nicht deutlicher die beteiligten Organisationen nennen. Es wird ihnen gemutet zu erfahren, dass die parteipolitischen Bindungen bei dieser Besprechung keine Rolle mehr spielen. Das Ergebnis: Die Bedeutung einer besonderen Arbeit in Sinne der guten Traditionen der ehemaligen freien Verbände wurde anerkannt. (Die Notwendigkeit einer besonderen Gewerkschaftsbewegung, neben und in Zusammenarbeit mit allen politischen illegalen Organisationen, wird einem späteren Artikel ausführlich behandelt werden) Praktisch wurde vereinbart, möglichst rasch eine Aussprache aller in der Angestelltenbewegung tätigen in geeigneter Form durchzuführen, um die Einheit der Aufbauarbeit fest zu verankern. Inzwischen soll die AFA-Bundzeitung für ganz Deutschland neu entstehen als Bindeglied, Diskussions- und Informationsorgan der freien deutschen Angestelltenbewegung.

Aus der AFA-Nachrichten

ANGESTELLTEN-EINHEIT in Frankreich

Wie uns das Berufssekretariat des IAP mitteilt, hat sich der freigewerkschaftliche und kommunistische Angestelltenverband zusammenschlossen. In einer grossen Angestelltenversammlung in Paris sprachen die Vertreter unserer Bruderverbände aus Schweden, Holland, Belgien und Dänemark, sowie Vertreter der bisher getrennt mehrerer hundert zwei französischen Richtungen. Die Versammlung wurde vom Präsidenten der Internationalen geleitet. Sie nahm eine Resolution an, in der sie die Herstellung der Gewerkschaftseinheit in Frankreich befristet, gegen die Notverordnungen totestierter, dem faschistischen Krieg schuldigem verurteilt und die Freilassung Thälmanns forcierte.

Auch England

Kollege ELYDE, Mitglied des Generalrates der englischen Gewerkschaften, Generalsekretär des Büroangestelltenverbandes äussert sich zu der Frage der internationalen Gewerkschaftseinheit: "Ich erachte es für ausserordentlich wichtig, dass sich die Arbeiter und Angestellten der ganzen Welt gegen den Faschismus und alle Kräfte der Reaktion vereinigen. Ich würde vorschlagen, dass die Gewerkschaften der Spieltheater beim Internationalen Gewerkschaftsbund den Versuch unternehmen, beide internationalen einander näher zu bringen."

„AFA“-Nachrichten“, Nr. 5/1935, Kopf und Blatt 3

Illegales Organ freigewerkschaftlicher Angestelltengruppen im Bezirk Frankfurt/Main

Die «AFA-Nachrichten»

Erwin Schoettle gibt von 1935 bis 1939 eine Monatsschrift «Der Funke» heraus, Verbreitungsgebiet ist Süddeutschland. Für ihre Herstellung hat er eine spezielle Technik entwickelt: Jede Schreibmaschinenseite wird mit einer Leica fotografiert, das Filmband säuberlich unter ein neues Vorsatzblatt in ein Büchlein der «Insel»-Reihe verklebt. Der Versand erfolgte legal als Drucksache nach Deutschland oder geht als Reiselektüre hinüber. Der Empfänger reproduziert daraus Vergrößerungen oder Abschriften. Die Seitenanzahl schwankte

zwischen 6 und 10. Es war ein Nachrichtenblatt. Die erste Seite brachte einen Leitartikel über die aktuelle Lage und politische Perspektiven.

1935 erhält «Der Funke» eine gesonderte Beilage: die «AFA-Nachrichten». Die technische Herstellung erfolgt durch Erwin S. Ich übernehme die «Redaktion». Martel schreibt die Matrizen. Kopien für Reproduktionen gehen an IBP, IUL und VPOD als gewerkschaftliche Zentralen sowie an den Vorstand SOPADE und das ZK der KPD. Für unsere Stützpunkte in Hessen ist Jean Blees verantwortlich; für Mainz, Stuttgart, München, Augsburg und Wien Genossen unseres ZdA. Monatlich berichte ich auf jeweils 3-4 Seiten über Ereignisse in deutschen Betrieben, von Möglichkeiten legalen Widerstands im Rahmen der braunen «Deutschen Arbeitsfront» (DAF). Der Leitartikel gilt jeweils aktuellen Themen. Das Interesse und die Solidarität der internationalen Gewerkschaften bekundet die ständige Rubrik «Aus der Internationalen Angestelltenbewegung». Soweit ich konkrete Informationen aus dem Reich verwende, «verfremde» ich den Inhalt, um jede Nachforschung nach der Quelle zu vereiteln. Konkret, mit genauen Angaben über Ort und Zeit der Handlung, berichte ich aufgrund von Material, das mir ein Zufall vermittelte: Ein junger Mitarbeiter des «St. Galler Tagblatt» (einer verbreiteten liberalen Zeitung) zeigte mir ein Werbeschreiben aus Hitlerdeutschland, welches zum Abonnement des täglichen Presse Dienstes der DAF einlud. Der IBP-Amsterdam übernahm die Kosten, mein Freund im «Tagblatt» bestellte offiziell und ich holte mir regelmässig dieses wertvolle Informationsmaterial. Unter einem Wust von Propagandameldungen fand ich immer wieder Berichte über betriebliche Vorkommnisse, die zeigten, wo es zwischen «Betriebsführung» und «Gefolgschaft» zu Differenzen kam. Hier konnte ich Ross und Reiter deutlich nennen, manchmal daraus Beispiele legalen Widerstands ableiten.

Über vier Jahre schrieb ich die «AFA-Nachrichten». Es war ein ständiger Lernprozess. Ich konnte mich nur in geringem Masse auf ein direktes Echo der Empfänger stützen. Mehr half mir die Erfahrung, die ich aus den Gesprächen mit Besuchern von «drüben» zog. Die Grundtendenz zeigte eine ständige, schleichende und unheilvolle Veränderung des Bewusstseins, die selbst bei geschulten und tapferen Genossen des Widerstands zu erkennen war. Die Last und die Gefahren der illegalen Aktivitäten, die schwindende Ablehnung des Regimes machten sie müde und hoffnungslos. Wie konnten sie die

Menschen auffordern, gegen ein Regime zu kämpfen, das die Arbeitslosigkeit und die «Schmach von Versailles» beseitigt hatte; wo man jetzt mit KdF-Schiffen in Urlaub nach Madeira fahren und für den «Volkswagen» ansparen konnte? Deshalb galt es für uns einen realistischen Ton zu finden, weg von radikalen Parolen und billigen Hinweisen auf korrupte und demagogische Nazigrößen. Zentrales Thema wird die Ablösung der Krise durch die Rüstung, die wieder nur die Vorbereitung eines Angriffkrieges war – und dieser würde die Zerstörung Deutschlands bringen! «Brot und Spiele» würden den Sturz in die Katastrophe nur verschleiern.

Ich bin mir klar, dass unsere geringen Kräfte kaum Wirkung haben können, doch wenn nur etwas davon hängenbleibt, kann aus diesen glimmenden Funken irgendwann eine Flamme entstehen. In Stunden der Resignation und manchmal drohender Verzweiflung stelle ich mir immer wieder jene Frage *Was denn sonst?*

Konferenz in Amsterdam

Der Generalsekretär des IBP, Wim Spiekman, ruft eine Konferenz von Aktivisten des Widerstands ein. Etwa 25 ehemalige Mitglieder des AFA-Bundes aus Deutschland und dem Ausland nehmen daran teil. Mit mir fährt Margot Weyel, ehemaliges Mitglied des ZdA. Einige Tage zuvor reiste sie legal in die Schweiz. Sie ist die Freundin von Carl Tesch (sie heiraten einige Wochen später). Von den übrigen Konferenzteilnehmern kenne ich nur die alten Funktionäre Paul Hertz, Siegfried Aufhäuser, Bruno Süß und Hans Gottfurcht, auch einige junge Kollegen aus Hannover, München, Köln, Leipzig und Hamburg sind vertreten; aus dem Ausland emigrierte Kollegen aus Holland, Skandinavien, England, Frankreich, CSR und Belgien. Für die ITF nimmt Walter Auerbach teil. (Er gehört zu «Neu Beginnen». Nach 1945 wird er Staatssekretär in Niedersachsen.)

Die Berichte der Teilnehmer aus Deutschland sind ehrlich. Die Schwäche und geringe Wirksamkeit der illegalen Gruppen wird deutlich. Manche hochfliegenden Erwartungen von anderen Konferenzteilnehmern sinken rasch. Ergebnis: Annäherung an eine realistische Beurteilung der Lage und der Möglichkeit aktiven Widerstands. Ausbau des Informationswesens durch Vermittlung nüchterner Tatsachen.

Zu den «AFA-Nachrichten» nehme ich kurz Stellung: «Zu den Auslandsleitungen der deutschen antifaschistischen Organisationen gelangen auf vielen Wegen Berichte über Ereignisse und Vorkommnisse sowie Stimmungsbilder. Sie haben Schwächen und Mängel: Oft glauben die Verfasser, sie müssten, z.B. als Beweis für den Erfolg ihrer eigenen Aktivitäten, Ereignisse im Betrieb oder Äusserungen von Kollegen so darstellen, als entspräche dies der *gesamten* Stimmung im Betrieb. Das gilt auch für Negativäusserungen einzelner Bürger über das Regime – von diesen meist infolge einer privaten Verärgerung spontan ausgesprochen. Solche Berichte werden dann – zentral gebündelt – im Ausland veröffentlicht. Sie können den Eindruck erwecken, die Masse der Deutschen sei regimfeindlich. Deshalb ist es Sache der Redaktionen, auch die andere Seite, den Alltag darzustellen, Ursachen und die Auswirkung auf die Stimmungslage.» – Manches hat sich in den folgenden Jahren hier verbessert. Die Aufrufe vom Ausland her wirkten aber in ihren Forderungen noch immer überzogen und realitätsfern.

Diese erste und einzige Konferenz von Vertretern der Freien Angestelltenbewegung im Widerstand hat keine Wunder bewirkt. Es bleibt jedoch festzuhalten: Es gab keinen Gegensatz «Ihr da draussen – wir im Lande!» Die in Amsterdam bis Kriegsende eingehenden Berichte werden sachlicher und konkreter. Die Zusammenarbeit mit der ITF, den Eisenbahnern und den Seeleuten, zum Transport des Informationsmaterials über die Grenzen wird ausgebaut. Dokumentationen über die Kriegsvorbereitung in Wirtschaft, Politik und Propaganda, kommen vermehrt nach draussen. Im Gespräch mit Edo Fimmen erlebte ich einen Arbeiterführer von klarer, fundierter Gesinnung und starker Willenskraft. – In Brüssel unterbreche ich die Rückfahrt und treffe Max Sievers, den früheren Vorsitzenden des Freidenker-Verbandes. (Während meiner ISK-Zeit war ich Mitglied.) Er hat die Kasse des Verbandes nach Belgien gerettet. Davon finanziert er die Herausgabe der antifaschistischen Zeitschrift «Freies Deutschland». Wir vereinbaren den Austausch von Material.

Arbeit in St. Gallen

Bald nach meiner Rückkehr kommt aus Frankfurt eine böse Nachricht: Georg Stierle wurde verhaftet. In seiner Kolonialwarenhandlung hat die Gestapo illegale Literatur, u.a. die «Sozialistische Aktion», gefunden. Er wird zu langer Zuchthausstrafe verurteilt und danach in das KZ Buchenwald eingeliefert. Nach seiner Entlassung versucht die Gestapo ihn als V-Mann einzusetzen. Nur durch Meldung zur Wehrmacht kann er sich diesem Druck entziehen. Kurz vor Kriegsende gerät er in Holland in englische Gefangenschaft. Um diese Zeit fliegt in Frankfurt die ISK-Gruppe auf. Heiner Letsch, ein guter Jugendgenosse aus dem Riederwald, Ludwig Gehm aus der SAJ und andere werden verhaftet, andere flüchten ins Ausland. Mein Schwager Willy Schreiner, aus der Haft entlassen, wird bei Opel als Rüstungsarbeiter eingestellt. Er geht wieder aktiv in die Parteiarbeit. Martels Schwester Dore und ihr Mann Paul Schuster besuchen uns. Er arbeitet jetzt in den Adlerwerken Frankfurt. Sein Bericht geht als wichtiges Dokument an die Zentralen.

Inzwischen ist es mir gelungen, in St. Gallen einen Bekanntenkreis zu schaffen. Viele Genossen und Kollegen aus der Schweizer Arbeiterbewegung unterstützen unsere politische Arbeit; Poststellen, Quartiere für Kuriere usw., Räume für Treffpunkte und Schulungskurse, Herstellung und Verbreitung von Literatur, Kontakte zu Parlamentariern, Finanzierung von Reisen, Missionen in Deutschland. Meist sind es kleine Funktionäre oder einfache Mitglieder, die selbst in bescheidenen Verhältnissen leben. Eine besondere Aufgabe werden bald Mitglieder der «Naturfreunde» übernehmen: Es mehrt sich die Zahl deutscher Genossen, die sich in Österreich oder der CSR nicht mehr halten können. Sie müssen über Vorarlberg in die Schweiz und weiter nach Frankreich geschleust werden. Für die alpinistisch geübten «Naturfreunde» ist das kein Problem. Schwierig ist es für mich. Doch auf vielen Fahrten und Wanderungen lehrt mich Werner Nef, die Angst zu überwinden. Das Ostschweizer Säntisgebiet wird mir bald ebenso vertraut wie die benachbarten österreichischen Berge, die «Rote Wand» und die Scesaplana. (An der Grenze genügte noch mein Mitgliedsausweis der «Naturfreunde».)

Ich besuche die abendlichen Sprachkurse im «Kaufmännischen Verein». Man verlangt keine Gebühren. Dort lerne ich den Kantonschullehrer Gottlieb Ernst kennen. Er vermittelt mir einige Interes-

senten für Einzelunterricht in Stenografie und Bilanzkunde gegen ein Stundenhonorar von fünf Franken. Kunden sind u.a. ein 30jähriger Barbesitzer, die Tochter eines Textilkaufmanns und die Frau eines Schornsteinfegermeisters. Dazu kommen Buchhaltungsarbeiten beim Stickereifabrikanten J. W. (Von ihm erhalte ich kein Geld, dafür pumpt er mich um 100 Franken an.) Bei einem Bauern in Mörschwil: Nach der Buchhaltung gibt es gemeinsames Mittagessen mit der sechsköpfigen Familie in der Küche. Stehend hören wir des Hausherrn Tischgebet. Er zählt dabei zwischendurch das Milchgeld auf der Anrichte. Immer wieder unterbricht er mit zentnerschweren Flüchen im St. Galler Dialekt seinen Sermon, weil die Kasse nicht stimmen will, dann betet er weiter.

Bald lerne ich auch Leute aus dem liberalen Bürgertum und aus protestantischen Kreisen kennen. Martel ist besonders bei den Frauen sehr gut gelitten. Es gelingt ihr, eine Reihe von angesehenen und bekannten Personen, Pfarrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Redakteure und Schauspieler, zu dem «Ostschweizerischen Hilfskomitee für notleidende Frauen und Kinder in Deutschland» zu vereinen. Die Zeitungen bringen die Aufrufe und Artikel, die über die Verfolgungen im Hitlerdeutschland berichten. Die Spendenergebnisse gehen an ein zentrales Komitee in Zürich. Ich treffe mich dort mit den Vertretern. Es sind der Schweizer Max Lerch und eine «Elisabeth». Beide geben sich als Genossen zu erkennen. (Fünf Jahre später treffe ich im Interniertenlager den stellvertretenden Chef der Zentralleitung der Arbeitslager, es ist Max L.! – Nach Kriegsende wird in Frankfurt das wiederaufgebaute Opernhaus mit «Carmen» eröffnet. In der Pause wird uns der Dirigent Szolti nebst Schweizer Gattin vorgestellt. Es ist die «Elisabeth» von Zürich!)

Das St. Galler Tagblatt hat eine streitbar antinazistische Redaktion. Mit einem der Mitarbeiter, Kurt Lüthy, arbeite ich gut zusammen, liefere Informationen und beziehe kostenlos die Zeitung. Für die «Volksstimme» mache ich Buchbesprechungen und Theater- und Filmkritiken. Die konservativ-katholische «Ostschweiz» hält zu uns kühle Distanz.

In dieser Zeit verlässt uns Irma, die Witwe des von den Nazis ermordeten Felix Fechenbach. Martel ist mit ihr freundschaftlich verbunden. Oft nahm sie sich der drei kleinen Kinder an. Zum Abschied schenkt ihr Irma ein Buch. Es trägt die Widmung «Genossin Müller in Dankbarkeit für ihre Vizemutterschaft!» und heisst «Mein Herz schlägt weiter, Briefe aus der Schutzhaft von Felix Fechenbach», Vorwort von Hein-

rich Mann. Ich konnte bei der Herausgabe des einmaligen Dokuments durch den Kultur-Verlag St. Gallen helfen. (Vierzig Jahre später schrieb ich in dem Buch «Die Junge Garde» über das Leben, den Kampf und das Opfer der ehemaligen Mitglieder der SAJ.)

Hans Oprecht

Er schreibe sich mit hartem p, sagte er zu einem Journalisten, als dieser seinen Namen mit weichem B-Laut schrieb. Weich, das war er wirklich nicht: seine Sprache kraftvoll, seine Haltung entschlossen, seine Handlungen energisch. Im Jahre 1936 hatte die aufkommende Weltrüstungskonjunktur die Schweiz noch nicht erfasst. Auf das kleine Land drückte die Last von nahezu 400'000 Arbeitslosen und die Not der kleinen Bauern schwer. Es war das – erreichte – Ziel von Dr. Hans Oprecht, auf breiter Front eine Opposition gegen die untätige bürgerliche Regierung aufzubauen. Zur «Richtlinienbewegung» schlossen sich zusammen: die Arbeitergewerkschaften, die sozialdemokratische Partei, der bürgerliche Angestelltenverband und die Jungbauern-Bewegung. In einem Manifest erklärten sie, dass bei Anhalten der Krise die Bedrohung durch den Faschismus aus Nord und Süd zur politischen Katastrophe führen müsse. Dem wurde ein Aktionsprogramm entgegengestellt. In einer Massenversammlung des Gewerkschaftskartells St. Gallen erlebe ich Hans Oprecht zum erstenmal. In breitem Zürcher Dialekt versteht er die sonst ziemlich zurückhaltenden Ostschweizer mitzureissen. Selbst ein bekannter Stickereifabrikant bekennt sich öffentlich zu dem Programm.

Natürlich konnte ich in einer politischen Versammlung nicht reden, jedoch in dem anschliessenden Gespräch. Hier äussert sich Oprecht kritisch gegen die kampflose Kapitulation der deutschen Arbeiter und ihrer Führer. Nachdem er meine eigene Einstellung bemerkte, betonte er sein Interesse für weitere Kontakte und die Unterstützung unserer Aktivitäten. Er hat Wort gehalten. Die gemeinsame Arbeit dauerte, auch nach dem Krieg, bis zu seinem Tode. Unsere oft unterschiedliche politische Meinung hat das kameradschaftliche Verhältnis nie gestört. Als Sekretär des VPOD (Verband Personal Öffentlicher Dienste), späterer Präsident der SPS (Sozialdemokratische Partei der Schweiz) und Mitglied des Nationalrats war er uns ein wertvoller Helfer und Berater. Wir werden ihm in diesem Bericht noch begeben.

1936

Bürgerkrieg in Spanien – Olympiade in Berlin – «Deutsche Volksfront – Moskauer Prozesse

Besuche

Es ist ein Jahr der Besuche und der Reisen. Wieder kommt mein Bruder Willy, diesmal mit Frau und Söhnen. In seinem Wagen durchstreifen wir die Schweiz. Das Tessin ist noch frei von touristischer Invasion. Badetage am Lago Maggiore in ländlicher Pension bei der alten Italienerfamilie Zuconi. Wieder die Schusters, diesmal mit Motorrad und Beiwagen. Dann meine beiden Brüder; nächtelange Diskussionen.

Im Herbst kommen die Eltern, Vater kraxelt im Alpstein 2'000 m hoch. Sie bringen von meinen Kleidern «warme Sachen» für den harten St. Galler Winter mit. Dabei sind die schwarzen Hosen und die Langschäfte aus der Zeit unserer «Roten Hundertschaften». Im Spätherbst, im ersten Schnee, marschiere ich damit nach St. Gallen hinunter. Es wird ein Spiessrutenlaufen! «Nazi, Sauschwoob», schreit man auf mich ein. Von da ab bleibt das Zeug im Schrank.

Carl Tesch erhält den Besuch seiner Mutter. Die ehemalige Reichstagsabgeordnete hatte keine Schwierigkeiten mit den Nazis und reiste mit regulärem Pass. Aus den Gesprächen entnehmen wir, dass von aktiver Widerstandsarbeit in Frankfurt wenig zu spüren ist. Die alten SPD-Genossen treffen sich zwar noch in den von früher bekannten Lokalen. Immer mal wieder kommt ein aus der Haft Entlassener dazu, jüdische Freunde wandern vermehrt aus. Nur wenige Genossen passen sich den Braunen an, arbeiten in der DAF oder Volkswohlfahrt mit oder werden Pg., um beruflich vorwärtszukommen.

Vom ZK der KPD erhalten wir «hohen Besuch», von Walter Ulbricht persönlich! Zwei Tage wohnt er bei uns. Martel, voller Freude und Gastfreundschaft, ist tief enttäuscht, dass mit dem Spitzenfunktionär der Partei kein persönliches, kameradschaftliches Gespräch möglich ist. «Das ist ja kein Mensch, das ist eine Maschine», meint

sie später. Ähnlich enttäuscht sind die Gesprächsteilnehmer unserer Gruppe. Wir hören von ihm – meist wörtlich – nur, was wir schon aus Unterlagen der Partei kennen. Kritische Fragen oder Meinungen werden kurz, meist mit Zitaten aus dieser Literatur, abgetan. Beeindruckt zeigt er sich von Erwin Schoettle: «Das ist einer der wichtigsten Leute für uns. Wir brauchen nähere Informationen. Mach einen Bericht!» Dafür gibt er mir eine Deckadresse in Zürich. «Das geht dann sofort weiter, direkt nach Moskau!» sagt er noch. Ich habe Bedenken gegen die Zürcher Adresse; es ist die Anlaufstelle für Walter A. Schmidt, den ich für nicht zuverlässig halte.

Auf dem Weg zum Bahnhof erzähle ich W. U. von Johanna Tesch, ihren Besuchen und Berichten. «Sofort jede Verbindung abbrechen, alles was von drüben kommt, ist Gestapo-Agent!» sagt er heftig. Meinen Einwand, das sei eine gute alte Genossin, wischt er weg. Beim kurzen Abschied in Bahnhofsnähe sagt Ulbricht: «Also auf Wiedersehen!» Ich übersehe seine Hand und sage: «Nein, nicht auf Wiedersehen, du sagst, alle von drüben sind Spitzel – dann vielleicht auch du?» Momentan ist er verblüfft, dann sehe ich ihn zum erstenmal lächeln: «Eigentlich logisch», meint er. Und dann gab es doch noch einen Händedruck.

Dieser Besuch hat ein paar Wochen später ein böses Nachspiel: Erwin Schoettle ruft mich in seine nachbarliche Wohnung. Mit den Worten: «Das hat mir heute die BUPO [Schweizer Bundespolizei] geschickt!» überreicht er mir ein Papier. Es ist *mein* Bericht über Erwin, der an die von W. U. genannte Zürcher Adresse gegangen ist! Zu meinem Glück hatte ich die Charakterisierung sehr positiv formuliert; allerdings war auch von Ehrgeiz die Rede. Ausser ironischen Bemerkungen liess mich Erwin diesen «Betriebsunfall» aber nicht entgelten. Mein Brief sei übrigens im Kleiderschrank einer Wohnung in Zürich gefunden worden. Die wirklichen Zusammenhänge habe ich nie erfahren. Von da ab beende ich jede Zusammenarbeit mit dem dubiosen Walter A. Schmidt. (Später ist er in der DDR zu Amt und Würden gekommen. Er zeichnete als Herausgeber des Sammelbandes über den Widerstand «Damit Deutschland lebe». Darin schmückt er sich mit fremden Federn.)

Aus Paris kommt Rudolf Leonhard. Ich führe ihn bei unserer Gruppe ein. Er will die Arbeit der Deutschen Volksfront mit der unseren koordinieren. Mir übermittelt er den Auftrag zur Herstellung von Verbindungslinien Schweiz – Frankreich – Spanien für das Durchschleusen von Interbrigadisten. Leonhard kenne ich aus sei-

nen Beiträgen für die Weltbühne. Unglaublich gescheit wirkt er, ruhig und zuverlässig; ich spreche mit ihm nicht nur «dienstlich», sondern genussvoll über Gott und die Welt. Jahre später, 1941, erreicht uns ein letztes Lebenszeichen von ihm aus Algerien. Dort hat ihn die französische Vichy-Regierung in ein berüchtigtes Konzentrationslager gesperrt.

Aus Zürich erhalte ich Besuch des neuen politischen Sekretärs der Partei, von «Fried». (Es ist der frühere KPD-Reichtagsabgeordnete Siegfried Rädcl.) St. Gallen soll als Rekrutierungsplatz für Spanien ausgebaut werden; Quartiere, Geld für die Weiterreise, Begleitung über Frankreich bis zur spanischen Grenze. Information und Propaganda für die Republik. Eine grosse und anstrengende Aufgabe, doch auch eine der schönsten. Nie werde ich die Genossen vergessen, die aus Deutschland oder Österreich, auch aus Skandinavien, Holland oder Belgien kamen. Ihre Existenz, ihre Familie verlassend, waren sie ein Teil der Woge, die nach Spanien rollte; Menschen, die der jungen Republik beistehen wollten im Kampf gegen die Francoputschisten und die Fremdenlegionäre von Hitler und Mussolini. Hilfe dafür fand ich auch bei vielen prominenten Vertretern des St. Galler Bürgertums.

Die Hauptlast trägt mein Genosse und Freund Werner Nef in Appenzell. Jetzt konnte er die Erfahrungen aus seiner Zeit als Fremdenlegionär verwenden. Er kennt auch alle Pfade in den Grenzbergen zu Österreich. Irgendwann sagt er ganz beiläufig zu mir: «I gang jetzt au nach Spanie!» Die Partei sei damit sicher nicht einverstanden, wende ich ein. Er würde dringend hier weiter benötigt. Er ging trotzdem und schlug sich allein durch. Alfred Kantorowicz schreibt später in seinem Buch «Bataillon Tschapajew» über Werner ein spezielles Kapitel.

Um diese Zeit besucht uns auch Lore Wolf. Wir kennen uns von Jugend an. («Ein Leben ist viel zu wenig», so nannte sie später ihren dramatischen Lebensbericht.) Die Genossin und mutige Kämpferin arbeitet, bis zu ihrer Ausweisung, in der Schweiz für die «Rote Hilfe». Es ist eine gute Zeit der Gemeinschaft mit den deutschen und Schweizer Genossen: Bergwanderungen, Skifahrten, Abende mit Diskussionen und Gesang erinnern uns an vergangene Tage. Oft kommt zu unserem Kreis «Erwin» aus Zürich. (Paul Meuter gehörte zur Emigrationsleitung der KP. Er wird 1942 in Basel verhaftet, kommt ins Lager Bassecourt und wird später Mitglied der Landesleitung der Bewegung «Freies Deutschland».)



Wiedersehen 1979: v.l.n.r. P. M., Hans Lutz, Lore Wolf, Werner Nef.

Auch die junge Schweizerin Emmi Sturzenegger gehört unserem Kreis an. Sie wohnt im gleichen Haus wie Carl und Margot T. und ist mit diesen befreundet. Sie arbeitet als Verkäuferin in einem St. Galler Warenhaus und fährt täglich nach Herisau. Lebhaft beteiligt sie sich an unseren Schulungskursen und Gemeinschaftstreffen; bald übernimmt sie bestimmte Kurierdienste über die Grenzen. Sie spricht perfekt französisch, kleidet sich gut und hat ein sicheres Auftreten. Ihre Kurierreisen führen sie oft nach Frankfurt. In unserer Gemeinschaft ist sie wohlgefallen, von mir noch mehr als nur dies.

Unsere politischen Diskussionen begannen sich im Kreise zu bewegen. Mehr und mehr wurde es ein ständiges Hadern mit der jüngsten Vergangenheit. Erwin Sch. und ich entwickeln den Plan einer systematischen Schulungsarbeit. Auf der Grundlage des wissenschaftlichen Sozialismus versuchen wir das Phänomen des Faschismus zu klären und Perspektiven der weltpolitischen Entwicklung aufzuzeigen. Ein Haus auf der Passhöhe des Ruppen bei St. Gallen wird unser Treffpunkt. – Es erwies sich, dass nur wenige Genossen eine solide theoretische Grundlage hatten. Oft gab es nur magere Kenntnisse aus Parteiprogrammen. Erwin Sch. hatte als Kursleiter eine schwere Aufgabe. Ein Jahr dauerte es, bis wir das Diskutierte in

einer Deklaration zusammenfassten und als unser Programm verabschiedeten. Auf gleicher Grundlage mit gleichen Methoden bildeten wir Arbeitsgemeinschaften mit Schweizer Genossen: Erwin Sch. in St. Gallen, Rorschach/Arbon, ich in Herisau und Romanshorn.

Ein «Gauleiter» für die Schweiz

Schon immer gab es in der Schweiz eine starke reichsdeutsche Minderheit. Der Verband der Auslandsdeutschen hatte zahlreiche Mitglieder. In vielen Städten arbeiteten deutsche Konsulate. Die «Gleichschaltung» wird jetzt systematisch betrieben. In Davos residiert als «Gauleiter» der Pg. Gustloff, Ortsgruppen der NSDAP ziehen ein dichtes Netz über die ganze Eidgenossenschaft. Die SA wird als Sportorganisation getarnt. Reaktionäre Schweizer Gruppen schliessen sich zur «Nationalen Front» zusammen. Sie werden von Berlin protegiert. Eine Propagandawelle, meist in Form von Kulturveranstaltungen, rollt über das Land. Als besonders erfolgreich erweist sich der Film über die Berliner Olympiade, von Leni Riefenstahl zu einer Verklärung des Dritten Reiches hochstilisiert.

Auch in St. Gallen wird er im grössten Kino aufgeführt, die Massen strömen. Dagegen musste etwas geschehen. Adolf Seitter ist zwar in St. Gallen geboren, jedoch Reichsdeutscher. Deshalb erhält er vom deutschen Konsulat alle Mitteilungen und auch Propagandamaterial. Er ist Berufsfotograf und betreibt ein kleines Geschäft. Wir trommeln etwa ein Dutzend junger Genossen, vorwiegend Mitglieder der «Naturfreunde», zusammen und rüsten sie mit Fotoapparaten, Blitzlichtgeräten und Notizblöcken aus. Sie postieren sich am Kinoeingang am Hechtplatz. Die Leute kommen. Blitzlichter flammen auf, die Apparate klicken, einige machen sich in Reporter-mannier eifrig Notizen. Auf nervöse, unsichere Fragen von Besuchern, was das bedeute, kommt die ironische Antwort «Presse!» Da machen doch tatsächlich einige kehrt. Wie ein Lauffeuer geht das durch die Stadt. Ein Gerücht läuft um, die Behörden steckten dahinter. Am nächsten Tag werden unsere Fotografen von der Polizei befragt, was das solle? Ein Fotowettbewerb sei ausgeschrieben. Das hat uns keiner geglaubt. Immerhin, unser Ziel, wenigstens einen Teil der Besucher zu verunsichern, wurde erreicht.

In Davos erschießt der jugoslawische, jüdische Student Frankfur-

ter den «Gauleiter» Gustloff. Dies ist für die Nazis das Signal zum Beginn eines weltweiten Terrors gegen Antifaschisten und Juden. Die Regierung der Schweiz wird unter schärfsten Druck gesetzt. Wir bekommen es bald zu spüren. Noch wenige Wochen zuvor berichten uns die Hilfsorganisationen von erfolgreichen Verhandlungen zwecks Arbeitserlaubnis für Flüchtlinge. Jetzt fordern uns die Behörden schriftlich auf, unsere «Weiterwanderung» beschleunigt zu betreiben. Kommunisten werden sofort «ausgeschafft». Die deutsche Botschaft verlangt von allen Deutschen die Anmeldung zur Wehrstammrolle, andernfalls schärfste Massnahmen erfolgten. Mitglieder der deutschen Kolonie werden zur Überwachung der Emigranten aufgefordert. Von den Behörden erhalten wir einen Wink, dass – wie schon geschehen – der Versuch gemacht werden könne, Hitler-Gegner über die Grenze zu verschleppen. Ich bin deshalb froh, dass mir Bruder Willy meine gut versteckte Pistole herübergeschmuggelt hat.

Eines Tages erschien in unserer Wohnung ein Herr mittleren Alters, gut gekleidet, silberhaarig, reines Hochdeutsch sprechend. Er käme auf Empfehlung des Gewerkschaftsführers Hermann Leuenberger in Zürich; er überreichte einen Brief von ihm. Der Besucher, Hans Wirz, erklärte, er sei Hitlergegner, Katholik und käme aus der «hündischen Jugendbewegung». Eine solche Gruppe betreibe aus dem Ausland Widerstandsaktionen. Er selbst sei Schriftsteller, u.a. habe er das Buch «Der Witwer», versehen mit der päpstlichen Unbedenklichkeitsklausel, veröffentlicht. Seine Gruppe gebe eine Monatschrift «Kameradschaft» heraus, die illegal in Deutschland verbreitet würde. Er schlug eine Zusammenarbeit vor. Er wohne in der Nähe von Luzern in einem Chalet am Vierwaldstätter See mit seiner Familie und lebe von der Schriftstellerei. Er lud mich ein, ihn dort zu besuchen. Etwa nach einem Monat erschien er wieder, mit einem Exemplar der Zeitschrift.

Ich lächelte über das Eingangsgedicht: «Es klappert der Huf am Stege...» und fragte, ob man mit solchem romantischen Kitsch Hitler bekämpfen wolle. Ich möge doch mitarbeiten und über die Gewerkschaftsjugend berichten, schlug er vor. Ausserdem lud er mich zu einer Tagung nach Amsterdam ein, dem Erscheinungsort von «Kameradschaft». Erstaunt wende ich dagegen ein, allein die Reisekosten seien ja für uns unerschwinglich. Das würde durch den Verlag bezahlt. Von diesem erhalte ich auch ein Autorenhonorar von

500 Franken. «Und woher kriegen die das Geld?» Seine knappe Antwort: «Vom Secret Service!» Damit war für mich die Sache und ein weiterer Kontakt erledigt.

Schockierende Moskauer Prozesse

Als die ersten Nachrichten über die Prozesse gegen den grössten Teil der Führung der KPdSU in die Welt gingen, erschien das uns allen so ungeheuerlich, dass wir an eine Nazi-Verleumdungskampagne glaubten. Die schauerliche Wahrheit hatte katastrophale Folgen für die internationale Arbeiterbewegung. Was ging da vor im «Vaterland der Werktätigen»? Führende Köpfe des Weltkommunismus verliessen ihre Partei. Der heroische Freiheitskampf des spanischen Volkes wurde gelähmt. Unsere Anstrengungen für die Einheits- und Volksfront des deutschen Widerstands wurden sinnlos. Wer sollte denn eigentlich wem noch trauen? Immer wieder suchte ich verzweifelt neben zwei Alternativen eine dritte Erklärung zu finden, vergeblich – es blieb dabei: Entweder die Anklagen stimmen und es gibt für alle diese Untaten – Lüge, Verrat und Mord – Beweise, dann gibt es niemanden mehr, dem zu trauen ist; oder es handelt sich um einen Vernichtungsschlag einer herrschenden Clique gegen die Oktoberrevolution und den Kommunismus, dann muss jeder Glaube an unsere Ideale sterben.

In langen Diskussionen mit Genossen aus allen Lagern versuche ich zu einer anderen Antwort zu kommen. Von Feuerland bis zum Nordkap begann nun die Komintern in Schulungskursen und Konferenzen, Aufklärung über die Richtigkeit und Notwendigkeit der Prozesse zu verbreiten. – Ich nehme an einer solchen Zusammenkunft in Zürich teil. Der Instrukteur, vom ZK entsandt, kaut das wieder, was schon in zahllosen Druckschriften verbreitet war. Dabei kommt es zu einem scheinbar nebensächlichen Zwischenfall: Der Referent erwähnt in irgendeinem Zusammenhang die «italienische Insel» Korsika. Ich vermute einen Versprecher und rufe dazwischen «französisch»! Die Folge meines Hinweises war verblüffend und aufschlussreich für eine bestimmte Mentalität à la «die Partei hat immer recht». Obwohl ich sage, dass ich immerhin die Insel 1927 von Süd nach Nord durchwandert habe – es blieb bei der Feststellung «italienisch»! Da kam ich mir fast wie ein trotzkistischer Agent vor.

Auf dem Heimweg frage ich den treuen Bruno Fuhrmann, ob er denn nicht wüsste, zu welchem Staat Napoleons Insel gehöre? «Ach, das ist doch nicht wichtig», meinte er leichthin. (Auch später haben mich solche «Rechthabereien» nicht gerade beliebter gemacht.)

Drei Frankfurter

An einem Nachmittag stehen vor unserer Tür drei altbekannte vertraute Kumpel und Genossen aus unserem Freundeskreis in Frankfurt: Der «Turnerfrietsch», der «Batzi» und Edgar Hirsch. Sie wollen an die Front nach Spanien. In Frankfurt hat man ihnen etwas von mir als «Schleusenwärter» erzählt.

Ausgerüstet wie zu einer grossen Wanderung, wollen sie schon am nächsten Tag weiter. Ich muss zunächst Zürich informieren. Das dauert drei Tage. Bis dahin lasse ich sie drei gesonderte Berichte schreiben, erfahre auch neue Einzelheiten über den ZdA-Prozess in Frankfurt. Edgar sagt, er sei nur deshalb glimpflich davongekommen, weil ein anderer Jugendgenosse die Schuld auf sich nahm. Die drei geniessen die freie Luft der voralpinen Umgebung von St. Gallen. Auf dem Freudenberg wirft Edgar H. mit grossem Schwung seinen Schlüsselbund in den Teich. «Die brauch ich nicht mehr!» – «Fried» kommt am folgenden Tag aus Zürich. Stundenlang versucht er klarzumachen, wie richtig die Entscheidung der Partei ist: «Zurück nach Deutschland! Kaderschutz! Der Widerstand in der Heimat ist notwendiger.» Erst wütend, dann resignierend geben sie nach und fahren zurück nach Frankfurt. Es passiert ihnen nichts. Die drei haben durchgehalten und die Naziherrschaft überlebt.

Aus dem gleichen Grund – Kaderschutz – kommt, nach dreimaliger schwerer Verwundung, Werner Nef als Hauptmann aus Spanien zurück. Fremder Kriegsdienst wird in der Schweiz mit Gefängnis bestraft. Die Militärrichter sind von der Tapferkeit und den Leistungen Werners beeindruckt; deshalb das Urteil: ehrenvolle Festungshaft. Nach seiner Entlassung folgt eine schöne Zeit guter Zusammenarbeit für uns. Im spanischen Lazarett fand er die Frau seines Lebens: Toya. Sie pflegte ihn im Lazarett in Barcelona. Bei der fröhlichen Heirat bin ich Trauzeugen.

Dr. Hans Oprecht ist massgeblich am Aufbau einer autonomen Schwei-

zer Buchgemeinschaft interessiert. Der Mitbegründer der deutschen Gilde, Bruno Dressier, emigrierte frühzeitig in die Schweiz und wurde der Leiter in Zürich. Ich werde Mitglied und Vertrauensmann in St. Gallen. Dr. Emil Oprecht ist Buchhändler und Verleger. Die beiden Brüder arbeiten kulturpolitisch eng zusammen. Emil O. ist auch der grosse Förderer des Schauspielhauses in Zürich, das ein Asyl für aus Deutschland vertriebene Schauspieler wird. – 1935 erlebte ich dort Wolfgang Langhoff in der Hauptrolle des Schauspiels «Menschen in Weiss». (Mit seinem Buch «Die Moorsoldaten» lieferte er einen ersten authentischen Bericht über den Naziterror im KZ.) Er war ein grosser Schauspieler und guter Kommunist. Bei einem Treffen in Zürich wollte er viel von meinen Erinnerungen und den Erzählungen meines Vaters aus der Zeit des alten Schauspielhauses in Frankfurt wissen.

Antikomintern-Pakt – KZ Buchenwald – Japan überfällt China – England unterstützt Hitlers Aggressionspläne – CSR erstes Angriffsziel

Diskussionen

Im Juni kommt Bruder Willy zu Besuch mit interessanten Informationen. Seine Elektrofirma schwimmt in grossen staatlichen Aufträgen. Die deutsch-französische Grenze ist eine riesige Baustelle, der Westwall entsteht. Es herrscht Mangel an Facharbeitern. Für die Männer sei allgemeine Dienstpflicht eingeführt. Arbeitslose seien verschwunden. Im Maingebiet wurde für Luftschutzbauten geschuftet. In dem Park seines Wohngebiets hat sich ein militärischer Stab in der Villa Mumm etabliert. Viele Menschen glaubten jetzt an einen baldigen Krieg, sie seien erstaunt, dass sich die Siegermächte das alles gefallen liessen.

Im Sommer komme ich «dienstlich» mehrmals nach Paris. Ich erlebe im Kreise von «Freutsch» bittere Diskussionen mit altgedienten Genossen über die Moskauer Prozesse. Dazu kommen erschreckende Nachrichten über die Auseinandersetzungen im Lager der spanischen Freiheitskämpfer; der ganze Hass der Kominternfunktionäre gilt der POUM, die als trotzkistische Gruppe gnadenlos verfolgt wird. Wer soll sich da durchfinden? In meine Zweifel mischen sich Überlegungen, dass in diesem historischen Kampf zwischen sozialistischer Revolution und imperialistischer Reaktion der Feind jedes, aber wirklich auch jedes Mittel des Terrors, der Täuschung und des Verrats einsetzen wird. Wright or wrong – ohne die Sowjetunion gab es keine Siegeschance. Die Weltausstellung in Paris 1937 demonstrierte in den grossen Hallen der Sowjetunion und Hitlerdeutschlands deutlich die ideologische Struktur zweier Gesellschaftssysteme. Das Hakenkreuz als Symbol kalten und gnadenlosen Machtwillens im Gegensatz zu den beiden Symbolgestalten, die auf der Höhe des Sowjetpavillons zu sehen waren: der Gestalt eines Arbeiters und einer Bäuerin, in eine bessere Zukunft schreitend.

Schon zu Beginn meiner Zeit in St. Gallen bekam ich des Öfteren

Spannungen zwischen Anton Döring und Erwin Schoettle mit. Private Empfindlichkeiten und Rivalitäten um Einfluss bei den Schweizer Genossen und beim SOPADE-Vorstand kamen immer wieder hoch. Anton D. stellte Anfang 1937 die Mitarbeit am «Funken» ein. An den Diskussionsabenden kam es in der Frage der Einheitsfront zu Differenzen. D. befürchtete auch, die Unterstützung unserer Arbeit durch die Schweizer Gewerkschaftszentralen könnte eingestellt werden. Auch mag ihn seine gänzlich unpolitische Frau zu grösserer Vorsicht gedrängt haben. – Erwin Sch. zeigte durch sein Verhalten, dass er eine sehr fundierte politische Position hatte und dass er sich nicht scheute, dafür schwere Differenzen mit der SOPADE in Kauf zu nehmen. Er blieb für die St. Galler Gruppe der führende Kopf.

In einem Mittelklassehotel in Amsterdam fülle ich den Meldezettel wie immer aus: Max Lustig, Vertreter. Mein Musterkoffer birgt eine Kollektion der Fa. D. Weishaupt, St. Gallen, von Qualitätserzeugnissen der Stickerei-Industrie. Mein Tischnachbar ist ein Reichsdeutscher, ebenfalls Reisender, in Elektrowaren. Er preist die Errungenschaften des aufstrebenden grossdeutschen Reiches. Ich äussere meine Zweifel und rühme mein eidgenössisches Vaterland in hochdeutsch eingefärbtem Schweizer Dialekt. Manchmal staunt er über meine genaue Kenntnisse verratenden kritischen Bemerkungen. Unser Gutenachtgruss fällt knapp aus. Zum Frühstück erscheint mein Nachbar aufgeräumt und freundlich: Gestern habe er Zweifel an meiner Schweizer Nationalität bekommen, doch habe er sich durch die Eintragung im Hotel persönlich überzeugt von meiner eidgenössischen Echtheit. Das ging noch einmal gut, aber ich fühlte mich gewarnt.

Februar: Allgemeine Arbeitsdienstpflicht – März: Österreich gleichgeschaltet – September: Vernichtung der Tschechoslowakei – November: Otto Hahn entdeckt die Atomspaltung – Offener Terror gegen die Juden – Das Landmark-Manifest

Der Krieg beginnt

Zu Anfang des Jahres hat Hitler seine Planungen und Vorbereitungen abgeschlossen, jetzt kann er zur Tat schreiten. Im Tauziehen des strategisch-politischen Dreiecks Westmächte-Sowjetunion-Nazi-Deutschland entschliesst sich der Westen, Hitler nicht in den Arm zu fallen, wenn seine imperialistische Expansion sich gegen die Sowjetunion richtet, mag der Preis auch die Unterjochung Österreichs und der CSR sein. Mit dem geschwächten Sieger würde man schon fertig werden.

Innenpolitisch ist bei beiden Opfern der Boden bereitet: In Österreich treibt der Hass gegen den reaktionären Austrofaschismus auch Arbeiter in die Nazipartei. Das Sudetenland ist in der CSR der Rammbock gegen den Vielvölkerstaat. Hatten schon 1935 für die nazistische Henlein-Partei 67% der Wähler gestimmt, so gab es im Mai 1938 über 92% Nazistimmen. Berichte, die uns in diesen Monaten aus Deutschland erreichen, zeugen von einer riesigen Spannung, vermischt mit Angstgefühlen und Kriegsfurcht. Die Behörden in der Schweiz sind bemüht, das gefährliche Untier im Norden nicht zu reizen. Dabei kommt es zu vielen Konzessionen.

Nach der Ermordung des deutschen Legationsrates von Rath in der Pariser Botschaft durch den jüdischen Studenten Grynspan beginnt im Reich der Vernichtungskampf gegen die Juden. Gegen die neue Flüchtlingswelle, vor allem aus Österreich, wehrt sich die Schweiz manchmal in direkter Zusammenarbeit mit Nazibehörden. Über die Parteien und Gewerkschaften, Naturfreunde und Kirchen erreichen uns St. Galler immer neue Hilferufe. Wir Jüngeren unter der Leitung von Werner Nef fahren mit dem Rad im täglichen Wechsel an die Grenze zu Vorarlberg. Die jetzt herrschenden Nazis

machen die Grenze immer dichter. Ich kann es nicht mehr riskieren, mit meinen Papieren die Kontrollen zu passieren. Werner hilft mir bei der Suche nach Saumpfadern über die Berge. Einmal glauben wir erwischt worden zu sein. Wir schlängeln uns in einem engen Kessel hoch. Plötzlich erschallen gellende Signalpfeife, von verschiedenen Seiten wiederholt. Wir werfen uns hin – Stille. Vorsichtig recken wir den Hals. Wieder ein gellender Pfiff. Werner lacht lauthals: Es waren Wächter, die da Signale gaben. Auf dem Fels hockte einer, hoch aufgereckt: ein Murmeltier!

Oft warteten wir vergeblich, doch jeden Menschen, den wir herüberholen konnten, empfanden wir als einen kleinen Sieg über den gehassten Feind. – Im Herbst geraten Carl Tesch und ich an der Grenze Liechtenstein/Österreich zwischen zwei Grenzerpatrouillen. Lange liegen wir im nassen Schnee in einem Gehölz und fürchten die eingesetzten Hunde. Dann schlängeln wir uns in Richtung Schweiz zu den Velos, fahren fröstelnd los, stossen die Räder über den steilen und schmalen Ruppenpass. Dann geht's in sausender Fahrt über Trogen, Speicher nach St. Gallen. Vier Wochen liege ich mit fiebriger Bronchitis im Bett und verpasse einen wichtigen Treff mit Genossen aus Mainz.

Ein schwarzer Tag

Es war wohl am 10. Mai 1938, als mich Erwin Schoettle durch seine kleine Tochter rufen liess. In seiner Wohnung treffe ich Anton Döring und August Faatz. Beide sind völlig verstört: Die gesamte Gruppe unserer Verbindungsstelle Konstanz – Kreuzlingen, die Genossen Bärtschi, Fleig, Durst und die Genossin Gutjahr, sind bei dem Versuch, den Schwiegersohn von Faatz, Hans Lutz, über die Grenze zu holen, verhaftet worden. Darüber berichtet uns 50 Jahre später Ernst Bärtschi:

.. Aber '38 hat es geheissen, sie hätten den Hans Lutz verhaftet, so und so, und die Gestapo hätte ihn laufen lassen, er käme dann und dann nach Konstanz und ich solle ihn holen. Da haben wir gesagt, da stimmt was nicht, aber der Faatz sagte: Doch, wir müssen rüber, wir können den Hans nicht allein lassen. Er war ja der Schwiegersohn vom Faatz. Also ging ich mit dem Fleig, der aber kannte sich nicht aus mit der Gestapo. Ich sagte ihm, du musst lau-

fen, zirkulieren, bloss sehen, was der andere macht. Nein, steht der gute Mann da, winkt mit dem Hut, Schweizer Velo bei sich... Ich ging zu ihm hin und wollte ihn holen, da hat's schon gepiffen. Von allen Seiten ist die Gestapo dagestanden. Und dann bin ich nach Frankfurt gekommen, noch am gleichen Tag. Ständig in Einzelhaft. Wurde zu 13 Jahren Zuchthaus verurteilt in Berlin vom Obersten Volksgerichtshof. Davon habe ich 6 Jahre in Einzelhaft abgesessen...

Was war geschehen? Ich kannte Hans Lutz aus unserer gemeinsamen SAJ-Zeit in Frankfurt. (Er ist der Betriebsschlosser, der meine geliebten Bücher im Juni 1933 irrtümlich in die Heizkessel der AOK Frankfurt geworfen hat.) Im Jahre 1974 – nach einem langen Gespräch – schreibe ich seine Erinnerungen an die damaligen Ereignisse nieder:

«... Eines Tages (1933) kreuzte bei uns in Frankfurt ein in Konstanz lebender Schweizer Genosse, Ernst Bärtschi, auf, der diesen Genossen (auch August Faatz) über die Grenze geholfen hatte und der uns über ihren Aufenthalt und ihre Lage informierte, um den Kontakt mit ihnen herzustellen. Am 25. April und 11. Juni 1933 fuhr ich legal mit der Eisenbahn nach Konstanz und nahm zunächst Kontakt mit Bärtschi auf. Dieser nannte mir die Aufenthaltsadresse der geflüchteten Frankfurter Genossen in der schweizerischen Grenzstadt Kreuzlingen. Sie lebten bei dem Genossen Andreas Fleig, Schäflerstrasse 7, der als Schreiner beruflich zwischen Konstanz und Kreuzlingen pendelte. Die Frankfurter schilderten mir zunächst die Einzelheiten ihrer Flucht und die Schwierigkeiten, in der Schweiz Asyl zu finden. Sie lebten von einer kärglichen Gewerkschaftsunterstützung von 60 Franken im Monat und hatten Arbeitsverbot sowie Verbot jeder politischen Betätigung. Wir besprachen neben dem familiären Kontakt auch die Möglichkeiten zur Fortsetzung des Widerstands. Wir vereinbarten gegenseitige Information über die Entwicklung der Stimmung im Ausland, aber insbesondere über die Lage in Deutschland, bei der Bevölkerung und in den Betrieben. Technische Einzelheiten der Konspiration (Codewörter, Chiffrieren, unsichtbare Tinte usw.) wurden vereinbart, Kontakte mit Widerstandsgruppen. Ich reiste dann später noch öfter auch nach St. Gallen, wohin die Gruppe durch die Behörden verlagert wurde. Bei einer solchen Gelegenheit kamen auch meine Frau und meine Schwiegermutter mit. Diese konnte sich nicht entschliessen, dort zu bleiben...

... In Obstkörben oder Kaffeekännchen mit doppeltem Boden,

unter Beteiligung von weiteren Genossen, dem freien Turner Karl Durst und der Lehrerin Pauline Gutjahr, wurden diese und andere Materialien von mir in Konstanz abgeholt. Auch später schafften die in der Grenzarbeit tätigen Genossen weiter Widerstandskämpfer auf der Flucht in die Schweiz... Es kam zu einer Kette von Fehlern und dadurch zu Verhaftungen. Ein Kurier des Reichsbanner- und SPD-Funktionärs Paul Apel in Frankfurt brachte illegales Material mit dem Fahrrad von Frankfurt nach Höchst. Dabei verlor er seine Aktentasche. In dieser befanden sich u.a. eine Liste mit zahlreichen Namen, die primitiv mit den Anfangsbuchstaben getarnt waren und deshalb sofort von der Gestapo erkannt wurden. Alle Genannten wurden verhaftet, darunter auch der Metallarbeiter Georg Bender. Nach seiner Vernehmung durch die Gestapo erhängte sich seine Frau. Bender erfuhr dies und erlitt einen völligen Zusammenbruch. Die Gestapo kam dadurch auf die Spur von weiteren Illegalen. ...

Folgende Funktionäre wurden verhaftet: Josef Reichwein, Röckenschuss, Sauerwein, Meyer und andere. Es wurden verurteilt: zu zehn Jahren Zuchthaus Hans Lutz, zu acht Jahren Georg Bender und Otto Meyer zu vier Jahren. Die wochenlangen Verhöre – Tag und Nacht – insbesondere durch den berüchtigten Daatz, waren von dauernden psychischen Schocks begleitet. So teilte er mir einmal mit, meine Frau habe sich in der Zelle erhängt.»

Der Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof Berlin erhebt am 27. August 1938 Anklage gegen Ernst Bärtschi, Aluminiumarbeiter, Andreas Fleig, Schreiner, Karl Durst, Schreiner, weil diese «in Konstanz und an anderen Orten des Inlandes sowie im Auslande (Schweiz) seit dem Sommer 1933 bis zu ihrer Festnahme fortgesetzt und gemeinschaftlich miteinander und mit anderen das hochverräterische Unternehmen, die Verfassung des Reiches mit Gewalt zu ändern, vorbereitet haben».

Die Folgen

Von jetzt ab scheidet Anton Döring aus der politischen Arbeit der Gruppe aus. Er ist gänzlich deprimiert und überzeugt, dass die Nazis auch die Schweiz eines Tages okkupieren würden. Dringend appellierte er an uns, es nicht durch radikales Verhalten mit den Schweizern zu verderben. Unsere Gruppe rückt nach diesen Ereignissen

noch enger zusammen. Lange und intensiv diskutieren wir über die Ursachen und Konsequenzen des schweren Einbruchs in unsere Grenzarbeit.

Zu unserer St. Galler Gruppe zählte seit 1936 auch der SPD-Genosse Paul Nusch. Bis dahin war er der Offenbacher Verbindungsmann von Anton Döring. Über ihn schreibt 1938 der Oberreichsanwalt: «... Der Angeschuldigte Durst erhielt alle sechs bis acht Wochen ein Päckchen, das er entweder selbst an Paul Nusch oder Hans Lutz sowie an zwei weitere ihm angeblich entfallene Anschriften in Frankfurt am Main abschickte... Nach der Flucht des Nusch in die Schweiz im Sommer 1936 sollen nach Frankfurt am Main keine Filme mehr abgeschickt worden sein. Seitdem wurden vielmehr maschinengeschriebene Stücke der Gewerkschaftszeitung dorthin geliefert ..

Paul Nusch, vor 1933 beim Offenbacher Elektrizitätswerk Betriebsrat und von den Nazis entlassen, erzählt über seine Arbeit und seine Flucht: «... Ich bekam regelmässig einen Film zugeschickt, der kam erst nach Stuttgart und dann, in einem Teddybär versteckt, zu mir. Und ich hatte mir im Klo – das lag zwischen den Stockwerken – ein Fotolabor eingerichtet und habe dann diesen Film vergrössert... Die Filme bestanden manchmal aus 10-15 Aufnahmen, und auf eine Karte – ich vergrösserte auf Postkartengrösse – brachte ich vielleicht eine Aufnahme, so dass ich also 15 Karten herstellen musste. Und um alle Interessenten zu versorgen, musste ich nochmal 10-15 Serien machen! Für den Vertrieb hatte ich eine Gruppe aufgebaut: Drei Leute an der Spitze, und von denen hatte jeder wieder eine Gruppe, die sich gegenseitig nicht kannten. Das ging von 1933 bis 1936...

Eines Tages im Mai 1936 hörte ich zufällig, dass die beiden Kollegen verhaftet worden waren. Ich bin sofort nach Hause gegangen und habe meine Wohnung gesäubert – gell. Die hatten ja Interesse für alles, Schachklubzeitungen und so. Und ich hab' meiner Frau gesagt: So und so ist die Geschichte und ich muss ab. Ich schlafe vorläufig bei meinem Bruder in der Gartenhütte. Und nach fünf Tagen bekam ich dort die Nachricht, dass meine Frau verhaftet worden sei, und bin dann sofort mit dem Fahrrad nach Frankfurt gefahren und in den Zug nach Konstanz gestiegen. In Konstanz hatte ich die Adresse einer Frau, die habe ich aufgesucht. Die sagte mir: Gehst ins Bett und morgen früh kriegst du Bescheid. Das war eine ältere Frau, die war sehr besorgt und sehr rücksichtsvoll – in jeder Beziehung. Am Morgen kam sie ans Bett: So, du gehst jetzt, nachdem du Kaffee

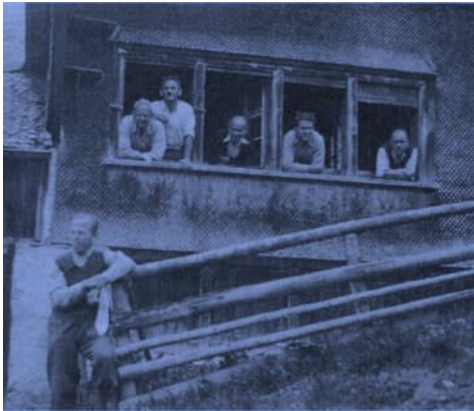
getrunken hast, ins Freibad von Konstanz und da wartest du so lange, bis ein Faltboot auf unsere Seite kommt, von der Schweizer Seite her. Und wenn du den siehst, er hat ein Schweizer Kreuz an seinem Boot, kannst du den getrost anrufen. Und das war der Ernst Bärtschi. Und der kam tatsächlich mit seinem Paddelboot an, und ich stieg ein. Ich hatte Blasen an den Händen, als ich drüben war. Und von dem Moment an war ich Emigrant.»

Paul Nusch fand Unterkunft in Arbon durch Vermittlung unseres Frankfurter Genossen Peter Fischer. Bald danach gelingt es seiner Frau in Offenbach, aus dem Verhör durch die Gestapo zu flüchten. Sie kommt nach St. Gallen, auf dem gleichen Weg über den Bodensee. Einige Zeit später fährt Paul Nusch mit falschen Papierern noch einmal für fünf Tage nach Frankfurt und nimmt Verbindung zu dortigen und Offenbacher Gewerkschaftern auf. Auf dem Rückweg entkommt er nur durch einen Zufall der Leibesvisitation durch einen deutschen Grenzbeamten und SS-Mann. Wegen grosser privater Differenzen mit Anton D. zieht sich Paul Nusch von der Gruppenarbeit zurück und stellt sie nach der Verhaftungskatastrophe an der Grenze 1938 ganz ein.

Als Hauptmangel wurde die primitive Struktur der Frankfurter Widerstandsgruppe Apel/Bender erkannt. Deren Arbeitsmethoden glichen noch denen aus der Zeit des Sozialistengesetzes. Schon die Berichte des 1935 geflüchteten Genossen Tesch bewiesen dies. Dass die Verhaftungswelle nicht weitere Bereiche unserer Arbeit erreichte, verdankten wir Veränderungen unserer konspirativen Arbeit 1935. Von da ab hat jeder, der ins Reich hineinarbeitete, seine eigene, getrennt wirkende Grenzstelle. Besucher aus dem Reich werden nicht mehr allgemein eingeführt oder nur getarnt und begrenzt. Jeder von uns musste für sich in geeigneter Form und eigener Verantwortung die Regeln der Konspiration beachten.

Das Manifest

Die bedrohliche Entwicklung der Weltpolitik, die innere Gleichschaltung breiter Schichten des deutschen Volkes, die Verluste und die Niederlagen des Widerstands – war dies alles nicht Anlass genug für uns zu resignieren, sollte man nicht besser an seine eigene private Zukunft denken? Rückblickend finde ich es eigentlich erstaunlich,



Im Passhaus bei
der Landmark-
Tagung.

dass niemand von uns so dachte. Aber wir wollten die grösseren Zusammenhänge in der Politik und die gesellschaftlichen Bewegungsgesetze erforschen, wollten weg von den «Karussellreden», wo immer die gleichen Leute den gleichen Leuten das gleiche vorsetzten.

Erwin Schoettle und ich übernehmen den Auftrag, ein Manuskript als Diskussionsgrundlage zu erstellen. Vom Frühjahr bis Spätherbst 1938 arbeiten wir fast täglich daran. Erwin erweist sich als ein hervorragender Formulierer, auch die meisten Gedanken sind von ihm. Die Verbreitungsmöglichkeiten waren natürlich gering. Doch es ist sicher, dass unsere Arbeit sowohl in den Kreisen des inneren wie des äusseren Widerstands verstanden und anerkannt wurde. Die «Apparate» schwiegen dazu. Zwei Stellungnahmen erfuhr unser Papier in der Nachkriegszeit:

Die «Neue Zürcher Zeitung» brachte einen Bericht über die Untergrundliteratur des deutschen Widerstands. Das meiste wird darin als geschwollene Propaganda abgetan; eine Ausnahme: «Die hervorragende sachliche Analyse einer leider anonym gebliebenen Gruppe eines ‚Arbeitskreises deutscher Antifaschisten‘.» – Ein umfangreiches Zitat, verbunden mit einem anerkennenden Kommentar, bringt Werner Mittenzwei in seinem Buch «Exil in der Schweiz» (Reclam-Verlag Leipzig 1978): «... Obwohl sich die Situation im Kriege ganz anders darstellt, als die Verfasser glaubten sie voraussehen zu können, ging das Programm von einer richtigen Grundorientierung aus und ermöglichte den Faschismus an der Wurzel zu packen...»

Ende September 1938 legen wir das Manuskript dem Plenum der

Gruppe vor. Drei Tage arbeiten wir es durch, beraten Absatz für Absatz, 16 eng beschriebene Folioseiten sind es. Erwin liest vor; seine Stimme wird manchmal rau, sein Atem schwer. Wir alle spüren am Ende eine starke Erregung in uns. Ich weiss heute noch nicht, warum wir dann alle aufstehen. Vally Baur, der Metallarbeiter aus Augsburg, und der Königsberger Zimmermann Bruno Fuhrmann schütteln sich freudig die Hände. Es herrscht eine Stimmung wie an einem Festtag. Einer holt die Klampfe; wir singen unser St. Galler Lied:

«Drum marschieren wir dicht geschlossen
und wir ziehn am gleichen Strick.
Lasst Euch nicht unterkiegen, denn: Genossen,
einmal holen wir die Heimat uns zurück!»

So entstand das *Manifest der Landmark*. – «Landmark» ist der Name eines Appenzeller Bauernhauses, das an der Grenze dreier schweizerischer Kantone stand. Hier trafen wir uns zu einer kleinen deutschen «Eidgenossenschaft», ähnlich wie vor vielen hundert Jahren die freien Bauern. Hier kam es zu unserem «RütliSchwur».

Im Vorwort werden Anlass und Zweck des Manifests erklärt. Es gliedert sich in sieben Abschnitte: A. Die geschichtliche Situation, B. Der Kampf um den Frieden, C. Die Perspektiven unserer Arbeit, D. Unsere Aufgaben, E. Programm und politische Aktion, F. Der Kriegsfall, G. Eine Schlussbemerkung. – Einige Zitate:

... Es bleibt, als die für alle wirklichen Gegner der faschistischen Diktaturen schmerzlichste Erscheinung, die Tatsache, dass die durch ihr Schicksal, ihre Tradition und ihre Ziele zur unversöhnlichsten Gegnerschaft und zur entschlossenen Aktion verpflichteten Elemente der antifaschistischen Front am weitesten hinter den Forderungen der geschichtlichen Stunde zurückgeblieben sind... Bei unserem Todfeind: ein Höchstmass von Konzentration aller Kräfte auf seine Ziele, bei uns: ein Höchstmass von Zersplitterung der Kräfte, von Konservierung alter Spaltungen und Unfähigkeit, dem übermächtigen Gegner die Einheit des Handelns entgegenzustellen...

... Der Zwang zur Expansion ist dem Faschismus nicht infolge des Machtwahnes seiner Träger eigen. Er wurzelt tief in den ökonomischen Bedingungen der faschistischen Länder...

... Das Gewicht der Emigration beruht auf verschiedenen Voraussetzungen: Auf ihrer realen Verankerung im illegalen Deutschland,

auf ihrer in die Emigration geretteten oder neu erworbenen Autorität und auf ihren politischen Vorstellungen ... Die Überwindung der geistigen und organisatorischen Zersplitterung der antifaschistischen Kräfte durch eine freie Föderation ihrer innerlich konsolidierten Teile würde der Entwicklung des illegalen Kampfes im Inland starke Impulse verleihen... Die Mehrzahl der Freunde, die an dieser Diskussionsarbeit Anteil haben, sind z.B. Sozialdemokraten. Sie haben ohne jede Schwankung sich stets zur Sozialdemokratie bekannt, ohne sich deshalb im Geringsten dadurch hindern zu lassen, an der Politik der Partei schärfste Kritik zu üben, wenn sie dies für nötig hielten. Andererseits scheuten sich auch unsere kommunistischen Freunde nicht, die Praxis ihrer Partei zum Gegenstand kritischer Betrachtungen zu machen. Aber das Ergebnis ernster gemeinsamer Arbeit, die vom Partner niemals das Opfer seiner Überzeugungen forderte, war die gemeinsame Erkenntnis, dass in den geschichtlich gewordenen Formen, unabhängig von ihren persönlichen Trägern, die wechseln mögen und müssen, ein geschichtlicher Sinn lebendig ist...

... Es ist klar, dass ein Programm, das Bauern, Kleinbürger, Intellektuelle und Arbeiter vereinigen soll, *kein sozialistisches Programm sein kann*, wie die Revolution, die Hitler stürzen wird, zwar starke Elemente aus dem sozialen Befreiungskampf der Arbeiterklasse in sich schliessen, aber ebenso auch spezifisch bäuerlich-kleinbürgerliche und allgemeine Freiheitsziele verwirklichen wird ...

... Der Druck der geistlosen Gleichschaltung und der Reglementierung durch banausische Parteibürokraten wird auch in der *Sphäre des kulturellen Lebens den Willen zur Wiederherstellung der Freiheit des geistigen und künstlerischen Schaffens, zur Rückeroberung der Gewissens- und Glaubensfreiheit* erzeugen. Den allgemeinen politischen Zielen werden sich die *materiellen Forderungen der unterdrückten Massen verbinden. Der Wille zum Frieden wird sich zum Schrei nach dem Frieden steigern...* Das Programm wird das *Programm einer demokratischen Revolution* sein...

... Der Faschismus versucht seine inneren Gegner, zu denen nicht nur die Illegalen, sondern als besonders bevorzugtes Objekt der Propaganda auch die Emigration gehört, dadurch zu diffamieren, dass er sie als Landesverräter, als Feinde des Vaterlandes hinstellt... Die Geschichte wird erweisen, dass die Leute, die mit beispiellosem Terror die Macht eroberten und durch ihre Taten Deutschland – wir halten diese Behauptung trotz aller gegenwärtigen «Erfolge» des Regimes aufrecht – in einen verhängnisvollen Gegensatz zum grössten

Teil der Kulturwelt, ja bis dicht an den Abgrund des Krieges geführt haben, in Wahrheit die Totengräber Deutschlands gewesen sind...

...Es gehörte Mut und Überzeugungstreue dazu, den siegestrunkenen Kräften der Barbarei im Angesicht ihres Triumphes das entschlossene «Trotzdem» entgegenzuhalten. Mancher ist in diesen Tagen mutlos geworden... [Aber] die Ideen der sozialen Gerechtigkeit und der demokratischen Freiheit sind unzerstörbar. Sie ruhen nicht nur in den Köpfen der Unterdrückten, sie sind – daran glauben wir – der wahre Sinn der Geschichte.

«COOP» – Ein böser Brief

Von Upton Sinclair erschien 1937 ein Roman – COOP. Sein Thema ist das Schicksal von Arbeitslosen in der Zeit der grossen Weltwirtschaftskrise in den USA. Eine Gruppe Obdachloser haust in der «Zementstadt» in einem Baustofflager. Sie greifen zur Selbsthilfe und nennen diese Gemeinschaft COOP. Sie fertigen einfache Produkte an, Kinderspielzeug, Schmuck, malen Bilder; sie leisten Hilfsdienste, wie Holzhacken, Gartenarbeiten usw. Dafür gibt es keinen Barlohn, sondern Naturalien. Auf ähnlicher Grundlage organisiere ich eine «COOP» für unsere Gruppe: Erwin hat grosse Begabung für kunstgewerbliche Kupferarbeiten, Helene für Lederschmuck. Othmar spaltet Holz für einen Metzger, Vally repariert Radioapparate, Anton hilft Gärtnern, ich buchhaltere in einer Papeterie, Martel betreut die Kinder eines Elektrikers. Alles vollzieht sich ohne Barzahlung; Entschädigung in Naturalien. Der Austausch in der Gruppe erfolgt in einem Punktesystem.

Meist geht meine Post an Deckadressen. Im September übergibt mir der Postbote einen Brief. Absender: Arbeiter-Sekretariat St. Gallen. Inhalt: Auf gelbem Papier der Durchschlag eines Briefes.

Text: «Dem Emigranten Paul Müller, St. Georgenstrasse 135, St. Gallen, ist wegen des Verdachtes kommunistischer Gesinnung die monatliche Unterstützung von Fr. 70,- zu entziehen. – Mit kollegialem Gruss, Schweizerischer Gewerkschaftsbund, Flüchtlingshilfe, gez. Meister.»

Was Vorjahren mit 120 Franken begann, bald auf 100 Franken herabgesetzt und seit 1937 mit 70 Franken monatlich ausgezahlt

wurde, ist durch einfache Briefkopie annulliert. Ich habe nie erfahren, wer der Denunziant war. Die Folgen waren bedrohlich: Halbjährlich musste ich bei den Behörden den Antrag auf «Tolerierung» meines Aufenthaltes stellen, mit Nachweis eines Existenzminimums, was sollte ich tun? Die Briefkopie vorlegen? Das bedeutete auf jeden Fall die Ausweisung. Meine eigenen geringen Ersparnisse (ich sparte immer, solange ich denken kann) reichten nur für eine knappe Zeit. Ich melde mich im Sekretariat der VHTL. Robert Gsell, diesen grundanständigen und gutmütigen Genossen, packt die Wut. Ich mache ihm klar, wie sinnlos es ist, gegen die Berner Zentrale anzugehen. Er bildet ein lokales Hilfskomitee, und 20 St. Galler Genossen und Kollegen, darunter die Redakteure der «Volksstimme» Dr. Hugo Kramer und Franz Schmidt (beide religiöse Sozialisten), zahlen monatlich je 10 Franken. Damit erreiche ich die Verlängerung meiner Aufenthaltserlaubnis.

1939

15.3. Wehrmacht besetzt Tschechoslowakei – 23.3. Litauen muss Memelgebiet zurückgeben – 7.4. Italien besetzt Albanien – 15.5. Frauen-KZ Ravensbrück – 23.8. Nichtangriffspakt Deutschland-UdSSR – 1.9. Ohne Kriegserklärung Angriff der deutschen Wehrmacht auf Polen, «Anschluss» Danzigs – 3.9. Kriegserklärung Englands und Frankreichs – 14.11. Reichskleiderkarte – 30. 11.-12.3. 1940 Winterkrieg Sowjetunion/Finnland

Die «Landi»

Viermal in einem Jahrhundert zeigt die Eidgenossenschaft ein umfassendes Bild ihrer kulturellen, ökonomischen und politischen Entwicklung durch die *Schweizerische Landesausstellung*. Die imposante Schau des Selbstbehauptungswillens eines kleinen demokratischen Staates im Jahre 1914 wurde durch den 1. Weltkrieg unterbrochen. Das gleiche Schicksal erlitt im September 1939 die Landesausstellung in Zürich. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb, strömte vorher die Masse der Besucher in immer grösserer Zahl herbei. War es das Gefühl, dass dies eine letzte Chance sei, ein Stück der freien Welt noch im Frieden erleben zu können, bevor in der ganzen Welt die Lichter ausgingen?

Hunderttausende strömten aus Europa herein, voran die Reichsdeutschen. Sie kamen in Sonderzügen, mit Omnibussen, im eigenen Wagen, das Hakenkreuz als Wimpel oder aufgemalt und im Knopfloch. In der ersten Woche fahre ich täglich mit dem Rad nach Zürich. Es ist eine wahrhaft patriotische Ausstellung, man spürt es bei den Schweizern: Es ist eine einzige Demonstration der Freiheit. Die Empfindungen der reichsdeutschen Besucher zu deuten, ist schwierig; um Urteile gebeten, verschanzen sie sich hinter der Bewunderung der Landschaft, ihrer Berge und Seen ...

Vom Besuch zurück in St. Gallen entwerfe ich den Text eines Flugblattes: *Allerlei Wissenswertes für die reichsdeutschen Besucher der Landesausstellung*. Ich versuche in ruhig-freundlichem Ton die Leser auf die Besonderheiten der Schweiz und ihrer Menschen hinzuweisen. Der getreue Robert Gsell lässt das Blatt durch die «Volksstim-

MUSIK

Werke von Meistern, die heute in Deutschland verboten sind, hören Sie in den Aufführungen des
«STADTTHEATERS».

In zahlreichen Konzert-Kaffees spielt man Ihnen Stücke nach Wunsch.

UND . . . LAST NOT LEAST,

versäumen Sie nicht, sich freimütig mit Schweizern, mit Leuten aus dem Volk zu unterhalten. Gewiss, seit Hitler am Ruder ist, mag man die Deutschen nicht mehr so gern wie früher. Aber wenn man zeigt, dass Hitler mit dem wahren Deutschland nicht verwechselt werden darf, dann erwerben wir neue Sympathien.

Es bieten sich also viele Möglichkeiten, Ihr Blickfeld zu weiten, und nachher zuhause in Deutschland Ihren Freunden die Wahrheit berichten zu können. Sagen Sie Ihnen auch, dass die freien Deutschen im Ausland nicht schlafen, dass sie an den Schicksal ihres bedrohten Vaterlandes voll Sorge Anteil nehmen. **Hitler ist nicht Deutschland** und es recht nicht ist das deutsche Volk mit Hitler gleichzusetzen.

Wollen Sie zuhause in Deutschland schnell und objektiv unterrichtet werden?

Folgende Sender geben Nachrichten in deutscher Sprache:

England: Werktags 20.15 u. 23.45 Sonntags 19.15 u. 23.45 auf Welle 324,1 u. 298,2 auf Welle 195,7 u. 267,4

Strassburg: 8.20 und 12.40 auf Welle 340,2

Schweiz (Beromünster): auf Welle 540

Moskau: 12.00 und 21.30 auf Welle 25 m.

Sonntags: 13.00 und 18.00 Uhr auf Welle 26 m.
19.30 und 22 Uhr auf Welle 31,5 und 49,7 m.

Mittw. u. Freit. 23.00 Uhr auf Welle 31,5 u. 49,7 m.

Luxemburg: 14.10 und 21.30 Uhr auf Welle 31,5 und 49,7 m.

Hören Sie jeden Abend um 22 Uhr den deutschen Freilichtsender auf Welle 29,8

REICHER GEWINN

Ist es, der die reichsdeutschen Besucher der Landesausstellung erwartet, inmitten einer grandiosen und dabei lieblichen Natur zeigt ein kleines, aber demokratisches Volk, was es zu leiten vermag, wenn es die Luft der Freiheit atmet.

EINIGE TAGE,

vielleicht einige Wochen geniessen auch Sie die gleiche Luft. Wir raten Ihnen deshalb; Freuen Sie sich an den Schönheiten dieses Landes, spannen Sie einmal gründlich aus, aber — benutzen Sie auch die Zeit und Gelegenheit, um sich über die Dinge objektiv zu informieren, die man im heiligen Deutschland entweder verschweigt oder entstellt.

Dazu sollen Ihnen die folgenden Hinweise dienen

WAS LESE ICH?

An allen Kiosken erhalten Sie
SCHWEIZER ZEITUNGEN:

- «Nationalzeitung», Basel
- «Volksrecht», Zürich
- «Freiheit», Basel
- «Entscheidung»
- «Rundschau» über Politik und Wirtschaft
- «Die neue Presse»
- «Mass und Werk» (Herausg. Thomas Mann)
- «Nebelspalter»
(Das beste Witzblatt der Schweiz.)
- «Die Weltwoche»

ALLERLEI WISSENSWERTES

FÜR DIE

REICHSDEUTSCHEN BESUCHER

DER

LANDESAUSSTELLUNG

OBERREICHT VON DER
VEREINIGUNG FREIER REICHSDEUTSCHER
IN DER SCHWEIZ

REICHSDEUTSCHE PRESSE DES AUSLANDES:

- «Neue Weltbühne» (Politik, Kunst, Wissenschaft)
- «Pariser Tageszeitung» (früher Berliner Tageblatt)
- «Deutsche Volkszeitung» (Organ der deutschen Volksfront)
- «Der sozialistische Kampf»
- «Neuer Vorwärts» (SPD)
- «Der deutsche Weg» (katholisch)
- «Das Wort» (Organ der deutschen Schriftsteller)

NEUE, WICHTIGE BÜCHER:

- Langhoff: «Die Morsosoldaten»
(Faschismenicht aus dem Konzentrationslager)
 - Heinrich Mann: «Mittl» (Essays)
 - Thomas Mann: «Dieser Friede»
 - Rausching (ehemal. Senatspräsi. von Danzig u. Mitglied der NSDAP): «Die Revolution des Nihilismus»
 - Bredel: «Dein unbekannter Bruder»
(Roman aus dem unbekanntem Deutschland)
 - Behrend: «Die wahren Herren Deutschlands»
- Diese und alle anderen Veröffentlichungen der freien deutschen Literatur sind erhältlich und z. T. ausgestellt in den Buchhandlungen Zürichs, vor allem bei:

- Oprecht und Heibling, Rämistrasse (am Bellevueplatz)
- Buchhandlung Stauffacher, Luthenstrasse
- Verlagsbuchhandlung, Stauffacherstrasse
- Buchhandlung Kaiz, Bahnhofstrasse

BÜHNE UND FILM:

Das Schauspielhaus spielt u. a. klassische und moderne Stücke, die man in Deutschland nicht mehr auführen darf. Das «Cornichon» ist das beste Cabaret der Schweiz. Es bringt politische Satyre, die Sie in äentigen Deutschland nicht mehr sehen.

Alle Kiosks spielen Filme, die in Deutschland nicht aufgeführt werden dürfen. Versäumen Sie nicht, sich die besten französischen, amerikanischen, russischen und englischen Filme anzusehen. Besonders das «Bellevue» und «Studio NORD-SUD» bringen Spitzenleistungen.

me» drucken, 5'000 Exemplare. Adolph Seitter mobilisiert Jungsozialisten und «Naturfreunde» als Verteiler. In Zürich besorgen dies Bruno Fuhrmann und Paul Meuter. Kaum kommt ein deutscher Bus oder ein Zug aus Deutschland, kriegt jeder Reisende ein Blatt mit einem freundlichen «Grüezi» in die Hand gedrückt. Das fällt bei der Fülle von verteilten Drucksachen gar nicht auf. Andere stecken wir hinter die Scheibenwischer der Wagen mit dem D-Schild. Immer wieder fahre ich nach Zürich; sie tut gut, diese «direkte Aktion»! Diskussionen meide ich; auch unsere Genossen sollen sie unterlassen, so vermeiden wir Zwischenfälle. Immerhin haben mir einige «Kunden» in bestem «Züridütsch» gedankt.

Bestimmte Gruppen der Schweizer Bevölkerung bis zu Mitgliedern der Regierung zeigen Wirkung ob der Erfolge von Hitlers Politik. Die Behörden werden von Berlin unter Druck gesetzt. Sie geben diesen weiter: Die Flüchtlinge werden verschärft überwacht, Kommunisten ausgewiesen; antisemitische Tendenzen sichtbar. Anpassung, Realpolitik, «Das Boot ist voll», ein neues Vokabular wird praktiziert. Es muss jedoch auch der grossen Zahl von Persönlichkeiten gedacht werden, die mutig die eidgenössische Tradition von Freiheit, Demokratie und Unabhängigkeit verteidigen. Dazu gehören die protestantischen Pfarrer, weite Kreise des liberalen Bürgertums, Intellektuelle, Lehrer und Künstler. Zurückhaltend ist die katholisch-konservative Presse.

Von der Regierung wird bekannt, dass Arbeitslager für Emigranten geplant seien. Noch schwebt am Höhenweg der Landesausstellung ein Kennwort: «Die Schweiz als Zufluchtsort Vertriebener, das ist unsere Tradition. Das ist nicht nur unser Dank an die Welt für den jahrhundertelangen Frieden, sondern auch besonderes Anerkennen der grossen Werte, die uns der heimatlose Flüchtling von jeher gebracht hat.» – Bald sollte es anders tönen!

Bohrende Fragen – Der Pakt

Unser *Landmark-Manifest*, verbreitet in und durch die Spitzen der deutschen Emigration und bei den Führern der Schweizer Arbeiterbewegung, wird mit Interesse aufgenommen. In Arbeitsgemeinschaften in St. Gallen, Herisau, Romanshorn und Zürich dient es Schwei-

zer und deutschen Genossen und bürgerlichen Freunden als Schulungsunterlage. Die Weltpolitik beginnt wie eine Achterbahn zu rasen. Die spanische Republik erliegt dem internationalen Faschistenansturm. Litauen (Memel-Gebiet) kapituliert vor Hitler, Albanien vor Mussolini. Laval in Frankreich, Chamberlain in England hoffen noch immer, den deutschen Angriff gegen die Sowjetunion ablenken zu können. Roosevelts «New Deal» profitiert vom internationalen Rüstungsboom. Die Hoffnungen des deutschen Widerstands, Hitlers Sturz von innen zu erreichen, schwinden rasch. Bleibt es bei der Alternative «Hitlerfriede» oder Krieg? In dieser Lage ist es schwer, das «Trotz alledem» des Landmark-Manifestes aufrechtzuerhalten.

Eine weitere schwere Belastung kommt hinzu: Die Diskussion um die Moskauer Prozesse nagt gefährlich an den Widerstandskräften, welche die *Einheit der Aktion* als Voraussetzung für den Sieg betrachten. Tiefe Risse zeigen sich auch durch den tragischen Bruderkampf in den Reihen der spanischen Republikaner und der Interbrigadisten, deren ungeheurer Heldenmut zuvor die Begeisterung und Solidarität der Arbeiterbewegung entflammt hatte. Wenn das alles stimmte, was seitens der Kommunisten über Agenten und Verräter in den Reihen der republikanischen Kräfte behauptet wurde – mit brutaler Ausrottung als Konsequenz –, dann war niemand mehr zu trauen und der Kampf wurde sinnlos. Oder waren es andere Ursachen, die zu dieser schweren Dezimierung der Freiheitskämpfer führte? Von niemandem erhielt ich in dieser Zeit eine befriedigende Antwort. Galt es, das Landmark-Manifest als untauglich abzuschreiben? Wieder beantwortete ich diese Frage mit der immer verzweifelten klingenden Gegenfrage: *Was denn sonst?*

In diesen Tagen treffe ich erstmals mit Valentin Gitermann zusammen: Schweizer, Historiker, Professor, Mitglied des Nationalrates und Verfasser der dreibändigen (und besten) «Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft». Sein aus aktuellem Anlass entstandenes Buch «Die historische Tragödie der sozialistischen Idee» bestätigt im Wesentlichen das Dilemma, mit dem ich mich seit Beginn meines politischen Denkens herumschlage. In diesen Tagen melden die Zeitungen mit einer kleinen Notiz, dass der deutsche Konstrukteur Heinkel ein Flugzeug mit Düsenantrieb geschaffen habe. In diesen Tagen erscheint der Bericht von Kantorowicz: «Tschapajew», das Bataillon der Internationalen Brigade, von Steinbeck «Die Früchte des Zornes», ein Meisterwerk mit dem Hintergrund der Wirtschaftskrise in USA, und Hemingways berühmter

Roman des spanischen Bürgerkriegs «Wem die Stunde schlägt». In diesen Tagen kommen – in Vorahnung dessen, was kommen würde – ein Dutzend Freunde, Genossen, Verwandte zu Besuch. Ein grosses Treffen vereint uns in der Nähe von Brissago am Lago Maggiore. Wenig ist von Politik die Rede. Wir schwimmen, wandern, liegen in der südlichen Sonne, spielen, treiben unsere Scherze, wie in alten Tagen. Drei Tage dauert der Abschied. In kleinen Gruppen fahren sie zurück. (Alle haben sie den Krieg überstanden, bis auf einen, meinen Schwager Hans Feick)

Es ist Mitte August. Meine Eltern sind gekommen. Die Wohnung der Familie Schoettle ist leer. Erwin ist mit seiner Familie mitten durch die französische Mobilmachung nach England in das neue Asyl gefahren.

In diesen Tagen, es ist der 23. August, schalte ich zur gewohnten Stunde, 12.30, Radio Beromünster ein. Die vertraute Stimme des Sprechers – er benutzt ein schwermütig klingendes schweizerisches Hochdeutsch. Zunächst, wie üblich, die Inlandsnachrichten «Der Nationalrat XY hat eine Motion eingebracht, betreffend...» «Die Gemeindeabstimmung in Muri über die Neuanlage der Wasserversorgung...» «Ein Velofahrer in Adliswil verunfallte infolge...» – Ausland: «In Moskau hat der deutsche Aussenminister Ribbentrop im Beisein Stalins mit dem sowjetischen Aussenminister Molotow einen Nichtangriffspakt abgeschlossen!»

Der weitere Verlauf des beginnenden Dramas ist bekannt. Ich will deshalb nur kurz etwas von meinen Eindrücken und Erlebnissen schildern: Satzketten, zusammengeballt, wirbelten wild in meinen Gedanken durcheinander: Lenin: «Um jeden Preis den eisernen Ring kapitalistischer Einkreisung sprengen» – «Tauroggen als Bündnis gegen Napoleon» – «Rapallo, Rathenau, Wirth» – «Radek: Schlageter, ein Wanderer ins Nichts!» – «Zusammenarbeit Reichswehr – Rote Armee» – «Hitler: Wir stoppen den ewigen Germanenzug nach Süden und stossen gen Osten für neuen Lebensraum!» ... Sollte das Abkommen der Preis für das Überleben – als «lachender Dritter» – der Sowjetunion sein? Würde diese Spekulation aufgehen? War dafür die Irritation in Kauf zu nehmen, die Abkehr der internationalen Arbeiterbewegung vom Glauben an die Sowjetunion als der Heimat aller Werktätigen? Immer verzweifelter wird mein Bemühen, die Strategie des Kreml zu verstehen und zu verteidigen. Humbert-Droz, der Zeit- und Kampfgenosse Lenins in seinem Schweizer Exil, verlässt als Generalsekretär die KPS und tritt zur

sozialdemokratischen Partei über. Egon Erwin Kisch tritt aus der KP-CSR aus. Die KPD beschliesst, dass ihre in der Schweiz illegal tätigen Mitglieder sich den Behörden stellen. Sie werden verhaftet und in die Zuchthäuser eingeliefert.

In diesen Tagen sitzen vier oder fünf von unseren «St. Gallern» im ersten Stock des Cafés «Zum Vögeli» in der Speisergasse zum gewohnten Mittwochstreff. Am Nachbartisch nimmt wieder dieser geschneigelte Herr Platz, der seit einiger Zeit hier erscheint, seine Zeitung liest und gelegentlich ähnlich gekleidete Herren zu getuschelten Gesprächen empfängt. Heute grüsst er besonders vertraulich zu uns hinüber. Wer das sei, frage ich die Bedienung. «Jo, das isch doch der Doktor Müller, da en Emigrant us Bregenz. Do isch er Sekretär vo de ‚Vaterländische Front‘ gsi und wäge dem chaibe Hitler gflüchtet!» Er gefällt uns nicht und wir lassen ihn unbeachtet. (Die Fortsetzung dieser Episode, ein «Wiedersehen», findet 1943 statt.)

Der Anfang vom Ende

Schweiz/St. Gallen, St. Georgenstrasse 135 II. Freitag, 1. September 1939, vormittags 8.15 Uhr. – Zwischen der Küche und dem Miniaturwohnzimmer befindet sich in der Wand eine praktische «Durchreiche». Meine Eltern sitzen am runden Tisch. Sie warten auf das Frühstück. Martel und ich sind in der Küche. Ich freue mich auf den Kaffee. Im Radio ist Ländlermusik. Ich schiebe die Kaffeekanne zur Durchreiche. Die Musik bricht ab. Zu ungewohnter Zeit ertönt die Stimme des Nachrichtensprechers: Die deutschen Truppen sind im Angriff auf Polen. Ein Seeangriff der deutschen Marine auf die polnische Westernplatte bei Danzig beginnt gleichzeitig. Dann Originalton aus Berlin; der «Führer»: «Seit 5.45 Uhr wird zurückgeschossen.» Ich sehe durch die Luke meinen Vater. Er ist wie erstarrt, der Kaffeelöffel in seiner Hand zittert.

Meine Mutter schlägt beide Hände vor das Gesicht. Martel fasst meine Hand. Ich spüre, wie mir das Blut in den Kopf schießt. «Endlich!» Nur dieses eine Wort bringe ich hervor. Was fühlte ich in diesem Moment? Es war ein spontanes Gefühl der Erleichterung und Entspannung, nichts von Furcht oder Angst. Als nächstes: Die Eltern müssen bei uns bleiben; wie werden die Behörden sich gegenüber den «Politischen» verhalten? Was passiert mit der Schweiz?



SOZIALDEMOKRATISCHER INFORMATIONEN BRIEF

NR. 49 ANFANG DEZEMBER 1933
HERAUSGEGEBEN VOM AUSLANDSBÜRO «NEU BEGINNEN»

Es kommen im Radio dauernd weitere Meldungen; wir schalten um auf den Stuttgarter Sender. Hier ständige Wiederholung der Hitlerrede und erste «Siegesmeldungen», dazwischen die schmetternden Märsche und Kampfgesänge. Mein Vater, obwohl voller Sorge, urteilt erstaunlich realistisch: Jetzt müssen die Westmächte Farbe bekennen, dann wird es so kommen wie im 1. Weltkrieg: Nach anfänglichen Erfolgen wird einfach die wachsende Koalition der Reichsgegner sich als stärker erweisen. Ich beginne meine erste spontane Reaktion rational zu analysieren: Schlimmer wäre ein «Hitlerfrieden»; schlimm bleibt, dass die deutsche Opposition sich als schwach erweist, dass sie selbst bei einer Niederlage der Nazis zu keiner Bedeutung gelangen könnte. Ich fand keinen Trost in den schon seit Jahren umlaufenden Meldungen der Emigrantenpresse und linksbürgerlichen Schweizerzeitungen. Diese brachten «aus bestens informierten deutschen Kreisen» Berichte über deutsche Panzerattractoren, durch die eine Gewehrkugel durchschlüge, über Flugzeuge, die wegen des schlechten Benzinersatzes aus Kohle vom Himmel fielen, von Generälen, die einen Putsch planten. Ich erinnerte mich, wie die deutsche Industrie nach den Zerstörungen des

Ersten Weltkriegs und den Reparationsleistungen ihre gesamte neue Produktion modernisierte und nicht zuletzt ihre Rüstungswirtschaft nach modernen Prinzipien organisierte. Die hatten jetzt bestimmt die modernste Waffenproduktion. Ob Wahrheit oder Legende, die Attacken polnischer Kavallerie gegen deutsche Panzer mochten heroisch wirken, doch waren es hoffnungslose Relikte einer vergangenen Kriegstechnik.

Die Reaktion der Schweiz

Die Sympathien von Bevölkerung und Regierung mochten offen oder insgeheim den Alliierten gelten. Offiziell verkündet die Regierung strengste Neutralität; zu deren Schutz wird mit grosser Präzision ein Programm der militärischen und Zivilverteidigung praktiziert. Bei knapp 5 Millionen Einwohnern tragen zeitweilig 25% Uniform. Der Wehrdienst geht bis 75(!) Jahre, Pfadfinder und Frauen werden als Meldegänger, Fahrer und Sanitäter eingesetzt, Taube zensieren Postsendungen, Blinde bedienen Telefone. Die Presse wird unter Vorzensur gestellt. Ein Waffenverbot für Ausländer ergeht. Die «Anbauschlacht» wird organisiert. Eine straffe Rationierung der Lebensmittel erfolgt. (Butter gibt es von da ab weniger als in Deutschland.) – Ein typisches Beispiel der Verbrauchlenkung: Reis, neben Teigwaren und vor Kartoffeln das beliebteste Grundnahrungsmittel, ist auch gegen «Märkli» nicht erhältlich. Die Behörde empfiehlt dafür Hirse zu essen. Sie ist frei und in beliebiger Menge erhältlich. Kein Mensch kauft sie. Auf der nächsten Lebensmittelkarte erscheint ein neuer Abschnitt: Hirse (62,5 Gramm). Jeder löst den Coupon ein: man darf ja nichts verfallen lassen!

Nach den Kriegserklärungen von Frankreich und England beginnt eine neue Form der Kriegsführung, der *Drôle de guerre*. Es passiert einfach nichts. Im Kino sehe ich als einzige «Kampfhandlung» der Franzosen, wie an der Saar im Warndtgebiet durch die schmale Gasse eines deutschen Dorfes eine französische Patrouille, etwa 5 Mann, schleicht. Das Seitengewehr aufgepflanzt lauern sie vorsichtig um die Ecke, springen auf die andere Häuserseite. Ein Poilu kann es sich nicht verkneifen: er grinst freundlich in Richtung Filmoperator.

Die deutschsprechende Schweizer Bevölkerung, die schon immer

ein gespanntes Verhältnis zum «grossen Bruder» im Norden hatte (was bis heute anhält!), mag schon gar nicht die Nazis mit ihrem anmassenden Gehabe leiden. Natürlich habe ich auch solche erlebt, die mit einer gewissen Bewunderung ins «Dritte Reich» schielten. Entschiedene und offene Ablehnung gab es in der Arbeiterbewegung, im liberalen Bürgertum und in der evangelischen Kirche. In bestimmten Kreisen jüngerer Offiziere, bei kleinbürgerlichen Konservativen und Vertretern der Rüstungsindustrie gab es Sympathisanten der Nazis. Als «Nationale Front» sogar eine profaschistische Partei.

Der Kriegsausbruch brachte für die St. Galler Gruppe einen totalen Stop der Kontakte mit den Genossen in Zürich. Erwin Schoettle war, wie gesagt, durch Frankreich gerade noch mit der Familie nach England durchgekommen. Seit der Katastrophe 1938 um die Gruppe Anton Döring fielen August Faatz, Paul Nusch und später der todkranke Othmar Schmidt aus. Nur Tesch blieb übrig. Es kam meist nur noch zu einzelnen Treffen. Durch Besuche in Zürich, Basel, Rorschach, Arbon, Vaduz und Stein (AR) versuchte ich ein Minimum der Gemeinschaft aufrechtzuerhalten. Viel kam dabei nicht heraus: Die Sorgen um die eigene Zukunft, die Irritation durch die politische Entwicklung überschatteten die Gespräche.

Es gelingt mir, meine Eltern zur Verlängerung ihres Urlaubs zu bewegen. Doch Mitte Oktober lehnt mein Vater endgültig meinen Vorschlag ab, in der Schweiz zu bleiben. «En aide Baum verpflanzt mer net», sagt er. An einem strahlenden Oktobertag begleite ich die beiden Alten nach Rorschach. Sie schauen hinaus auf die liebliche, friedliche Landschaft und den blinkenden Bodensee. Der D-Zug nach Stuttgart wartet auf dem Nachbargleis. Ich reiche das Gepäck hinein. Ein kurzes Abschiedsgespräch, ein Händedruck vom Wagenfenster. Der Zug fährt an. Bis zu einer Kurve sehe ich meinen Vater – weit hinausgelehnt aus dem Fenster blickend. Beide sollte ich nicht mehr wiedersehen.

«Bis zur letzten Patrone», so nannte lachend mein Schweizer Genosse und Freund Werner Nef in einem langen Gespräch meine Vorstellungen über unsere weiteren politischen Aktionen. Wir beschlossen, jede Möglichkeit zur Aufklärung der öffentlichen Meinung zu nutzen, den Ausbau der Schulungsarbeit und die Vorbereitung konspirativer Methoden für den Fall einer völligen Illegalität. Werner genießt in der Arbeiterbewegung im Kanton hohes Ansehen, und unsere gemeinsame Bemühung, den Nebel zu zerstreuen, den die

verwirrenden Meldungen über die Kriegereignisse und deren Hintergründe erzeugen, bringt Erfolge. Auch in St. Gallen bildet sich im Rahmen der Schulungskurse eine Gemeinschaft von Sozialisten und Demokraten.

9.4. Deutscher Überfall auf Dänemark und Norwegen – 10.5. Deutscher Angriff im Westen – Churchill britischer Premierminister – 5.6. Beginn der Schlacht um Frankreich – 10.6. Kapitulation der norwegischen Armee – Kriegseintritt Italiens – 15.-17.6. UdSSR besetzt baltische Staaten – 18.6. De Gaulles «Nationalkomitee der Freien Franzosen» in London – 22.6. Waffenstillstand Deutschland-Frankreich – 13.7. Beginn der Luftschlacht über England – 27.9. Dreimächtepakt Deutschland-Italien-Japan – 28.10. Italien überfällt Griechenland

Anpassung oder Widerstand? – Die Schweiz in der Krise

Nach der Liquidierung Polens und durch die Fortsetzung des «Krieges, der keiner war», legte sich die hektische Stimmung der Bevölkerung weitgehend. Friedensgerüchte mehrten sich. Die Wirtschaft profitierte von den Lieferungen an die kriegführenden Mächte. Die ersten Interniertenlager für Flüchtlinge werden eingerichtet. (Die «Politischen», d.h. Kommunisten und «Verwandte», kamen in Zuchthäuser.) Ich werde zum «Arbeitslager für Flüchtlinge» einberufen und vom Amtsarzt untersucht. Zu meiner Überraschung werde ich als «nicht dienstfähig» erklärt. Aus dem Untersuchungsbefund und den Unterlagen der städtischen Krankenkasse ergaben sich eine chronische Bronchitis und rheumatische Versteifungen. Es wird mir nahegelegt, eine berufliche Umschulung wahrzunehmen, die meiner Auswanderung nützen werde. In unserer Nachbarschaft betreibt der Vater des Genossen Gallusser eine Imkerei. Ich trete als Volontär ein.

Mein Schulungskurs in St. Gallen hat sich in zwei Punkten verändert: Er behandelt nicht mehr sozialistische Theorien, dafür politische Tagesthemen und Organisationsfragen. Deutsche Genossen nehmen daran nicht mehr teil, nur noch Freunde und Bekannte aus bürgerlichem Milieu. Etwa ein Dutzend Menschen kommen in der Privatwohnung des Rechtsanwaltes Dr. Sennhauser am Oberen Graben wöchentlich einmal zusammen. Eine Niederschrift über das Ergebnis wird jeweils von Emmy Sturzenegger angefertigt; z.B. über meine Broschüre «Finnland in Not» oder über das Thema «Technik

der Konspiration». – Nach Kursende begleite ich Emmy S. bis zum Bahnhof. Unvermittelt fragt sie mich: «Magscht mi nöd hüürote?». Verblüfft glaube ich zunächst an einen Scherz, dann versuche ich ihr klarzumachen, dass ich meine Frau nie verlassen würde und dass meine «Zukunft» wohl hinter mir läge, schon durch die politischen Entwicklungen. Sie hört mich schweigend an. Der Abschied ist kurz.

Und draussen ist «Blitzkrieg»: In diesen Tagen zerschmettert die deutsche Kriegsmaschine in kurzer Folge die Verteidigung der Länder Dänemark, Norwegen, Holland, Belgien, Luxemburg und Frankreich. In geschlossener Formation treten 32'000 Soldaten der geschlagenen französischen Armee in die Schweiz über, darunter eine Division polnischer Soldaten, die sich kurz zuvor nach Frankreich gerettet hatten. Sie werden in Lagern interniert.

Traditionsgemäss kennt die Schweiz in ihrer Armee in Friedenszeiten keinen General. Erst jetzt, bei der Bedrohung durch den Krieg in den Nachbarländern, wird die Milizarmee mobilisiert, das Parlament wählt als deren Kommandeur einen General, Guisan, vorher Oberstkorpskommandant in der romanischen Schweiz, ein konservativer Grandseigneur. Er wird in die Geschichte der Eidgenossenschaft eingehen.

Zwischen dem entschiedenen Widerstandswillen der Armeeführung und der Haltung der Regierung öffnet sich ein breiter Spalt. Immer deutlicher werden die Beweise der «Anpassung». Pressezensur und Verbote, wirtschaftliche Konzessionen, Verhandlungen mit prominenten Nazianhängern, der «Nationalen Front», Aktionsfreiheit für die NSDAP und alle ihre Gliederungen. Statt Internierung die Repatriierung notgelandeter deutscher Flieger und schliesslich, nach der Kapitulation Frankreichs, die berüchtigte Kundgebung des Bundespräsidenten Pilet-Golaz von der «Nouvelle ordre», der «Neuen Ordnung», d.h. die Anerkennung eines Europa unter faschistischer Herrschaft: «Die Ereignisse marschieren schnell, man muss sich ihrem Rhythmus anpassen!» – Keine günstige Situation für antifaschistische Flüchtlinge!

Armee und Volk

Ganz anders General Guisan. War er auch ein autoritärer Konservativer, die unabhängige, freiheitliche Schweiz verteidigte er mit allen Mitteln. Als die Regierung den Weg zur Unterwerfung beschreiten wollte, versammelte er auf der historischen «Rütliwiese» im Herzen der Schweiz die Kommandeure der Truppen und verkündete, dass die Armee zu keiner Kapitulation bereit sei, wenn die Regierung sie auch befehlen sollte.

Danach handelte er: Als eine kleine Gruppe jüngerer Offiziere sich als nazistischer Kern zusammenschloss und konspirierte, liess sie der General standrechtlich erschiessen! Deutsche Kampfflugzeuge, die über die Schweiz gen Frankreich flogen, liess er abschiessen. (Die gefangene Besatzung liess die Regierung sofort nach Deutschland zurückkehren.) Das Volk, voran die Arbeiterschaft, fasste zur Armee und ihrem Widerstandswillen Vertrauen.

Die SPS und ihr Präsident Dr. Hans Oprecht hatten sich im Blick auf die nazistische Bedrohung bereits 1936 zur Landesverteidigung bekannt. Jetzt kam es zu einem Bündnis zwischen den Sozialdemokraten und der Armee. In diesen Tagen traf ich Hans Oprecht in einer St. Galler Gewerkschaftsversammlung. Er habe mit einem Hauptmann Haussamann, St. Gallen, dafür gesorgt, dass der deutsche Flüchtling Otto Strasser (der Bruder des von Hitler ermordeten ehemaligen Naziführers Gregor Strasser) vor der Auslieferung bewahrt worden und ins neutrale Ausland gerettet sei. Das überraschte mich. Ich kannte Haussamann als Inhaber eines Fotogeschäftes und lokalpolitische Prominenz mit konservativem Einschlag. Hans O. deutete an, dass H. in der Armee eine wichtige vertrauliche Aufgabe habe. Er sei ein zuverlässiger Mann des militärischen Widerstands. Er, Hans O., baue im Augenblick eine zivile Widerstandsorganisation mit vorwiegend bürgerlichen Verteidigern der Eidgenossenschaft auf. Dazu gehörten auch möglichst konkrete Informationen über die Entwicklung in Deutschland. Übrigens arbeite als Initiant und Sekretär in diesem zivilen Widerstandskreis ein Mann, der mich vor vielen Jahren in Deutschland gekannt habe. Ich konnte Hans O. aus den Berichten meiner Verwandten und Freunde aus Frankfurt, die mich bis zuletzt besucht hatten, einiges berichten.

«Finnland in Not»

Im November 1939 marschiert die Rote Armee in Finnland ein. Verhandlungen beider Regierungen über einen Gebietsaustausch sind gescheitert. Finnland, von dem reaktionären Marschall Mannerheim regiert, verteidigt sich zäh. Ein Aufschrei der Empörung gellt durch die Welt. Mitleid mit dem Schicksal des kleinen Landes verbreitet sich. Die Sowjetunion wird aus dem Völkerbund ausgeschlossen.

Nach den Moskauer Prozessen, der Liquidationspolitik in Spanien, dem Pakt Molotow-Ribbentrop, jetzt dieser Angriff gegen Finnland. Das konnte doch eigentlich nur die Tat von Verbrechern oder Wahnsinnigen sein. Das konnte und wollte ich nicht glauben. Ich begann darüber ein intensives Nachdenken und Nachforschen. Ich durchstöberte die Archive der «Volksstimme» und des St. Galler Tagblatts, fuhr nach Zürich und las in vielen Jahrgängen der «Neuen Zürcher Zeitung», suchte Unterlagen im Archiv für Sozialforschung. Wochenlang vergrub ich mich in den Lesesaal der «Vadiana», der Handelshochschule.

«*Finnland in Not* (Wo sitzen die Schuldigen?)»: Aus Notizen und Dokumenten entsteht auf 9 Schreibmaschinenseiten das Produkt dieser Vorbereitungen. Wieder lässt der getreue Genosse Gsell im Sekretariat des VHTL 300 Exemplare herstellen. Ich gebe sie an die noch erreichbaren deutschen Genossen weiter; Werner Nef verbreitet den grösseren Teil an Schweizer Freunde und Genossen. Das Echo ist schwach; vielleicht scheuten es die deutschen Genossen wegen der Gefährdung ihres Aufenthaltes sich zu äussern.

Später erlebte ich ein zweifaches Wiedersehen: Der Anklageschrift meines Prozesses in St. Gallen 1941 («Verfehlungen gegen die innere und äussere Sicherheit der Eidgenossenschaft») lag die Broschüre als Belastungsmaterial bei. Als ordentliche Drucksache, herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde Schweiz-Sowjetunion erhielt ich 1943 von unbekannter Seite im Interniertenlager im Wallis ein «Plagiat».

Letzte Tage in Freiheit

In St. Gallen herrscht Panikstimmung. Man sieht Hitler als den kommenden Herrscher über Europa. Agentenfurcht breitet sich aus. Viele bereiten sich zur Flucht in die Innerschweiz vor. Hatte nicht der General als strategisches Verteidigungskonzept verkündet, die Armee werde im Kern der Schweiz die Alpen zur uneinnehmbaren Festung ausbauen? Manche Flüchtlinge fürchteten Killerkommandos und eingeschleuste Agenten. Hausgenossen von uns, der Eigentümer und die Arbeiterfamilie B., wurden distanzierter. Frau B., ein ehemaliges deutsches Dienstmädchen, seit Jahren gegen die «Schwobe» räsonierend, drehte nun täglich den deutschen Sender lautstark auf und strahlte bei jeder Siegesmeldung.

Ich erhielt Warnungen vor nächtlichen Überfällen. Meine Pistole hatte ich auch nach Bekanntgabe des Waffenverbotes für Ausländer behalten. Wir schlafen bei offenem Dachfenster. Das Haus steht im Einschnitt eines Steilhanges. Bäume neigen sich mit Ästen bis in die Nähe unseres Fensters. Nach Mitternacht erwache ich durch ein Geräusch. Ich äuge aus dem Fenster. In der Dunkelheit hangelt sich eine Gestalt in Richtung Dach. Unten am Stamm lehnt eine zweite. Leise hole ich meine Pistole und schieesse kurz zweimal in die Luft. Ein Plumps; ich schiebe mich über den Fensterrand. Zwei Gestalten verschwinden lautlos und eilends. Im Haus regt sich niemand.

Am nächsten Tage gebe ich die Pistole an eine meiner Kursteilnehmerinnen. Sie kommt aus Glarus und ist Rektorin einer Mädchenschule. – Aus Zürich kommt die Nachricht, dass ein guter deutscher Genosse und Mitglied unserer Gruppe, Karl Enders, früher Gewerkschaftssekretär in Stuttgart, gestorben ist. Othmar Schmidt, der Metaller aus Frankfurt, wird in das Kantonsspital eingeliefert. (Seine Freundin starb einen Monat zuvor.) Letzte Nachrichten aus Frankreich berichten von gemeiner Behandlung der deutschen Antifaschisten.

Es ist Sonntag... Juni 1940, herrliches Frühsommerwetter, doch St. Gallen liegt wie in Narkose. Mit den Velos fahren wir, Martel und ich, die Teschs, Adolf S. und Emmy, nach Rorschach. Das Strandbad ist fast leer, die Strassen sind unbelebt. Sind sie schon auf der Flucht ins Reduit? Wir lagern im Sand. Emmy will mit mir schwimmen. «... hinaus bis zum Floss.» Ich habe Zweifel. Erst kürzlich hat sie schwimmen gelernt. «Na, versuchen wir's.» Auf halber

Strecke wird sie unsicher, sie klammert sich an mich. Ich versuche sie zu einem ruhigen Festhalten zu bringen. Die Pritsche scheint meilenweit weg zu sein. Ich wende, der Strand in grosser Ferne. Immer wieder schlucke ich Wasser. Doch dann finde ich Grund. Stumm ziehen wir uns an und fahren nach Hause.

Am Montag, dem 24. Juni, kommt Emmy zu ungewohnter Zeit zu uns, sie sei zur Polizei bestellt, wegen mir. Gegen Abend treffen wir uns. «Was ist los?» frage ich. «Sie wönt di internieren.» Soll ich jetzt doch in ein Arbeitslager einrücken? Sie weiss es nicht, nur diesen Satz habe sie gehört.

Verhaftung, Knast

Am 25. Juni gegen 6 Uhr am Morgen – wir schlafen noch – stehen zwei Männer vor unseren Betten, in Zivil. Sie weisen sich als Beamte der schweizerischen Bundespolizei aus. Ich sei verhaftet. Ich ziehe mich an, nehme auf Geheiss Waschzeug mit. Im Wagen der Kantonspolizei geht es in die Neugasse zum Bezirksgefängnis. (Zwei Tage zuvor wurde der Krieg in Frankreich beendet. Mit grossem Widerwillen hörte ich die Siegesfanfaren der deutschen Sender und das Triumphgeschrei der Massen, die vorsichtigen Kommentare des Senders Beromünster.)

Die Polizei nimmt sachlich und wortkarg meine Personalien auf. Dann Fotos von vorn und der Seite; Fingerabdrücke: «Guet abrolle!» Abzuliefern: Tascheninhalt, Uhr, Gürtel und Schuhe. Redeverbot. Abwärts im Zellengebäude in den Keller, Beleuchtung, etwa 6 Zellentüren; ich komme in die dritte Zelle, etwa 2,50 x 4,50 m. Fenster dickes Ornamentglas, Kippe nur vom Gang aus zu öffnen, Kohlefadenbirne, Klappe in der Tür für Essenempfang, «Spion». Kübel rechts in der Ecke, an der linken Seite schmales Brett zum Abklappen als Tisch, dito als Sitz. Gegenüber Metallbett 80 x 180, tagsüber an die Wand angeschlossen, dünne Strohmattmatze, zwei Wolldecken. Kleines Gestell an der Wand für Wasserkrug, Tasse, Brotteller. (Kein Besteck.) Der Wärter, stumm, doch nicht unfreundlich, schliesst und verriegelt die Zellentür doppelt. Ein zischendes Geräusch wie weiland beim Kassenschrank meines Büros. Stille im Bau, Stille draussen. (Nur leise höre ich einen Brunnen im Hof, oder regnet es?) Ich klappe die Bretter für Tisch und Sitz herunter. Das sitzt

Zuchthausansicht
in St. Gallen.



sich verdammt knapp, die Tischplatte ist zu niedrig. Ich stütze die Arme auf, beginne zu überlegen: Ausweisung, Auslieferung, Lager? Was ist mit Martel, was mit den anderen? Ich spüre keine Angst, schon gar nicht Panik, überlege nur angespannt.

Um 12 Uhr bringt der Wärter das Mittagessen – Maggisuppe und einen Kanten Brot. Ich kann nichts essen, behalte das Brot, als um 12.30 das Geschirr geholt wird. Gittertüren werden zugeschlagen – Stille. Ich nehme etwas Brot, dazu aus dem Krug Wasser; es ist lau-warm. Das Klopapier besteht aus exakt geschnittenen Zeitungen. Ich lese alles verstümmelt – Nachrichten und Inserate. (Auf Monate wird dies meine einzige Lektüre sein.) Ich stehe auf und wandle: Sechs Schritte zum Fenster, sechs zur Tür. Die Filzlatschen schlap-pen; sie stinken, ich ziehe sie aus. Das Fenster ist leicht gekippt. Ich strecke mich und sehe ein kleines Stück Sonnenhimmel. 17.30 Klap-pe auf: Wieder Suppe und Brot, 18.00 Klappe auf, Essen zurück, der Wärter bringt auf meine Bitte frisches Wasser. Ich trinke viel.

Das Verhör

6.00 Uhr: Von allen Zellentüren fliegen die Riegel hoch, das Schloss wird geöffnet: Antreten der Reihe nach zur Kübelentleerung, drei Häftlinge vor mir, zwei hinter mir. Ein Wärter steht am Ausgang; je-der reinigt mit einer kurzen Bürste seinen Kübel, spült unter laufen-dem Hahn nach. In der Zelle ein kleiner Topf mit dünnem schwar-

zem Kaffee, ein Kanten Brot. Das Wasser im Krug dient auch zum Waschen. Ich reserviere mir davon zum Trinken. Der Wärter ist sehr freundlich, beinahe respektvoll (bin ich für ihn ein «grosser Fisch»?).

Um 9.00 Uhr führt mich der Wärter durch den Zellenbau über die Wäscherei in den Verwaltungstrakt zu einem Büroraum. Zwei Herren in Zivil erwarten mich. Einer stellt sich vor als Inspektor Benz von der Bundespolizei in Bern. Ich sei in Untersuchungshaft genommen, wegen des Verdachtes, die innere und äussere Sicherheit der Eidgenossenschaft gefährdet zu haben. (Art. 41 und 43 d der Bundesverfassung.) Nach genauer Feststellung meiner Personalien (der zweite Mann ist Protokollführer) schlägt Benz einen dicken Katalog mit Fragen auf, mit dem Hinweis, Leugnen nütze mir nichts; man habe für alles Beweise, vor allem für verbotene politische Betätigung: Organisation einer Flüchtlingsgruppe; politischen Nachrichtendienst; Herstellung und Vertrieb von Propagandamaterial; Schulungskurse für Schweizer und Ausländer. Auch Beweise für Anstiftung zur Überlassung eines Schweizer Passes, Fälschung und Verwendung desselben; für verbotenen Waffenbesitz; verbotene Arbeitsaufnahme.

Erste Frage: Ob ich die vorliegende Broschüre «Finnland in Not» angefertigt und verbreitet habe? Meine Antwort: Die habe ich von dem deutschen Emigranten Karl Enders in Zürich bekommen. – Ich hätte ein illegales Nachrichtenblatt herausgegeben und politische Informationen an die «Volksstimme» und das «Tagblatt» weitergegeben. Antwort: Gesprächsweise habe ich Äusserungen von Besuchern oder aus deutschen Zeitungen erwähnt. – Politische Schulungskurse? Es habe sich um zwanglose gesellige Zusammenkünfte gehandelt, mit mal literarischen, mal wirtschaftlichen Themen. Auch gesungen habe man und sei gewandert. Ich hätte mit einem Schweizer Pass nichts zu tun. Eine Waffe besässe ich nicht. Gelegentlich sei ich für einen Freitisch bei Gastgeber unentgeltlich mit kleineren Arbeiten behilflich gewesen.

Das Verhör wird am Mittag unterbrochen und gegen 3 Uhr nachmittags bis zum Abend fortgesetzt, insgesamt drei Tage lang. Zwischendurch machen mich einige Fragen stutzig. Wo war da die Quelle? Zum Beispiel die Frage: «In welchem Verhältnis standen Sie zu der Mulattin Anderegg?» Der Sachverhalt war: Das Mitglied unserer St. Galler Gruppe Richard Hartmann sagte mir eines Tages, er sei umgezogen und er wohne jetzt in der Mansarde der Wohnung

des Zahnarztes Dr. Anderegg. Ich solle mich dort erst mal melden, wenn ich ihn besuchen wolle. Bald darauf läutete ich vor der Wohnung A. Eine bildhübsche junge Farbige öffnete. In der Meinung, ich habe mich im Stockwerk getäuscht, entschuldige ich mich. «Verzeihung, ich wollte zu Doktor Anderegg.» Darauf sie in bestem Hochdeutsch: «Da sind Sie hier richtig, Dr. Anderegg ist mein Mann.» Ich sage: «Na, Sie hätte ich mir anders vorgestellt.» «Wie denn?» fragt sie lächelnd. «Darf ich ehrlich sein? Zirka 60jährig, vollbusige Bernerin!» Sie freut sich über das Kompliment und erklärt, ihr Vater sei deutscher Kolonialoffizier gewesen, der in Kamerun eine Negerin geheiratet habe. – Dieses Erlebnis erzähle ich am Abend zu Hause Martel und Emmy.

Die Frage nach der Pistole kann ich verstehen, doch wieso kennen sie die Passgeschichte? Eine Woche später erneut tagelange Verhöre. Der Ton ist schärfer und drohender. Ich beginne mit einer Frage: «Was ist mit meiner Frau?» Sie sei nach der Haussuchung ebenfalls verhaftet und in U-Haft genommen. Es gehe ihr gut. – Dann: «Sie wussten doch, dass der Emigrant Enders in Zürich gestorben ist?!» Ich zeige Bestürzung und sage: «Um Gottes willen, hat er sich umgebracht?» Benz: «Ach Sie Heuchler, hören Sie doch damit auf... Übrigens hier ist Ihre Pistole und der falsche Pass! Frau Dr. Diem (die erwähnte Kursteilnehmerin und Rektorin einer Mädchenschule) hat sie uns übergeben.» – Konnte sie uns bespitzelt haben?

Ich behaupte, die Pistole hätte ich noch vor dem Verbot des Waffenbesitzes für Ausländer Frau Diem geschenkt. Den Pass habe Schoettle besorgt, geändert und zum Schluss für sich benutzt (was sachlich sogar stimmte). Ihm konnte ich nicht schaden, er sass ja inzwischen in England. Benz tischt weitere Beweise auf. Nach einer Woche das Schlussverhör. Ich bekomme dann einige Tage später die Protokolle zwecks Anerkennung zur Unterschriftsleistung – Blatt für Blatt! – in die Zelle. Ein uniformierter Polizist sitzt zwei Tage lang auf meiner Bettkante, um zu verhindern, dass ich Akten vernichte. Ich unterschreibe, mit einer kurzen Ergänzung. Noch einmal kommt Benz zu mir. Die Unterlagen gehen mit den Protokollen anderer Häftlinge jetzt an den Bundesanwalt in Bern.

Neue Freunde – Im Krankenhaus

Eine Woche vergeht, ich gewöhne mich an den Tagesablauf. Wegen «Kollisionsgefahr» bleibt es bei strenger Einzelhaft, ohne Freistunde, Kontakt nach aussen, Lesestoff. Schweigen. An einem Abend kommt unerwarteter Besuch: ein ernster, gütig blickender etwa 50jähriger Mann mit grauem Bart. Es ist Alfred Gasser, der Direktor des Bezirksgefängnisses. Er bringt mir einen – zensierten – Brief von Gottlob Ernst, dem Kantonsschullehrer und bewährten Freund seit Jahren. Unsere Wohnung sei geräumt, die Möbel und das sonstige Inventar bei ihm und deutschen Freunden untergebracht. Wir seien nicht verloren und er wisse, dass Gott uns weiterhelfen werde. (Bis zu seinem frühen und plötzlichen Tod 1944 hat er uns seine tatkräftige Freundschaft bewiesen. Andere, deutsche «Helfer» waren da weniger verlässlich. Unsere Fahrräder, Radio, Schreibmaschine und ähnliche Kleinigkeiten sahen wir nie mehr wieder.)

Alfred Gasser bleibt an diesem Abend und von da ab noch an vielen Tagen lange in meiner Zelle. Seit Tagen leide ich wieder verstärkt an rheumatischen Beschwerden. Ich kann kaum gerade stehen oder sitzen. Gasser ordnet deshalb an, das Bett mit den beiden Decken bereitstehen zu lassen. Eine grosse Erleichterung! Aus tief christlicher Gesinnung versucht er meine seelische Verfassung etwas aufzuhellen. – Laut Vorschrift mussten die beiden eidgenössischen Wolldecken militärisch exakt auf ein Drittel zusammengefaltet werden. Das weisse Kreuz in der Mitte des unteren roten Querstreifens musste sichtbar sein. Trotz aller meiner Bemühungen klappte das nicht. Jetzt erschien Herr Gasser ziemlich regelmässig und brachte das Bett in Ordnung.

Immer wieder ging ich die einzelnen Punkte der Verhöre durch. Eines war klar: Ich musste Kontakt zu den Freunden draussen kriegen! Aber wie? Ich musste heraus aus dem Bau, möglichst in ein Krankenhaus. Also erkrankte ich. Seit Jahren hatte ich in dem rauen St. Galler Klima böse Rheuma- und Bronchitisanfälle. Oft lag ich bewegungsunfähig im Bett. Auch in meiner Zelle ging ich mit starken Schmerzen nur gebückt umher. Meine Turnübungen stellte ich ein. Ich erfand eine Methode, auf dem Bett liegend meinen Puls auf 120 und mehr Schläge hochzujagen; damit verbunden starker Schweissausbruch. An einem Morgen holte mein Wärter bestürzt den Gefängnisarzt. Der vermochte keine Diagnose zu stellen. Ich müsse

ins Kantonsspital gebracht werden. Ich wehrte mich: «Da wird mein Prozess verschleppt und damit meine Haftdauer verlängert!»

Am nächsten Morgen geht's im Krankenwagen zum Kantonsspital. Es ist herrlich, durch diesen sonnigen Tag zu fahren. In der Aufnahme holt mich ein Heilgehilfe ab. Ich komme in einen Saal mit acht Patienten. Es sind alles einfache Menschen. Sie empfangen mich fröhlich und freundlich. (Der Wärter hatte mich vorher als deutschen «Roten» angekündigt.) Sorgsam werde ich in das neunte Bett gelegt. Kaum ist der Weisskittel draussen, stehe ich auf und bitte einen der Kumpel um 20 Rappen. «I gang schnäll emol uff d'Toilette», erkläre ich zum Gaudi der «Büezer» in ihrem Dialekt. Im Spitalgarten steht eine Telefonzelle. Ich habe Glück: Werner ist am Apparat. Hastig sage ich, wo ich bin und dass er sofort kommen möge.

Zurück ins Bett; bald kommt der Stationsarzt. Meine Daten werden auf einer Tafel am Kopfende des Bettes eingetragen. Mittagessen kommt; herrlich! Dann erscheint Werner, ruhig und unbefangen: «Jo salü, wa machscht au immer?» Dann halblaut im Eiltempo Austauschen der Vorgänge. 17 deutsche Genossen und 14 Schweizer (auch er) wurden verhaftet, letztere alle wieder freigelassen. Emmy blieb unbehelligt. Ich stutze, und eine Gedankenkette beginnt in mir abzulaufen. Was war da mit dem «Heiratsgespräch», der Polizeivernehmung, der «Mulattin Anderegg», den sonderbaren Fragen des Herrn Benz?

Werner übernimmt es, die Warnung an alle Stellen in der Schweiz und in Deutschland durchzugeben. Ich weiss, er wird das umsichtig und zuverlässig machen. Auch die Materialdepots wird er säubern. (Bei ihm hat man 30 Exemplare meiner Finnlandbroschüre gefunden.) Er wird den Genossen und Rechtsanwalt Dr. Sennhauser mit meiner Interessenvertretung beauftragen. Gegen Abend verstärke ich wieder Pulsschlag und Schweissausbruch. Erstaunen des Arztes, weil die Temperatur normal ist. Er verfügt, dass ich nicht in die vergitterte und verschlossene Krankenzelle verlegt werde, da keine Fluchtgefahr bestehe.

Im gleichen Trakt lägen noch zwei andere deutsche Emigranten, die mich kennen würden, sagt mir der Pfleger! Am nächsten Tag frage ich nach Othmar, dem alten Kämpen der Frankfurter Metallarbeiter. Man weist mich zu einem Einzelzimmer. Dort liegen Sterbende. Ich zögere. Durch die Tür dringt ein qualvolles Stöhnen und Keuchen. Ich habe nicht die Kraft einzutreten. Othmar stirbt in dieser Nacht. Ich denke an unser letztes Gespräch: Er wollte zurück

nach Frankfurt und dabei sein bei der grossen Abrechnung, und er sagte zu mir (unvergessen!): «Paul, wenn mer haam komme, da mache mer ‚Chaborasso‘!» Ja, Othmar – unbewusst hast Du damit eine Wortkombination geschaffen. So grandios wie der Chimborazo und so restlos wie die Tabula rasa sollte unsere Abrechnung werden! Du hast sie nicht mehr erleben dürfen – auch wir nicht.

Im Obergeschoss besuche ich den zweiten deutschen Patienten, Karl Molt. Der ehemalige Stuttgarter Gewerkschaftssekretär war als Vertrauensmann der Transportarbeiter-Internationale in Amsterdam deren Grenzsekretär für Süddeuschland. Um die Zeit des Auffliegens der Gruppe Döring erlitt auch die illegale Gruppe von Molt schwere Verluste. Schöttle machte ihm deshalb (berechtigte?) Vorwürfe. Unsere Gruppe lockerte die Verbindung zu Molt. Ich treffe ihn gesund wirkend in einem Zweibettzimmer. Er ist munter und optimistisch. Er sei gleichzeitig mit uns verhaftet worden und wegen einer Herzsache in der Klinik. Die würden uns bald wieder laufenlassen. Ich staunte!

Am gleichen Tag erhalte ich überraschenden Besuch. Emmy erscheint, gut aussehend, modern gekleidet, mit Blumen, Süssigkeiten und Zeitungen beladen, und weckt mich aus dem Halbschlaf. Sie strahlt vor Wiedersehensfreude, ist besorgt um meine Gesundheit und findet tröstende Worte. Werner habe sie informiert, dass er sich für Martel und mich um ein Visum für Mexico bemühe (was auch stimmte). Sie könne dies selbst für uns beide durch gute Bekannte erlangen, auch das Reisegeld. Ich bin erschlagen. Jetzt fallen mir die obskuren Verhörpunkte (die Mulattin) ein, auch frühere Eifersüchteleien. Spontan unterbreche ich sie mit der Frage: «Warum hast du uns eigentlich verraten?» Im nächsten Augenblick schien es, als ob das Spital einen weiteren Patienten erhielt. Stumm und bleich sitzt sie vor mir, dann tränenreich: «I ha die halt so lieb!» Verblüfft kann ich nur bitter lachend sagen: «Das ist aber eine merkwürdige Art von Liebe. Doch erzähl mal, was da los war!»

Und dies war ihre Version: Ihr sei nach unserer letzten Aussprache klar geworden, dass es zwischen uns nie zu einer engeren Beziehung kommen würde. Deshalb habe sie eine Freundschaft mit einem jungen Schweizer erneuert. Seit der Mobilmachung leiste er Dienst als Oberleutnant. Während eines Treffens in einem Café habe sie einmal kurz den Raum verlassen. Ihr Freund habe ihre Handtasche geöffnet und darin die Niederschrift über den letzten Kursabend gefunden. Er sei überrascht und empört gewesen. Wie könne sie als

gute Eidgenossin mit Kommunisten arbeiten? Wenn sie nicht sofort darüber die Polizei unterrichte, werde er sie anzeigen. Das sei ja Landesverrat! Deshalb meldete sie in allen Einzelheiten alles, was sie über unsere Organisation, die Arbeit und die Personen wusste. Mit einer Ausnahme: Nichts von dem, was sie über die Menschen und die illegale Arbeit in Nazideutschland kannte. Dass sie solche Sachen, wie die Geschichte mit der Mulattin Anderegg zu Protokoll gab, erklärte sich aus ihrer Eifersucht.

Ich überlegte, welche Konsequenzen nach diesem Geständnis zu ziehen waren. Es mussten sofort alle gefährdeten Genossen und Freunde informiert werden. Es durfte Emmy kein Anlass gegeben werden, noch mehr «auszupacken». Auch Genossen, die sie nur mit Decknamen kannte, mussten gewarnt werden. In weiteren Verhören sollten belastende Vorgänge auf tote oder inzwischen aus der Schweiz verschwundene Leute abgewälzt werden. Am folgenden Tag lande ich wieder in meiner Zelle.

Der Untersuchungsrichter

Nach einer Woche holt mich der Wärter ab; wieder geht es durch den Bau zum Verwaltungstrakt. «Was ist denn jetzt schon wieder?» frage ich. «Verhör durch den Untersuchungsrichter!» Mit einem «Grüezi» erhebt sich ein Mann und reicht mir die Hand. Wir kennen uns; es ist der Genosse Roth, Vorstandsmitglied der kantonalen SPS. Er fragt, wie es mir nach dem Krankenhaus gehe. «Besser, doch nicht gut», antworte ich. Der arme Othmar Schmidt habe ja nun ausgelitten und der Molt sei guter Dinge. «Der Molt ist tot...!» unterbricht mich Roth. Ungläubig starre ich ihn an. Nun schildert er die Einzelheiten. Am Tag nach meinem kurzen Besuch im Krankenhaus sei Molt aus dem Spital entwichen. In einem Abschiedsbrief teilte er mit, dass er den Freitod einem Leben im Gefängnis vorziehe und erst recht der Auslieferung an die Gestapo. Seine Kleider habe er am Bodensee ordentlich abgelegt und sich ertränkt. Wie ein Schlag traf mich diese Nachricht. Dann fiel mir ein, dass er in den letzten Jahren oft starken Stimmungsschwankungen unterlag, manchmal seinen Kummer mit Alkohol betäubte, so nach der Verhaftung seiner Vertrauensleute in Stuttgart.

Ich frage Roth nach meiner Frau. Sie sei inzwischen vom Bezirks-

gefängnis in das St. Galler Zuchthaus «St. Jakob» überstellt worden, ebensowohl die Mithäftlinge unserer Gruppe. Nach Beendigung der Verhöre würden sie dort ihren Prozess abwarten. Ich als der Hauptbeschuldigte müsse zur Verfügung der Untersuchungsbehörde im Bezirksgefängnis bleiben. Als Hafterleichterung erhalte ich anstelle der Zelle im Keller eine solche im obersten Geschoss. Dann blättert er den Rapport der Bundespolizei auf und beginnt erneut ein intensives Verhör. Mehr und mehr fällt mir die Formulierung seiner Fragen auf. Konnte ich glauben, dass er für meine Antworten goldene Brücken bauen wollte? Vorsicht, da steckt bestimmt eine grosse taktische Erfahrung eines gewieften Juristen dahinter! Drei Tage Verhöre und Unterschriftsleistungen. Ich genoss die Abwechslung meines eintönigen Zellendaseins.

«Spannende Lektüre»

Das ewige Suppenessen wurde aufge bessert. Sonntags gab es dazu einen halben «Schübling», eine Art Rindswurst. Auch Lesestoff in Fülle wird mir tagelang geliefert. Dazu ein Polizist. Er soll darüber wachen, dass ich die «Literatur» nicht missbrauche. Es sind die gesamten Verhörprotokolle meiner mitverhafteten Genossen. Ich soll mich dazu in weiteren Verhören des Staatsanwaltes äussern. Ich bin bald beruhigt; keiner sagte etwas aus, was ihm oder uns nicht bewiesen war, keiner belastete einen anderen Verhafteten. Das Protokoll von Karl Molt studierte ich besonders intensiv, war er doch für unsere Gemeinschaft mehr eine Randerscheinung. Etwas im Protokoll war neu und überraschte mich. Am Ende seiner Darstellung sagte er etwa Folgendes: «Meine Verhaftung erfolgte zu Unrecht, die Anklagepunkte sind falsch. Alles, was mir vorgeworfen wird, tat ich im Auftrag und auf Anweisung der fünften Sektion des (schweizerischen) Generalstabs bzw. für den Nachrichten- und Sicherheitsdienst der Armee. Ich unterstand dessen Chef, dem Oberstleutnant Masson.» Niemand von uns – bestimmt auch nicht Schoettle – wusste oder ahnte dies. Sicher war es auch die Armee, welche die irrtümliche Verhaftung durch die «Bupo» berichtigte. Die Verlegung in das Spital sollte Molt Gelegenheit geben, zu verschwinden. Da hatte er dann halt die Nerven verloren und aus Angst vor der Invasion der Schweiz Selbstmord begangen. Verstehen konnte ich das, weil ich

und sicher mancher andere noch in der Einsamkeit der Zelle auf diesen Gedanken kam.

Nachschrift Zürich Ende 1945. Ich treffe im «Grünen Heinrich», dem bekannten Caféhaus, Dr. Wilhelm Hoegner, den späteren bayrischen Ministerpräsidenten, und den Grafen Spreti. (Dieser kommandierte 1923 die bayerische Polizei, welche den Hitlerputsch an der Feldherrnhalle in München zusammenschoss.) Wir besprechen kommende Entwicklungen in Deutschland. Dr. Hoegner lebte seit seiner Flucht vor Hitler im Status eines «Edel-Emigranten», wie etwa auch Thomas Mann oder Otto Braun, in einem Reiheneigenheim in Zürich-Höngg. Beiläufig erwähnt Hoegner, als Nachbar im nächsten Haus wohne der ehemalige Stuttgarter Gewerkschaftssekretär Karl Molt. Ich glaube mich verhört zu haben, doch Hoegner nennt mir Einzelheiten, die auch auf engere Kontakte schliessen lassen. Fazit: Die Schweizer Armeeführung hatte ihren Agenten aus dem Gefängnis über das Spital und den fingierten Selbstmord in ein sicheres Domizil geholt. Er ging nach Stuttgart zurück. Ich habe ihn nie mehr gesehen.

Um Kopf und Kragen

Es ist November geworden. In den Zellen will es nicht Tag werden. Es ist bitterkalt. Meist liege ich auf dem schmalen Bett, angezogen und mit den Wolldecken, und starre gegen die Decke. Seit September darf ich jeden Morgen 20 Minuten im Wäschetrockenraum im Dachgeschoss über den Zellen spazieren gehen. Nach der Hofseite ist der Raum offen, über Sichtblenden hinweg erblickt man einen Streifen des Hofes. Der Wärter verschliesst hinter mir die Tür. Ich bleibe allein. Ein Klingelknopf macht es möglich, jemand zu rufen, falls ein plötzliches Bedürfnis oder ein Unwohlsein eintritt. Ich betrachte ihn sinnend; auf Verwertungsmöglichkeiten bedacht, schraube ich seinen Deckel ab. Etwa die Hälfte der «Freistunde» mache ich alte Wehrsportgymnastik und einen Dauerlauf. Manchmal lässt mich der Wärter auf meine Bitte «gegen das Reglement» länger oben. Er hat Bedenken wegen der Kälte.

Unterbrechung am Vormittag: Wieder werde ich in ein Verhörzimmer geführt. Diesmal durch einen uniformierten Kantonspolizi-

sten. Hinter einem quergestellten Tisch sitzt ein kleiner, älterer Mann, eine Akte studierend. Ich sage «Grüezi», keine Antwort, nur die Brille rückt er zurecht. Der Polizist geht ab. Wir sind allein; ich kenne den Mann, es ist der Regierungsrat und Leiter des kantonalen Justiz- und Polizeidepartements des Kantons St. Gallen, Valentin Keel. Wir kennen uns als Genossen, er ist für die Flüchtlinge zuständig. An der Beschaffung unserer Schweizer Pässe war er beteiligt. Warum grüsst er nicht, warum schweigt er? Jetzt hüstelt er kurz und liest in schwerfälligem Hochdeutsch vom Blatt ab. «Im Namen der schweizerischen Eidgenossenschaft und auf Beschluss des Bundesrates habe ich Ihnen mitzuteilen, dass Sie aus dem Gebiet der Eidgenossenschaft ausgewiesen sind!»

Stille! Ich stehe stumm; irgendwie bewegen sich meine Hände, ich fühle Blut in meinen Kopf steigen, schlucke einige Male, schweige. Pause. Er (zögernd fragend): «Händ Sie no öppis z'sägge?» Kurze Pause. Ich (meckernd lachend): «Nee, nee, nee!» Pause. Er drückt auf den Schellenknopf, der Polizist erscheint salutierend. «Abführen», sagt K. grusslos. Zurück in die Zelle. Der Polizist: «Alles Gueti denn au!» «Merci», krächze ich und schlucke wieder.

Ich werfe mich aufs Bett, starre wieder zur Decke hinauf. «Wann wird's passieren? Wo? Wie werden sie es machen? – Ist ja fast gleich wo, rings um die Schweiz warten die Schergen der Achse Berlin-Rom.» – «Was werden die mit dir anstellen? Was geschieht mit Martel und den anderen? – Was kann ich unternehmen, wer kann helfen?»

Der Wärter öffnet die Klappe für das Abendessen. Ich lehne es ab, bitte um frisches Wasser. Wieder aufs Bett, wieder das Starren zur Decke. Die Glühbirne blinzelt matt, seit meiner Rückkehr aus dem Spital brennt sie die ganze Nacht. Auf meinen Wunsch, weil ich in der Dunkelheit nicht einschlafen kann. Ab Mitternacht schlafe ich traumlos bis zum Wecken. Am nächsten Morgen kommt es wie üblich mit Vorder- und Hintermann zu gezischeltem Informationsaustausch. Diesmal meine «Durchsage»: die Ausweisung. Zurück in die Zelle latschend, fasse ich einen Plan. Mit dem vereinbarten Code, schreibe ich auf einem Fetzen Zeitungsrand an Werner: «Bin ausgewiesen – Widerstand mobilisieren!» und offen: «Werner Nef, Herisau». Den Zettel klemme ich beim nächsten Freigang unter den Schellenknopf. Das Mittagessen wird von einem Kalfaktor durch die Klappe geschoben, der Wärter wartet am Gangende. Ich flüstere, er oder ein anderer U-Häftling möge den Zettel an einen geben, der

Besuche empfängt oder der entlassen wird. (Die meisten U-Häftlinge bleiben nur Tage oder wenige Wochen im «Bau». Ich brach mit meinen acht Monaten den Hausrekord.) Am nächsten Tag schon war der Zettel weg. Jahre später erfuhr ich erst, dass er ankam.

Eine andere Rettungsidee ergriff mich. Wie nannte doch Molt in seinem Verhörprotokoll den Chef der schweizerischen Armeespionage? «Obest Masson», fiel mir ein. Ich sause von meiner Lagerstatt hoch, trommele ausdauernd an die Zellentür, in Abständen immer wieder, rufe laut «Hallo!» Nach einiger Zeit öffnet der Wärter die Türklappe: «Wa wönt Sie?» fragt er freundlich. «Ich muss sofort den Untersuchungsrichter sprechen; ich muss eine wichtige und dringende Mitteilung machen.» Am nächsten Tag stehe ich wieder im Verhörzimmer. Roth fordert mich in ruhigem Ton zur Abgabe meiner Erklärung auf. Ein Beamter schreibt mit. Ich versuche sachlich, kurz und präzise zu sein: «Es ist mir klar, dass ich – bei Durchführung des Ausweisungsbeschlusses – in die Hände der Gestapo falle. In Kenntnis meiner Widerstandshandlungen in Deutschland und von der Schweiz aus wird man durch massive Verhörmethoden versuchen, auch die letzte Einzelheit aus mir herauszuquetschen. Ich bin zwar 1,86 m lang, doch sehr schmerzempfindlich. Ich kann deshalb nicht garantieren, was ich über meine enge Zusammenarbeit mit Oberst Masson und seiner Dienststelle von mir gebe...» Der Staatsanwalt schweigt, schaut mich lange an und sagt dann (lächeln seine leicht verkniffenen Augen?): «Danke.» Zurück in die Zelle. Viele Monate sollen bis zu meinem Prozesstermin vergehen. Es passiert nichts Besonderes mehr in diesem Jahr. Zu Weihnachten erhalte ich von Martel einen kurzen herzlichen und aufmunternden Brief. Spontan halte ich den Umschlag (mit Zensurvermerk versehen) auf meinem Bett stehend an die Glühlampe. Die Wärme färbt ihn dunkel. Buchstaben werden sichtbar. Ich lese (es ist der genaue Text): «Hier alles mies, auch *Direktor'*»

Luftschlacht über England – 11.2. Deutsche Truppen in Afrika – 19.3. Union deutscher sozialistischer Gruppen in London – 6.4. Deutscher Angriff auf Jugoslawien und Griechenland – 13.4. Nichtangriffspakt Japan-UdSSR – 17.4. Kapitulation Jugoslawiens – 21.4. Kapitulation Griechenlands – 22.6. Deutscher Überfall auf die UdSSR – 27.6. Kriegserklärung Finnlands an UdSSR – 3.9. Beginn der Vergasungen in Auschwitz – 8.9.-18. 1.1943 Leningrad belagert – 15. 11. Deutsche Offensive auf Moskau – 5. 12. Sowjetische Gegenoffensive bei Moskau – 7.12. Japanischer Überfall auf Pearl Harbour – 8.12. Kriegserklärung der USA an Japan – 11.12. Deutsche und italienische Kriegserklärung an USA

Grauer Alltag, dunkle Monate

Seit dem Abschluss der Verhöre Ende Oktober gibt es einige Hafterleichterungen. Mein Freund Gasser, der Gefängnisdirektor, kommt abends zu langen Gesprächen. Das Grundthema ist buchstäblich «Gott und die Welt». Wir einigen uns auf ein Wort von Albert Einstein: «Es ist schwer, die Existenz Gottes zu beweisen, noch schwerer seine Nichtexistenz.» Stets dränge ich ihn, mir etwas über den Krieg zu erzählen: Gott werde schon alles zum Guten wenden, meint er. Überraschend öffnet er die Zelle an einem Sonntagvormittag und führt mich in seine Wohnung. Ich könne jetzt immer die kirchliche Morgenfeier von Radio Beromünster hören. Er lässt mich allein. Rasch suche ich den deutschen Sender. Von jetzt an höre ich bis Mitte Februar jeden Sonntag die Nachrichten. Eingerahmt von den Siegesfanfaren und dem triumphalen Gesang «Denn wir fahren gegen Engeland» höre ich die schneidende Stimme des Ansagers, die hektisch-hysterische Reportage aus den Kampfbombern «... London brennt! ... London brennt!» Im November fällt Coventry in Schutt und Asche. Begeisterung des Reporters: «Dr. Goebbels erklärt, künftig werde das Verb ‚coventryren‘ ein stehender Begriff für das ‚Ausradieren‘ solcher Städte sein.» Ich höre vom Überfall Italiens auf Griechenland, vom Protest des Bundesrates gegen das Überfliegen der Schweiz durch englische Flugzeuge. Gasser berichtet von wachsender Angst der Bevölkerung vor einer deutschen Invasion.

Solche Nachrichten wirken auf die Dauer wie eine chinesische Tropfenfolter. Oft denke ich, wenn morgens die Zellenriegel klirrend geöffnet werden: «Ist es noch der Schweizer oder holt dich jetzt die SS heraus?» An einem Morgen höre ich das tiefe Motorengeräusch eines deutschen Bombers. «Jetzt kommen sie», denke ich spontan. Es war auch eine solche deutsche Maschine. Die schweizerische Flak hatte sie abgeschossen und liess sie zu Studienzwecken mal probefliegen! – Endlich bekomme ich etwas Lesestoff. Es sind uralte Jahrgänge einer Familienmonatsschrift des Ringierverlages. «Nur Fernsehen ist schöner», würde ich heute sagen. Schnell hatte ich genug davon. Eine weitere «Vergünstigung». Ich werde in eine Zweierzelle verlegt zu einem kleinen zappeligen Schneidergesellen, der mir in schneller Wiederholung klar macht, dass er niemals etwas gestohlen habe. Ich reklamiere und ziehe erleichtert zurück in mein vertrautes Domizil.

Ohne Unterlagen wiederhole ich aus dem Gedächtnis französische Grammatik und eine fiktive Konversation. Ich wiederhole den Ablauf meiner Auslandsreisen. Ich erinnere mich an Holland, Österreich, Südslawien, Frankreich, Norwegen-Spitzbergen, Dänemark, Belgien, Luxemburg, die Sowjetunion. An die Wanderungen kreuz und quer durch Deutschland, die Jugendtage der Sozialistischen Arbeiterjugend. Das half über die langen Winternächte in der kalten Zelle hinweg. Im Januar habe ich an einem Sonntag ein merkwürdiges Erlebnis. Nach dem Abendessen – wieder Suppe mit einer halben Wurst – lege ich mich gegen 18.00 Uhr aufs Bett. Ich bin entspannt; ich hörte, dass Aussicht für Martel bestand, nach dem Prozess in einem Landheim für Mädchen interniert zu werden; die deutschen Luftangriffe auf England schienen abzuebben. Ich war nicht müde. Auf einmal sage ich halblaut: «Schmirlgelscheibe.» Nach einigen Minuten wieder «Schmirlgelscheibe, Schmirlgelscheibe». Dann, in immer kürzeren Abständen, wiederhole ich das Wort, lauter und schneller. Ich kann nicht mehr denken, es wird mir heiss, immer hämmernder dröhnt es in mir: «Schmirlgelscheibe...»

Ich weiss nicht, wie lang das ging; dann hörte ich das Öffnen der Zellentür. Der Wärter und der Gefängnisarzt stürzen herein. Ich liege auf dem Boden, aus trockener Kehle krächze ich: «Schmirlgelscheibe...» Etwas sticht in meinen Arm, ich schlafe ein. Am nächsten Morgen, Zellenöffnung, Kübelparade. Ich erinnere mich genau an den Vorfall. Wie komme ich nur auf dieses Wort. Nie habe ich etwas mit so einem Ding zu tun gehabt. Ob man auf diese Art ver-

rückt wird? Freund Gasser kommt. Ob ich in einem Arbeitsraum Reklamedrucksachen couvertieren wolle. Ich komme ins Dachgeschoss in einen Gang, von dem zwei Türen in ein Bügel- und Nähzimmer führen. An der Fensterseite zieht sich in Tischhöhe ein Vorratschrank. Darüber sind zwei Fenster, *zwei Fenster!! Vergittert* zwar, doch geben sie den Blick frei auf einen Winkel der geschäftigen Neugasse und die benachbarten Wohnhäuser! Und der Himmel ist zu sehen, grau zwar, doch der *Himmel!* Einen Augenblick lang verspürte ich ein unsagbares Glücksgefühl: «Frei». Doch auch die Realität verschaffte mir die nächsten Wochen Erleichterung. Wenige Tage später erhalte ich die schriftliche Vorladung als Angeklagter.

Der Prozess (die Strafuntersuchung)

Die «Strafuntersuchungsakte No. 5442», ausgestellt am 24. Oktober 1940, umfasst 25 Seiten. Ich glaube beim Lesen zu träumen! Das ist nicht das Anklagematerial gegen verhaftete Kriminelle, das ist die exzellente Verteidigungsschrift eines versierten Staranwalts! Also deshalb die merkwürdigen Fragen und Verhörmethoden des Herrn Untersuchungsrichters Bernhard Roth – jetzt weiss ich, warum er mir meine Antworten direkt in den Mund legte. Und ich Kamel vermutete ständig, er stelle raffinierte Fallen.

Auszüge der Strafakte: «Im Januar 1940 meldete das Polizei-Kommando St. Gallen der Bundesanwaltschaft, es sei durch den Spezialdienst der Stadtpolizei St. Gallen festgestellt worden, dass von in St. Gallen und Umgebung wohnhaften politischen Flüchtlingen und Schweizern kommunistische Schulungskurse abgehalten werden. Als Initiant und Leiter dieser Kurse sei der vorerwähnte Paul Müller festgestellt worden ... Gestützt auf das vorgelegte Aktenmaterial hat der Bundesrat beschlossen, gegen Müller und Konsorten ein gerichtliches Strafverfahren zu eröffnen... Unbeschadet der strafrechtlichen Verfolgung und der allfällig zu verbüssenden Strafe wurden aus der Schweiz ausgewiesen und für den Fall, dass sie nicht ausgeschafft werden können, interniert (Akt. 3): 1. Müller, Paul, 2. Müller, geb. Schmid, Martha, 3. Hartmann, Richard, 4. Tesch, Karl, 5. Birnbach, Erich, 6. Biller, Walter, 7. Bettelheim, Kurt, 8. Baur, Valentin, 9. Molt, Karl, 10. Fuhrmann, Bruno.

... Allerdings vertrat dabei der geistige Leiter der Diskussions-

abende einen Standpunkt, der sich vielfach mit den Auffassungen der Kommunisten deckte. Aber dadurch wird der Charakter der Zusammenkünfte selbst nicht verändert. In einem Punkte ist es fraglich, ob es sich nicht um eine Schulung in der kommunistischen Taktik handelte. Nach den übereinstimmenden Aussagen der Angeeschuldigten behandelte der Leiter der Aussprachen die Verwendung der synthetischen Tinte und Verhaltensmassregeln, um sich der Polizei zu entziehen. Aber verschiedene Teilnehmer waren dadurch schockiert und der angeschuldigte Leiter selbst gibt an, dass er nur an eine praktische Anwendung dieser Kniffe dachte für den Fall einer deutschen Besetzung der Schweiz... An den Aussprache-Abenden verteilte der Hauptangeschuldigte Müller auch ein paarmal antifaschistische Druckschriften, die er von einem jetzt verstorbenen Emigranten in Zürich, Wilh. Endres, zugeschickt erhielt... Müller liess auch einige seiner Vorträge vervielfältigen und sie dann an den Diskussionen seinen Zuhörern verteilen. Die Zusammenkünfte erfolgten aber nicht, damit diese Literatur verteilt werden konnte...

Belastende Tatsachen im Sinne des erwähnten Bundesratsbeschlusses konnten nur einem Angeschuldigten – Molt – zur Last gelegt werden. Da dieser aber anlässlich einer Spitalsbehandlung entwich und in der Folge Selbstmord verübte, kann das Verfahren gegen ihn nicht fortgesetzt werden... Die Personen, welche die Pässe gebrauchten, haben das Delikt formell ausserhalb des Kantons begangen. Es richtet sich auch nicht unmittelbar gegen den Kanton. Daher findet unser Strafrecht auf ihre Handlungen keine Anwendung (Art. 4)... Wer in der Zeit vom 11.-15. Mai von Ausländern Waffen erhielt, zur Aufbewahrung oder als Geschenk, war zur Anzeige bei der Polizei verpflichtet. Was aber vor diesem Datum geschah, war nicht verboten ... Strafbar hingegen ist sein Verhalten in der Passfälschungsaffäre... Frau Müller hat sich nur wenig politisch betätigt. Sie gibt zu, einmal auf eine Wachsmatritze mit der Schreibmaschine einen Vortrag ihres Mannes geschrieben zu haben... Frau Müller besass ebenfalls einen gefälschten Pass, der auf den Namen von Frau Maria Krapf-Socher lautete. Frau Müller hatte die Absicht, ihre Verwandten in Deutschland zu besuchen...

... Die angeschuldigten Birnbach und Bettelheim neben einem andern, hier nicht genannten Emigranten Biller, unterhielten Beziehungen mit dem Grenzwachtkorporal Eigenmann und seiner Frau in Diepoldsau. Sie gaben an, der Familie Eigenmann mehrmals antifaschistische Zeitschriften oder Broschüren geschickt oder gebracht zu

haben, welche dann die Frau Eigenmann über die Grenze spedierte... Ebenso wenig wie Müller können die hier Angeschuldigten hierfür strafrechtlich belangt werden. Den angeschuldigten Fuhrmann und Pollatschek konnte nichts Konkretes nachgewiesen werden. Besonders Fuhrmann unterhielt aber so enge Beziehungen mit zahlreichen Emigranten und hatte einen so regen Briefwechsel, dass seine Tätigkeit stark politischen Charakter hatte. Aber strafbar sind sie dafür nicht...»

Verhaftet und verhört wurden folgende Schweizer: Bogdansky, Hedwig, Büroangestellte, St. Gallen; Lichtenstein, Kurt, Student, St. Gallen; Sturzenegger, Emmy, Handelsangestellte, Herisau; Sennhauser geb. Aleinikoff, Lubow, Hausfrau, St. Gallen; Lüthi, Martin, Musiker, St. Gallen; Eigenmann, Susy, Hausfrau, Diepoldsau; Strub, Eugen, Techniker, Rorschacherberg; Lüthi, Kurt, Redakteur, St. Gallen; Diem, Heidy, Lehrerin, St. Gallen; Janett, Friedrich, Wagensvisiteur, Romanshorn; Nef, Werner, Arbeitersekretär v. Urnäsch, Herisau; Frey, Walter Rudolf, Mechaniker, Herisau; Fisch, Hedwig, Lehrerin, St. Gallen; Weishaupt, Jakob, Stickereifabrikant, St. Gallen.

«... Die angeschuldigten Nef Werner & Frey Walter waren im Besitz von teilweise kommunistischen Zeitschriften und Broschüren. Es kann ihnen aber nicht nachgewiesen werden, dass sie beschlagnahmte oder verbotene Literatur verteilten. Nef hat zudem drei Vorträge Müller's hektographieren lassen. Er gab sie aber Müller zurück und verteilte sie nicht. Auch handelte es sich bei den Vorträgen Müller's nicht um eigentliches kommunistisches Propagandamaterial. Beide Angeschuldigte können wegen dieser Handlungen nicht bestraft werden.

Von 12 Anklagepunkten wurden sieben fallengelassen, darunter das «Verfahren gegen die kommunistischen Umtriebe in der Schweiz». An Untersuchungskosten wurden 22 Beschuldigten je 10, sechs weiteren je 35 und mir 100 Franken aufgebürdet. – Zur Haftdauer: «Vom 25. Juni – 23. August 1940 dauerte das bundespolizeiliche Ermittlungsverfahren. Am 23. August a.c. wurde der richterliche Untersuch. eröffnet. Mit Ausnahme von Müller und Molt erfolgte die Internierung am 6. Sept. 1940. Müller bleibt weg. Kollisionsgefahr bis zur Gerichtsverhandlung im Bezirksgefängnis in Untersuchungshaft.. »

Ich bitte Dr. Sennhauser, meinen Rechtsanwalt, um seinen Besuch

zwecks Beratung. Die Behörden verweigern dies. Er protestiert erfolglos und empfiehlt mir einen Lebenslauf zu schreiben, insbesondere über meine politische Entwicklung. Ich verlange dafür eine Schreibmaschine und erhalte sie. Die Ehefrau des Sozialdemokraten Sennhauser, die Genossin Lubow geb. Aleinikoff, war Gastgeberin und Teilnehmerin der von mir geleiteten Schulungskurse. Furchtlos und temperamentvoll setzte sie sich für alle angeschuldigten Flüchtlinge ein. Auch nach dem Prozess half sie, trotz antisemitischer Anfeindungen, vielen von uns.

Etwa acht Seiten umfasste mein Lebenslauf. Breit stellte ich die strenge und einseitige Behördenpraxis dar hinsichtlich des absoluten Arbeitsverbots und der überspitzten Handhabung der politischen Auflagen. Die Paragraphen des Schweizerischen Strafgesetzbuches, auf die sich die Anklage bezog, kannte ich nicht. Deshalb verlangte und erhielt ich das Gesetzbuch. Besonders suchte ich die Stellen, welche Passvergehen behandelten, war dies doch der verbliebene Hauptanklagepunkt! Dabei fand ich etwas heraus, was später meinen Anwalt verblüffte und erfreute: Genau um 2 Tage war die Frist für die Strafbarkeit der *Benutzung* eines falschen Passes überschritten. Es war ein Ausreisestempel der französischen Grenzpolizei!

Der Prozess (die Anklage)

Der Prozess findet am 14. Februar 1941 vor dem Bezirksgericht in St. Gallen statt. Ich werde unmittelbar aus der Zelle in das Gerichtsgebäude transportiert. In einem Nebenraum erwartet mich mein Anwalt Dr. Sennhauser. Zum erstenmal können wir uns besprechen – in Gegenwart des Polizisten. Dr. S. ist optimistisch. Die Anklage wird durch den I. Staatsanwalt Dr. Volland vertreten. Er werde weitgehend auf die Schlussfolgerungen des Untersuchungsrichters abheben. Meine schriftliche Stellungnahme sei für sein Plädoyer sehr wertvoll. Ich solle mich jeder eigenen Äusserung enthalten und nur auf Fragen antworten. Dagegen wende ich mich: ich wolle meine politische Gesinnung deutlich machen, weil ich keinesfalls als Krimineller erscheinen wolle. Dr. S. lehnt dies ab; noch nie habe ein Mandant vor ihm gesprochen. Er müsse sonst sein Mandat niederlegen.

Das Gericht besteht aus dem Präsidenten Dr. Willwoll und den vier Bezirksrichtern Kuhn, Braunschweiler, Enz und Staub sowie

Gerichtsschreiber Häne. Ich werde als letzter Angeklagter hereingeführt und sitze durch einen Polizisten getrennt von Martel. Zum ersten Male sehen wir uns wieder – seit der Verhaftung im Juni vorigen Jahres! Hinter uns sitzen Valentin Baur und Frau Krapf-Socher. Der Staatsanwalt verliest die Anklage. Darin werden weitere Einzelheiten über unsere politischen Aktivitäten belegt. Besonders von Valentin Baur werden Unterlagen, die seinen verbotenen militärischen Nachrichtendienst beweisen sollen, aus dem Original zitiert. Die Anklage gegen mich enthält u.a. folgende Feststellungen: «... Paul Müller liess sich in St. Gallen nieder, wo er in der Folge wegen seiner politischen Betriebsamkeit das Augenmerk der politischen Polizei auf sich zog und in Untersuchung gezogen wurde. Da ihm eine Schuld wegen Durchführung von Schulungskursen, welche der kommunistischen Propaganda oder Taktik dienen, nicht nachgewiesen werden konnte, wurde das bezügliche Verfahren aufgehoben... Schöttle warnte Müller vor der Verwendung des eigenen Passes, da darin ein Vermerk angebracht sei, dass er politischer Flüchtling sei, mit welchem Vermerk er nicht über irgendeine Landesgrenze käme ... Letzterer überbrachte den Pass Lustigs Erwin Schöttle, dem es als Graphiker und Buchdrucker offensichtlich leicht möglich war, das Passbild Lustigs zu entfernen und es mit demjenigen Paul Müller's zu vertauschen und auf letzterem die St. Gallische Stempelgrävüre anzubringen.»

Bevor sich das Gericht zur Urteilsfindung zurückzieht, fragt der Präsident, ob noch einer der Angeklagten etwas zu sagen habe. Ich melde mich: «Ja bitte!» (Es scheint nicht üblich zu sein, es gibt erstauntes Murmeln. Dr. Sennhauser kriegt einen roten Kopf.)

Ich sage: Aus den Gerichtsakten ist bekannt, dass ich wegen Hochverrats – das war mein aktiver Widerstand gegen die Nazis – verfolgt werde. Ich hätte mich dem Regime anpassen können. Ich folgte meinem Gewissen und floh erst in die Schweiz, als ich verhaftet werden sollte. Ja, ich bekenne heute, dass ich diesen Widerstand in vielerlei Form in der Emigration fortsetzte. Er galt den politischen Idealen, welche die Grundlagen der Eidgenossenschaft von alters her waren: Freiheit und Demokratie. Und hat nicht die so eindrucksvolle Landesausstellung 1939 in Zürich diese Ideale und das Asylrecht besonders hervorgehoben? In unserer Ablehnung des Faschismus hat uns nicht nur die Haltung des Schweizervolkes, sondern auch die aktive Unterstützung vieler ihrer Bürger geholfen. Wir ver-

trauen auf den Spruch des Gerichtes, dass er in guter Tradition der Eidgenossenschaft erfolgt. Wir haben in diesen Jahren manches Schwere und viele Enttäuschungen erlebt, besonders seit unserer Verhaftung. Trotzdem lassen Sie mich ein Wort des grössten Sohnes meiner Vaterstadt, Johann Wolfgang v. Goethe, zitieren: «Mir ist es wohl, dass ich ein Land kenne, wie es die Schweiz ist; habe ich dort doch immer eine Heimat.»

Das Urteil

Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück. Die Angeklagten mit ihren Verteidigern warten in einem Nebenraum. Jetzt erst umarmen wir uns. Martel war während der Verhandlung sehr ruhig und gespannt. Nach meinem Schlusswort beugte sie sich über den trennenden Polizisten und küsste mich. Dr. Sennhauser braust mit seiner stattlichen Körperfülle auf mich zu. Mag er mich jetzt doch beschimpfen... Was tut er? Er zieht mich an seine mächtige Brust: «Das, was Sie gesagt haben, garantiert den Freispruch, vielleicht lasse ich doch einmal künftig einen Klienten zu Wort kommen!»

Und so wird vom Gericht am 9. April 1941 «zu Recht erkannt:

1. Der Angeklagte *Valentin Baur* wird des militärischen Nachrichtendienstes und des Vorschubleistens hierzu schuldig erklärt und zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt, unter Zubilligung des bedingten Straferlasses bei Ansetzung einer Bewährungsfrist von zwei Jahren.

2. Der Angeklagte *Paul Müller* wird von den Anklagen betreffend Anstiftung zur Verfälschung eines echten Passes und des fortgesetzten Gebrauches desselben zufolge Verjährung der Strafverfolgung freigesprochen.

3. Die Angeklagte *Martha Müller* wird der Anstiftung zur Verfälschung eines echten Passes schuldig erklärt und zu Fr. 50,- Geldstrafe, umgewandelt in zehn Tage Gefängnis, verurteilt, welche letztere bedingt erlassen werden, unter Ansetzung einer Bewährungsfrist von zwei Jahren. – Eventuell hat die Gefängnisstrafe durch die ausgestandene Untersuchungshaft als verbüsst zu gelten.

4. Die Angeklagte *Maria Krapf* wird des Überlassens eines echten Passes an eine Unberechtigte zum Gebrauch schuldig erklärt und zu fünf Tagen Gefängnis, unter Zubilligung des bedingten Straferlasses, bei Ansetzung einer Bewährungsfrist von zwei Jahren, sowie zu

Fr. 20,- Geldstrafe verurteilt. – Im Falle der Uneinbringlichkeit ist die Geldstrafe in vier Tage Gefängnis umzuwandeln, für welche Eventualstrafe ebenfalls der bedingte Straferlass mit einer Bewährungsfrist von zwei Jahren zugebilligt wird.

5. An die Gerichtskosten: Staatsgebühr Fr. 90,-; Vertretung durch den Staatsanwalt Fr. 30,-; zusammen Fr. 120,-, bezahlen Baur, Martha Müller und Maria Krapf je $\frac{1}{3}$.

6. An die Untersuchungskosten von insgesamt Fr. 145,55 bezahlen Baur und Paul Müller je % und Martha Müller und Maria Krapf je $\frac{1}{6}$. – Die Verpflegungskosten haben Baur mit Fr. 123,20, Paul Müller mit Fr. 305,10 und Müller Martha mit Fr. 153,20 an sich zu tragen... »

Es war nicht zu fassen: Ich, der als Hauptschuldiger Bezeichnete, werde freigesprochen, Martel kommt mit einer geringen Geldstrafe davon, Frau Krapf, objektiv weniger schuldig als Martel, wird mit 5 Tagen Gefängnis bestraft. Am härtesten trifft es Vally Baur mit sechs Wochen Gefängnis. (Ihn trifft es doppelt: Das Einreisevisum für USA ist kaputt, weil er jetzt eine Vorstrafe hat.) Mein Freispruch «erspart» mir Gerichtskosten. Dafür werde ich mit den höchsten Verpflegungskosten belastet, wegen der Länge meiner Haftzeit.

Mein bester Anwalt war der Untersuchungsrichter, der gute Genosse Bernhard Roth. Dr. Volland als Staatsanwalt hatte die Gesetzesauslegung von Roth, die zu unseren Gunsten sich oft gewagtester Interpretationen bediente, nahezu vollständig übernommen. Das Gericht übernahm ohne Änderung dessen Anträge. Das Ganze ein einmalige Vorgang gegenüber den gleichgearteten Fällen! Sicher spielte auch die öffentliche Meinung eine Rolle. Die Verhaftung zahlreicher angesehener St. Galler Bürger erregte Aufsehen und Widerspruch. Vielleicht spielte auch mein «Hinweis» auf den Oberst Masson eine Rolle. Diese Notlüge stoppte vermutlich auch die Ausweisungsverfügung.

ZL 209 oder die Internierung

Nach der Urteilsverkündung werde ich zurück in die Zelle gebracht. In den nächsten Tagen erhalte ich einige Briefe meines Anwalts: Seine Rechnung über ca. 350,- Franken, eine Beschwerde, dass unsere Korrespondenz der Zensur unterliege, und als Wichtigstes den Be-

scheid, die Ausweisungsverfügung sei suspendiert. Dafür erfolge meine Einweisung in ein Internierten-Lager. Den amtlichen Bescheid erhalte ich vom Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement in Bern. Für das «Campo di lavoro per profughi» in Malvaglia (Ticino). Meine Internierten-Nummer lautet ZL 209. (Bis 1944 wird diese Nummerierung auf über 80'000 steigen!).

Im März ist es soweit. Ein Beamter in Zivil begleitet mich zum Bahnhof. Über Zürich fahren wir in Richtung Tessin. Zuvor haben mir unsere Freunde einen Koffer mit Kleidung und sonstige Kleinigkeiten geschickt. Freund Ernst hat ausserdem von meinem von ihm verwalteten Sparbuch das Anwaltshonorar bezahlt, ebenso eine Kostenrechnung des Bezirksgefängnisses für Verpflegung und Heizung während der Haftzeit. Mein Bewacher schwärmt von der «Sonnenstube der Schweiz», dem Tessin. Er ist überrascht, als ich ihm einiges über die Geschichte der «Repubblica ticinese» erzähle. In Arth-Goldau verlässt er mich. Ich würde auf der Station Biasca abgeholt. Ich bleibe allein im Abteil, geniesse die Fahrt durch den Gotthardtunnel (und denke an meine erste Fahrt 15 Jahre zuvor).

Es ist ein sonniger, doch sehr kalter Tag, als ich in Biasca mein Gepäck aus dem Fenster werfe und aussteige. Ein junge Mensch hält mich an und sagt – ohne mich nach meinem Namen zu fragen – oder sich vorzustellen: «Es isch Ihnen verböte, Poscht uffzgä odder zu telefoniere!» Es ist der Hilfslagerleiter Link, der mit mir in der Kleinbahn in Richtung Acquarossa fährt. Der Brenno oder italienisch Bleonio ist ein kleiner Gebirgsfluss. Das nach ihm genannte enge, hoch gelegene Gebirgstal führt zu einem der ältesten Alpenübergänge, dem Lukmanierpass. Dort am Rheinwaldhorn (3402 m) entspringt der junge Rhein. Das Tal ist ärmlich, die Dörfer klein; kaum Landwirtschaft, etwas Vieh, Kastanien, schön die einfachen Kirchen mit haushohen Fresken, oft den St. Christophorus darstellend. Durch enge Seitentäler ziehen sich, auf der Höhe endend, Saumpfade zu Alpenweiden.

Das Lager und seine Bewohner

Malvaglia – frei übersetzt «schlechtes Tal» – ist ein langgezogenes Strassendorf, an den Bergflanken stehen einige villenähnliche Häuser. Das Lager liegt am Rande eines Fahrweges im Ödland. Ich wer-

de in der Bürobaracke abgeliefert. Im Vorzimmer amtiert als Sekretär des Lagerleiters ein jüdischer Flüchtling aus Wien, Dr. jur. Eisenberg. Er meldet mich dem Lagerleiter. Der sitzt, eine Akte studierend, an einem Tisch. Ich sage: «Guten Tag!» – keine Antwort. Ich stehe da, dann huste ich diskret. «Name?» Bellend scharf kommt die Frage. Ich, stramm: «Müller.» – «Vorname?» Ich: «Paul.» – «Geborn?» Ich – ganz stramm und spontan: «Jawwoh!»

Ich bin tief erschrocken über mich, doch Herr Schütz verliert sachlich ruhig meine Internierungsverfügung, die Lagerordnung unter Betonung seiner absoluten Polizeigewalt. Richard Eisenberg übernimmt mich, zeigt mir das Lager, die Mannschaftsbaracke mit Küche. (Der Koch, Günter van Geldern, ein Urgrossneffe von Heinrich Heine, ein fröhlicher, gescheiter junger Jude aus Düsseldorf, Beruf Schaufensterdekorateur, erweist sich als ein phantasievoller Meisterkoch und guter Kamerad.) Die Schlafbaracke: Strohsäcke in einem Holzgestell: Insgesamt 90 Schlafstellen, dreistöckige Betten in 2 Reihen zu 15 Stück gegeneinandergestellt. Etwa 60 Plätze sind belegt; ich lande an der Ecke im «Untergeschoss». Die Waschbaracke liegt ca. 60 m abseits, seitlich offen, zugig und kalt. Die Latrine: sechs Löcher nebeneinander am Lagerrand.

Malvaglia ist das einzige Speziallager für «Politische». Es unterliegt einer besonderen, strengen Ordnung. Es gibt einige «Unpolitische». Hiasl, ein kleiner Kärntner Bauernjunge, ist Deserteur; ein Weissrusse mit absonderlichen Allüren, ausgemergelt; ein junger stiller Deutscher, Musiker, und die beiden jüdischen Flüchtlinge. Das Gros der Politischen stellen die Deutschen, gefolgt von den Österreichern und einigen Italienern. Davon sind Kommunisten etwa 90 Prozent, davon wieder die Hälfte Spanienkämpfer. Die meisten kamen aus den berühmten Zuchthäusern der Schweiz. Ihnen wie mir war das Lager hier dagegen ein Paradies.

Gegen Abend rückt die Mannschaft vom *Cantiere* ein. Herzliche und laute Begrüssung für mich als den Letztingewiesenen. (Die in unseren St. Galler Prozess verwickelten Genossen Valentin Baur, Carl Tesch, Richard Hartmann, Bruno Fuhrmann, Kurt Bettelheim und Birnbach waren Wochen zuvor verlegt worden.) An Achtertischen wird gegessen. Das Abendbrot ist reichhaltig und gut gemessen an der Gefängniskost. Danach ein lebhaftes Fragen und Antworten mit den Freunden und mit neuen Genossen. Bruno Fuhrmann verabredet für den nächsten Abend an der Latrine ein Treffen mit den Genossen Hans Teubner und Bruno Goldhammer. Die drei sind



Samstagmorgen-Appell im Lager Malvaglia.

die Leiter der Lagergruppe der KPD. Ich berichte vom Verlauf des Prozesses in St. Gallen. Die Kameraden machen mich mit den Lagerbedingungen vertraut. Der Lagerleiter Schütz sei ein harter Knochen. Kolonialschweizer mit unklarer Vergangenheit. Eine legale Vertretung unserer Interessen sei nur durch die Wahl eines «Freizeitgestalters» möglich. Man wolle mich dafür vorschlagen. Die Gefängniszeit steckt mir noch in den Knochen, ich möchte mich erst mal eingewöhnen. Es bleibt jedoch bei der Entscheidung; die Wahl durch die Belegschaft erfolgt einstimmig.

Die Pesciora

Das enge Talstück unterhalb des Dorfes, vom Brenno durchströmt, ist ein mit groben Kieseln und Felsbrocken bestücktes und von Weidenbäumen und dichtem Gestrüpp bedecktes Ödland. Einige Ziegen suchen mühsam Nahrung. Nach Tagwacht, Frühstück, Appell zieht die Kolonne im Marschschritt zum Cantiere. Unsere Montur: Dünne blaue Arbeitskluft, Holzschuhe.



Arbeitsgruppe im Lager Malvaglia.

Der Boden soll für den Anbau von Kartoffeln vorbereitet werden. Bäume fällen, Wurzeln roden (es sind zwei im Geröll übereinander liegende Schichten), Drainagegräben ziehen. Mit Pickel und Spaten geht es von 7 Uhr am Morgen bis 18 Uhr, unterbrochen von Frühstücks- und Mittagspause. Ich staune über die geschickte Arbeit meiner Kameraden. Mir fällt alles schwer. Die Blasen an meinen Händen platzen auf. Der Sanitäter verklebt sie mit Pflaster. Trotzdem ein herrliches Gefühl: der Himmel, die Luft, die Bewegung. Der Boden ist – im März – noch einen halben Meter tief gefroren, mancher Pickelstiel splittert. Nach einigen Tagen knackst etwas in meiner Wirbelsäule, ich kriege im Rücken unerträgliche Schmerzen. Ich kann kaum noch geradestehen oder sitzen, nur auf dem Rücken liegend schlafend. Trotzdem: weitermachen! Arbeitsunfähige kommen zurück in die Zuchthäuser. – Sepp Härtinger, unser Kapo, ein österreichischer Schutzbündler, teilt mich zur Drainagearbeit ein. Durch die Bodennässe verstärken sich die Schmerzen. Irgendwann taucht aus dem Gebüsch der Lagerleiter auf. Ich werde zum Holzhacken für die Küche ins Lager abgestellt. Es sind Prügel, die mit dem Beil ofenfertig zerhackt werden. Da brauche ich mich kaum zu bücken und brauche weniger Kraft. Eifrig und stolz bemühe ich mich, Günter, dem Grossneffen von Heinrich Heine und Küchenchef, das nötige Brennmaterial zu liefern. Er verbraucht unheimliche Mengen.

Von der Bürobaracke her pfeift jemand. Ich merke, es ist der Lagerleiter und es gilt mir. Ich hacke weiter, wieder pfeift er, dann

kommt er angerannt! «Höresch du nöd? I ha pffiffe!» – «Ach, das galt mir und ich hab' mich schon gefreut über unseren neuen Lagerhund! Bei uns pfeift man nämlich nur den Hunden. Aber schön ist's, dass wir jetzt uns duzen!» Gleichzeitig erschrecke ich über meine stets schnelle und vorlaute Zunge. Doch Schütz sagt nur: «Ab morge chömet Sie zum Transport.» Mein Nachfolger wäre der «Hiasl», unser Kärntner Bauernbursch. Ich staunte: In wenigen Minuten hackte er, immer rund um den Klotz gehend, einen halben Wald zusammen, mehr als ich den ganzen Tag.

«Hoch auf dem gelben Wagen...» Ganz so war es nicht: der meinige war ein Pritschenwagen mit vier Rädern und einer Deichsel. Mit ihm begann meine schönste Lagerzeit. Jeden Morgen geht es jetzt 4 km den Brenno entlang zur Bahnstation Biasca. Lebensmittel, Lagermaterial, Gepäck laden. Am Nachmittag ins nahe Malvaglia für kleinere Objekte. Ich ziehe meinen Wagen, genieße die Bewegung, den strahlenden Himmel. «Du bist frei», denke ich, pfeife und singe die alten Weisen der Jugendbewegung. Volkslieder, Kampflieder. Einmal auch dieses: «Sollt ich einem Bauern dienen?...» Andere Worte fallen mir zu dieser Melodie ein, fügen sich zu einem neuen Text, zu neuen Strophen. So entstand das *Malvaglia-Lied*, dessen 1. und letzte Strophe lauten:

Von rauhen Bergen rings umsäumet
wild und klar der Brenno schäumet.
Hier gibts Land gar wild und leer.
Kameraden, drum gerühret
Pickel und den Spaten führet!
Kommt es uns auch schwer oft an –
Kameraden tretet an!

Haben wir das Werk vollführet,
nach der Heimat wird marschieret.
Harrt uns dort ein grosses Ziel!
Morsches wird dann endlich fallen,
Freiheit wehet über Allen!
Über Allen! – Mann für Mann!
Kameraden tretet an!

Nach dem Abendessen hole ich meine Klampfe und singe meine «Dichtung» einigen vor. Andere hören es, kommen dazu, und

schliesslich sind es fast alle; auch die italienischen Genossen, die lachend und in mühseligem Deutsch das «Lagerlied» mitsingen. Es begleitet uns beim Ausmarsch und bei der Rückkehr von Cantiere. Vorher schon sangen wir zum Marschieren – als Provokation von der «Obrigkeit» angesehene Kampflieder. Die im Rahmen der «Freizeitgestaltung» gebildete Gesangsgruppe musste sorgfältig wählen. Immerhin, Lieder mit einem gewissen Symbolgehalt kramte ich aus unserem alten Liedgut aus:

Die Gedanken sind frei...
Freiheit, die ich meine

Eine «trouvaille» waren zwei Schweizer Lieder:

Träm, träm, träm, dieri di,
mier wey frye Schwyzer sy.
Rüeft das Volk zum Schutz
a dr'Gränze, luegt wie d'Auge alli glänze!
Träm, träm, träm...

Und das «Beresinalied», gesungen 1812 von Schweizer Soldaten bei der Flucht Napoleons aus Russland.

Unser Leben gleicht der Reise eines Wanderers in der Nacht.
Jeder hat auf seine Weise, etwas, das ihm Kummer macht.
Mutig, mutig! Liebe Brüder! Gebt die bangen Sorgen auf!
Morgen geht die Sonne wieder für uns in der Heimat auf!

Die «Freizeitgestaltung»

Die «Freizeitgestaltung» wurde von oben verordnet, d.h. die eidgenössische Zentralleitung der Arbeitslager als Unterabteilung des Justiz- und Polizeidepartementes hatte die Aufgabe «zu gestalten». Sie bediente sich dabei der Dienste von «Heer und Haus» der Armee und der YMCA. Diese Organisationen besorgten Musikinstrumente, Spiele, Material für Bastelkurse, Wanderbüchereien, Filme und Dias, Radio, Fremdsprachenmaterial und Bildungsvorträge. Über die Lagerleitung konnte der von der Belegschaft gewählte «Freizeitgestalter» diese Dienstleistungen bestellen.

In einer abendlichen Zusammenkunft berichte ich über diese

Möglichkeiten und entwickle zusätzliche Vorstellungen. Eine lebhaft und kritische Diskussion schliesst sich an: Ganz hart wenden sich einige Genossen gegen eine «Entpolitisierung» unseres Bewusstseins, gegen die Einschläferung unserer Gesinnung. Bevor ich meine eigenen Vorstellungen entwickle, antworte ich: «Der Bogen politischer Möglichkeiten ist weit gespannt.» (Zwischenruf: «Wo denn?») Ich fahre fort: «Lasst uns fremde Sprachen lernen, dann brauchen wir später keine dubiosen Dolmetscher bei den Gesprächen mit unseren ausländischen Genossen!» (Zwischenruf: «Ist das alles?») «Lasst uns eine ausreichende medizinische Versorgung erreichen, dann brauchen wir später nicht die Sanatorien verdienter Antifaschisten zu bevölkern.» – «Lass dir dein Gebiss reparieren, sonst wirst du ein magenkranker Bolschewik!» Lachen, doch auch Verständnis kommt auf. Mein anschliessendes Referat enthält diese Grundvorstellungen: 1.) Freizeitgestaltung ist nicht ein Mittel «um die Zeit totzuschlagen!» 2.) Freizeitgestaltung ist als Aufgabe: Bildung, kulturelles Erlebnis, Schulung und Politik. 3.) Freizeitgestaltung bedeutet den Einsatz aller angebotenen Möglichkeiten und eigene Initiativen.

Eidgenössische Freunde und Helfer

Die sechs Jahre in St. Gallen mit den zahlreichen Verbindungen zu Schweizer Freunden und Genossen bewährten sich jetzt: Martel hatte bei der Gründung des «Ostschweizerischen Hilfskomitees für notleidende Frauen und Kinder in Deutschland» für dessen Vorstand auch Dr. Fritz Wartenweiler aus Frauenfeld (Thurgau) gewonnen. Dieser hatte Jahre zuvor aus Dänemark die Idee der Heimvolkshochschulen mitgebracht und in ländlichen Gegenden der Schweiz realisiert. So z.B. in dem kleinen Thurgauer Dorf Neukirch a.d. Thur. Ihm war es denn auch zu danken, dass Martel nach ihrer Haftzeit in diesem Mädchenheim als Zivilinternierte untergebracht wurde. Hier lebte und arbeitete sie in relativer Freiheit und sinnvoller pädagogischer Tätigkeit. Fritz wurde als Hauptmann Leiter der Abteilung «Heer und Haus» nach der Mobilmachung eingesetzt. In dieser Eigenschaft besuchte er mich in Malvaglia. Nicht nur für unser Lager, auch für die der ganzen Region Tessin ein grosser Gewinn.

Eine Überraschung war der Besuch des stellvertretenden Leiters

der ZL (Zentralleitung der Arbeitslager) Max Lerch. Hatte ich nicht 1938 in Zürich einen Treff mit Genossen der «Roten Hilfe»? Und das waren doch dieser «Max» und eine Genossin «Elli» gewesen! (1944 wurde Max Lerch Präsident der «Gesellschaft der Freunde Schweiz-Sowjetunion». Diese veröffentlichte als Broschüre meine Flugschrift «Finnland in Not».) Eine wichtige Verbindung «nach draussen» entstand, als mich, gestützt auf sein Parlamentsmandat, Dr. Oprecht besuchte. Er bringt mich mit dem Genossen Canevascini zusammen, dem einzigen Sozialisten in der Tessiner Regierung.

Wichtig wurde auch die gute Verbindung zur Bevölkerung von Malvaglia. Obwohl unser Lager einem besonders strengen Regime unterlag – weder Ausgang noch Urlaub –, verlangte der Gemeinderat Stacheldraht und Posten für das Lager. Man war wegen der «Roten» schon vorgewarnt, wir waren alles Kriminelle mit dem Messer zwischen den Zähnen. Das änderte sich bald. Durch meinen «Fahrdienst» fand ich Kontakt zu den Honoratioren, dem Syndaco, dem capo-stazione, zu den Spitzen des «Patriziats», auch zu den Besitzern der Kneipe und des commercio. Der Bevölkerung imponierten die Disziplin, die Ordnung des Lagers und unser Fleiss bei der Urbarmachung des kargen Bodens. Wir beschliessen, uns der Gemeinde einmal in einem «bunten Abend» vorzustellen. Der Syndaco und der Pfarrer sind erfreut. Ich schlage der Lagergemeinschaft ein Programm vor: «Unsere Tessiner» verstehen kein Deutsch, also viel Musik und optische Darbietungen. Ein Motto soll der Abend haben «Die Eidgenossenschaft – Vielfalt in Einheit».

Ernst Schönherr, ein Wiener Genosse, leitet unsere Gesangsgruppe. Was sollen wir singen? Ich sage: «Ja, ein Lied in den drei Landessprachen.» Deutsch? Das war einfach: unser «Malvaglialed». Was aber französisch? Das war schwieriger – doch ich kenne die erste Strophe der «Marseillaise». «Allons enfants de la patrie...» Ganz schwierig, etwas in Italienisch zu finden. Nun höre ich häufig bei meinen Transportfahrten die melodiösen Weisen der Tessiner Folklore; summe sie oft vor mich hin. Von einer jungen Bäuerin lasse ich mir den Text aufschreiben: Quel mazzolino di fiori, qui vien de la montagna... Abends kommen die Kumpel müde einmarschiert, stürzen sich auf das Essen. Und dann geht es gnadenlos weiter mit den Proben. Berliner, Königsberger, Frankfurter, Bayern, Österreicher, Kölner brechen sich bald die Zunge ab bei diesen Sprachübungen. Kalter Hass kommt auf gegen diesen Probenerror.

Der neue Gemeindesaal ist überfüllt. In der ersten Reihe die Honoratioren, der Padre, der Syndaco und als Vertreter der Armee ein richtiger Hauptmann. Dahinter, mit grossen Flügelhauben, ein knappes Dutzend Nonnen. Der Syndaco begrüsst; der Lagerleiter dankt. Wir singen als erstes «Von rauhen Bergen». Preussisch stramm und wuchtig – Mordsbeifall! Dann kommen «Schattenspiele» (uns aus jugendbewegten Zeiten bekannt). Es folgt die Rezitation eines Gedichtes von Gottfried Keller; mit einer geliehenen Schrotflinte schießt einer mit einer Platzpatrone eine Kerze aus (einer pustet). Er zielt gegen die neugemalte Decke. Irgendetwas fliegt nach oben, ein grosser schwarzer Fleck entsteht. Die Begeisterung ist trotzdem gross. Unser Chor singt «Allons enfants...» – grosser Beifall. Wieder ein kurzer Schattenriss-Sketch: «Beim Zahnarzt»; so realistisch, dass einige Zuschauer mitstöhnen. Krönender Abschluss: Der Chor singt beschwingt und verträumt zugleich das Tessiner Volkslied: «Quel mazzolino di fiori...!» Begeisterter und rauschender Applaus!

Der Syndaco steigt auf die Bühne. Zwei dunkle junge Schönheiten in der farbenfrohen Nationaltracht begleiten ihn. Auf ihrem Rücken tragen sie «lo zaino», einen konisch geflochtenen Tragkorb, je einer mit Trauben und Maroni gefüllt. In Italienisch und Französisch dankt der Bürgermeister für den Abend und betont, dies sei der Anfang einer Freundschaft mit dem Lager. Am meisten Freude für alle sei die Darbietung ihres schönen Heimatliedes gewesen. Wir sollten ein Exemplar des Lieds ihm für das Gemeindearchiv überlassen, weil der fremdartige Text so eindrucksvoll wäre, – was sei das für eine Sprache, deutsch sei es ja wohl nicht gewesen? Und wir hatten uns eingebildet ein astfreies Italienisch dargeboten zu haben!

Ein Schicksalstag

Am frühen Morgen des 22. Juni ist die Mannschaftsbaracke erfüllt von Aufbruchslärm. Das Frühstücksgeschirr wird zusammengeräumt. Ich übernehme von einigen Kameraden Besorgungsaufträge. Wie immer läuft das Radio, kaum einer hört hin, schon deshalb, weil fast nichts zu verstehen ist. Da schreit plötzlich einer – es ist Vally Baur – «Ruhe, Ruhe Genossen, Menschenskinder!» Es wird schnell still, alle drängen zu dem kleinen Apparat. Radio Beromünster meldet den Überfall der Deutschen auf die Sowjetunion. Rasch wird die

Skala auf einen Nazisender eingestellt. Hier jagen sich schon die ersten Siegesmeldungen. Vernichtung der sowjetischen Flugwaffe am Boden, Luftherrschaft errungen. – Fanfaren – «rollender Einsatz» – riesige Beute an Waffen und Material, Hunderttausende Gefangene... In den Gesichtern unserer Mannschaft stand nur ein Ausdruck: Hier beginnt ein ungeheuerliches Geschehen.

Eine zunächst wirre Diskussion setzt ein. Einige wenige «ganz Linientreue» deklamieren etwas von einer stählernen Faust, die den faschistischen Aggressor zerschmettern wird. Doch dann setzt sich Hans Teubner mit ruhiger und fester Stimme durch: Er vergleicht 1941 mit 1812, weist auf den Sieg der Roten Armee gegen die alliierten Invasoren der Jahre 1917-1922 hin. Ich erinnere mich an die Berichte von Freunden im Reich, wonach schon 1938 das «Führerwort» zirkulierte, die Sowjetunion würde im Angriff wie Butter zerschnitten werden. Ich denke, wie berechtigt der Präventivkrieg gegen Finnland war. Und ich bin sicher: Ein Spaziergang oder Blitzkrieg wird das nicht. Entscheidend wird die Haltung der Westmächte sein. Drei Variationen sind denkbar: Eine grosse und intensive Koalition mit der Sowjetunion. Eine Neuauflage des «drôle de guerre» (in der Hoffnung auf gleichmässige Abnutzung der «Achse» und der Sowjetunion). Ein Frontwechsel und «Kampf gegen den Bolschewismus».

Der «Bürohengst» Richard Eisenberg übernimmt das Abhören der Nachrichten. Seine Notizen bringe ich in regelmässigen Abständen zu den anderen. Am Abend bleiben wir noch weit über den Zapfenstreich zusammen, hören die Meldungen, diskutieren. Immer wieder ist es Hans Teubner, der eine Widerstandslinie gegen defaitistische Stimmungen aufbaut. Irgendwann raunt er mir zu: «Lass uns was singen!» Ich hole die Klampfe, wir vergessen die Abmachungen und die gewohnte Vorsicht und singen die alten Kampflieder: «Brüder zur Sonne», die Warschawjanka, das Lied der Internationalen Brigaden und natürlich «Die Internationale».

Immer schlechtere Nachrichten kommen über das Schicksal unserer Genossen in den französischen Interniertenlagern. Auf Vorschlag von Hans Teubner organisiert die Kameradschaft eine Hilfsorganisation: «Die Lagergemeinschaft in Malvaglia beauftragt den ehemaligen Interbrigadisten Karl Rhein und den österreichischen Kommunisten Kurt Bettelheim mit der Führung der Sammellisten. Diese Funktion führten sie bis Ende 1944 aus. ... Die Sammellisten weisen aus, dass sich ausnahmslos alle Mitglieder der Lagergemeinschaft an der Solidaritätsaktion von Anfang 1941 bis Ende 1944 be-

teiligten. ... Von 7,50 Franken Sold pro Dekade wurden von jedem entweder 50 oder 75 Rappen und oft ein Franken gespendet. ... In drei Jahren wurden 3'201,22 Franken gesammelt. Sie sind in Form von «Colis Suisse» oder als Bargeld nach Südfrankreich geschickt worden.» (Originalprotokoll der Lagergemeinschaft.)

Reaktionen in der Schweiz: Die neue (wenn auch aus unterschiedlichen Motiven und Absichten) entstandene Kampfgemeinschaft der Westmächte mit der Sowjetunion bewirkte zunächst einmal einen Schwenk in der «veröffentlichten» Meinung. Die aggressiven Töne gegen die Sowjetunion wurden leiser. Die anlaufenden Gegenaktionen der Alliierten in Afrika und Nahost sowie der Seekrieg wurden mit betont positiven Akzenten versehen. Die öffentliche Meinung äusserte sich gelöster, weil man das Risiko einer Naziaktion gegen die Schweiz nun geringer einschätzte. Selbst wir Internierten spürten einige laue Sommerwinde.

Erleichterungen

Malvaglia galt als Vorbild für die in der ganzen Schweiz eingerichteten Internierungslager. Auch die grosse Arbeitsleistung wurde anerkannt. Im Auftrag des Justizministeriums besuchte der Chef der Interniertenlager Dipl.-Ing. Zaugg eines Tages Malvaglia. Nach unserem Lied eröffnete ich als «Freizeitgestalter» die Versammlung der Lagergemeinschaft. Einleitend sagte ich: «Wir betrachten uns nicht als Sklaven, die Fronarbeit tun. Unsere freiwillige Leitung entspringt der sozialistischen Einstellung von Wert und Würde der Arbeit. Wir wollen mit der Landkultivierung unseren Beitrag leisten zur Verteidigung der Schweiz gegen die faschistische Bedrohung. Was hier auf dem Neuland heranwächst, mindert die Gefahr einer Aushungerung und Kapitulation des Landes, steht doch die Erhaltung einer freien Schweiz auch in unserem Interesse am Überleben. Mit unserer Kultur- und Bildungsarbeit pflegen wir nur eine gute Tradition der sozialistischen Arbeiterbewegung. Diese Haltung berechtigt uns zu unserem Verlangen nach mehr Menschlichkeit: Urlaubs- und Besuchserlaubnis, Wegfall der Zensur, Aufhebung der ständigen Ausweisungsdrohung.»

Mit der Anrede «Arbeitsmänner» beginnt Zaugg seine Ansprache: Er ist beeindruckt vom Geist und der Leistung der Belegschaft.

Nach anfänglichem Misstrauen habe er auch die Kontakte zur Bevölkerung begrüsst. Alle Beschränkungen, die uns Internierten auferlegt seien, entsprängen der Besorgnis, den Achsenmächten keinen Vorwand zu Interventionen zu geben. Es kämen jetzt einige Erleichterungen und Verbesserungen, freier Ausgang, Besuche usw. Die Gesundheitsfürsorge werde verbessert, Gruppenführer würden auch aus den Reihen der «Politischen» ernannt. Unsere Vorschläge für die Erweiterung des Vortragsdienstes und der sonstigen Freizeiteinrichtungen sollten durch den «Freizeitgestalter» direkt an ihn geleitet werden.

Hans Teubner plädiert dafür, dass der Kontakt zu den Kameraden der anderen Lager erlaubt und gefördert wird. Bruno Goldhammer kritisiert scharf die menschenunwürdige Behandlung vor allem von politischen Flüchtlingen in den Zuchthäusern der Schweiz. Ich weise in diesem Zusammenhang auf den Fall des jungen italienischen Genossen Astolfi hin. Im Zuchthaus St. Jakob musste er als gelernter Elektriker die neuen Leitungen verlegen. Obwohl seit Monaten seine Überweisung ins Arbeitslager verfügt war, musste er trotz schwerer gesundheitlicher Schädigung auch noch die letzte Strippe ziehen. Unser Lagerleiter bestätigte diesen Fall und lobte seinerseits die Disziplin der Belegschaft. Mit einem «Glück auf! Arbeitsmänner!» verabschiedete sich der Herrscher über 80'000 Internierte. Spontan erheben sich alle Kameraden, sie singen das Kampflied:

Das neue Volk

Wir sind ein neues Volk in der Welt,
ohne Pass und Reisedokumente!
Des Einen Herz ist grau und verfällt,
doch des Anderen ist rot und es brennt.»

Ein neues Volk ohne Haus, ohne Pass
zieht über die Grenzen still.
Der Eine der nährt sich von bitterem Hass,
doch der Andere weiss was er will.

Und wer weiss, was er will, der weiss das genau,
weil er Pflicht und Verpflichtung erkennt:
uns kleidet die Zeit in Monturen grau
und macht uns zum Kriegsregiment.

Der österreichische Arbeiterdichter und Kämpfer im Wiener Auf-

stand, Fritz Brügel, schrieb den Text. Die Melodie dazu fiel mir in der Woche nach dem 22. Juni ein.

Wiedersehen mit Martel

Es gab nun tatsächlich nach diesem Besuch einige Erleichterungen: Einmal pro Woche abendlicher Ausgang in Begleitung des Lagerleiters in die Dorfkneipe, sonntags Freizeit für die engere Umgebung, Besuchserlaubnis für Verwandte und Freunde, auch einige Urlaube. Als eine der ersten kam die Frau von Carl Tesch. Sie wurde seinerzeit weder verhaftet noch angeklagt oder interniert und konnte sich frei bewegen. Auch ihre Verbindungen nach Frankfurt funktionierten. Durch sie erfuhren wir manches über Menschen und Ereignisse in unserer Heimat. Bald darauf schreibt mir Martel, dass auch sie Urlaub für eine Woche zu einem Besuch in Malvaglia erhalten habe. Ich leihe mir unser klappriges Lagerrad. Über Biasca und Faido fahre ich den Ticino aufwärts, Richtung Gotthard. (Damals noch eine geschotterte Landstrasse.)

In einer steilen Kurve schiebe ich mein Rad, und da kommt Martel in flotter Fahrt talwärts. Über ein Jahr ist seit unserer Verhaftung vergangen. Nur einmal haben wir uns kurz in der Prozesspause im Februar gesehen. Viel Schlimmes hatte sich in dieser Zeit ereignet. Kurz vor dem Abendessen erreichen wir Malvaglia. Die Kameraden staunen über die sportliche Leistung meiner Frau. Ein herzlicher Empfang; vor allem die alten «St. Galler» überschütten sie mit Fragen.

Die Schwestern Maria und Teresa Giudici betreiben in Malvaglia ein kleines Geschäft. Martel erlebt bei ihnen Tage herzlicher Gastfreundschaft. Ich bin vom Dienst befreit. Wir sind ständig zusammen. Am Abend wollen die Gespräche und Berichte im Kreise der Kameraden nicht enden. Die Tage vergehen rasch, wir wandern viel, liegen in der Sonne. Endlich erfahre ich, wie es Martel tatsächlich nach unserer Verhaftung erging: Unsere Wohnung wurde von der Bundespolizei stundenlang durchsucht. Die Hausbesitzer, Familie Krapf, benahmen sich sehr gut, anders dagegen die Familie Bolt. Die Eheleute arbeiteten beide in der Schokoladenfabrik Maestrani. Frau B., ehemalige Deutsche, schimpfte oft über den «Chaibe Hitler». Das wandelte sich nach Kriegsausbruch. Es kam zu einem Streit, als

ich sie bat, ihr 16jähriger Sohn möge doch die deutschen Radiosendungen etwas leiser drehen. Mit ihrem Einverständnis hatte ich seit Jahren in ihrer Dachkammer, im Gebälk, politisches Material und ein Adressbüchlein versteckt. Sie zeigte der Polizei das Versteck. (Es gab allerdings nur noch das Adressbuch.) Dieser Fund veranlasste im Verhör den Bupobeamten zu der Bemerkung, damit sei meine Funktion als «Agent der Komintern» erwiesen.

Nach den Verhören durch die Bupo war Martels Vernehmung durch den Untersuchungsrichter Roth ausgesprochen väterlich-freundschaftlich. Besonders wichtig war seine Information über die Rolle von Emmy S. Schlimm war die Zeit ihrer Überstellung in das Zuchthaus St. Jakob. Die männlichen Internierten benutzten einen grossen Gemeinschaftsraum und waren als «Politische» stets getrennt von den kriminellen Insassen. Bei den Frauen gab es ausser Martel nur noch eine «Politische»; deshalb keinen Sonderstatus. Beide Frauen unterstanden dem strengen Zuchthausregime, mussten die gleichen schweren Arbeiten verrichten wie die Kriminellen, die Zellen mit ihnen teilen; Sprechverbot, Briefzensur. Es gab üble Szenen zwischen den weiblichen Gefangenen, darunter Prostituierte, Mörderinnen. Wo auch nur der geringste Kontakt zu männlichen Häftlingen entstand, überboten sich einige in obszönen Rufen und Gebärden. Die Wärterinnen (Nonnen) hatten ihre speziellen «Freundinnen» unter den Frauen. Eine «Erleichterung» wurde den beiden Politischen gewährt: Raucherlaubnis. Martel, die vorher niemals geraucht hatte, fing damit an und blieb dieser Gewohnheit später treu.

Eine grosse Hilfe waren die Briefe aus allen Kreisen ihrer Schweizer Freunde. Darunter auch viele von Emmy mit Beteuerungen ihrer «Reue». Jetzt erfahre ich auch, warum Martel noch vor dem Prozess in das Volkshochschulheim in Neukirch a. d. Thur verlegt wurde. Die Redakteure der «Volksstimme» Dr. Hugo Kramer und Franz Schmidt, unser Freund Gottlob Ernst und Dr. Fritz Wartenweiler hatten diesen Internierungsplatz vorgeschlagen und durchgesetzt. Die Leiterin des «Heimes», Didi Blümer, gehörte zum Kreis sozial und religiös denkender freiheitlicher Persönlichkeiten, die sich für die Hilfe an Flüchtlinge einsetzten. Typisch für die Mentalität der «anderen Seite» ist das folgende Inserat, erschienen am 28.10.1942 im St. Galler Tagblatt:



Ein überraschender Besuch

Einige Wochen zuvor schrieb mir Martel: «Herr Schmidt», ein Mann mittleren Alters, hatte sich bei der Heimleiterin Didi Blümer vorgestellt, mit dem Wunsch Martel sprechen zu können. Sie habe zunächst spontan an einen Verwandten gedacht (Schmid war ihr Mädchenname). Dieser Herr Schmidt stellte sich als Vertreter des deutschen Konsulats in St. Gallen vor. Man habe von ihrem Schicksal gehört und sich überzeugt, dass sie eine völlig unpolitische Frau sei, die nur durch ihren Ehemann in diese Situation geraten sei. Die Schweizer Behörden hätten deshalb Verständnis und Sympathie erwiesen. Nun säße sie hier, einsam und allein, getrennt von ihren Lieben in der Heimat, in diesem Dorf. Ihren Mann würde sie vermutlich nie mehr wiedersehen. Man sei bereit, ihr einen regulären deutschen Reisepass auszustellen. Da könne sie jederzeit unbehelligt nach Hause, zu ihren alten Eltern, zu Besuch oder auf Dauer. Martel wies den Vorschlag zurück; sie habe es hier in jeder Hinsicht gut und eine schöne Aufgabe in diesem Mädchenheim. Sie könne sich das ja alles noch einmal überlegen.

«Schmidt» kam zu einem zweiten Besuch, Martel arbeitete gerade im Garten. Er macht erneut den Vorschlag mit dem Pass, den sie auch nach Kriegsende als Ausweis führen könne. Als gute Deutsche würde sie ja sicher auch die Hetze des Auslands, leider auch aus Kreisen der Schweizer, bedauern und ablehnen. Um diesen Leuten wirksam begegnen zu können, müsse man etwas über sie wissen. Sie wäre ja hier und auch in St. Gallen beliebt. Sie höre und sehe manches. Darüber könne sie ihm bei weiteren Besuchen sicher etwas erzählen. Martel lehnte dies höflich, aber bestimmt ab. Na ja, so gelegentlich, wenn er mal wieder in die Gegend komme, werde er vorbeischaun, schon weil sie ihm sehr sympathisch sei. Tatsächlich sei er dann noch ein drittes Mal aufgekreuzt, habe auch ein paar Zeitungen dagelassen, ohne noch einmal auf seine Vorschläge zurückzukommen. Sie habe der Heimleiterin über alles berichtet und sie gebeten, künftig den Besucher zurückzuweisen. Martel bestätigte meine Meinung, dass es sich hier um einen Versuch zur Agentenwerbung handle und dass jeder weitere Kontakt unterbleiben müsse.

In Biasca treffe ich kurz darauf den Genossen Canevascini (Staatsrat in Bellinzona), ich informiere ihn über die Besuche des Herrn Schmidt. Canevascini gibt die Mitteilung an Hans Oprecht nach Zürich weiter. Jahre später, 1944 in Montana, erfahre ich von Hans, Schmidt sei wegen Spionage zu einer hohen Freiheitsstrafe, ich glaube lebenslänglich, verurteilt worden. Das bestätigte mir nach Kriegsende auch Karl Hofmaier, Sekretär der PdA. Das Urteil gegen «Schmidt» durch die Schweizer Justiz erscheint mir glaubhaft. Gegen Spionage gingen die Behörden mit äusserster Härte vor, insbesondere in Fragen der militärischen Landesverteidigung. Es wurden Todesurteile gefällt. Von 1939 bis 1945 wurden wegen Spionage 387 Personen verurteilt; zwei Todesurteile 1942 in Zürich, eines in St. Gallen. Im November 1940 gleich neunmal lebenslänglich. Im Mai für zwei Saboteure Tod durch Erschiessen. Im August 1944 ein Todesurteil. Dafür gab es grosse Konzessionen ans Nazireich auf wirtschaftlichem Gebiet, bei der Zensur und der Tolerierung der Nazi-propaganda.

Vor der Lagergemeinschaft erzählt Martel von ihren Erlebnissen im St. Galler Zuchthaus, vom mutigen Eintreten der Schweizer Genossen und Freunde, der Mitglieder ihres Ostschweizer Hilfskomitees fürs «andere» Deutschland. – Vom Bleniotal zweigen in die Seitentäler steile Gebirgspässe mit schmalen Eselspfaden ab. Alle habe ich schon abgeklappert, «Prigione senza barrièra» nannten die

Tessiner unser «campo», d.h. «Gefängnis ohne Gitter», weil die hohen Berge wie Mauern wirkten. Ich suchte Schlupflöcher für den Ernstfall. Mit Martel wandere ich ein solches Tal längs einer tiefen Schlucht hinauf, auf etwa 1'800 Meter. In einem engen Kessel mit spärlichem Grün stossen wir auf drei Steinhäuser. Dichter Rauch, als brennten sie, umgibt sie. Er dringt aus allen Fugen der Natursteinwände, die ohne Mörtel aufeinandergefügt sind. Auch das Dach, getragen von rohen Kastanienbalken, ist aus Steinplatten. Es gibt keine Fenster, nur eine niedrige Tür. Beizender Rauch umfängt uns, ein verummter Mensch erhebt sich von einem kastenartigen Gestell am Boden. An einer Wandseite ein paar magere Kühe. In der Mitte des Steinbodens ein offenes Feuer, kein Kamin; der Rauch dringt durch alle Ritzen nach aussen. Hier auf diesem «Maiensäss» haust der Hirte allein bei Petroleumlicht. Er bietet uns Wein, Speck, Maisbrot und Milch an. Seine Uhr hängt vor der Hütte an einem Zimmermannsnagel. Auf ein Stück von einem Schuhkarton ist mit Tintenstift eine Art von Ziffernblatt als Sonnenuhr aufgemalt. Der Nagel weist mit seinem Schatten die Zeit. Dies 1941 im Uhrenland Schweiz! Ich kaufte die «Uhr» für einen Franken. (Bis 1962 stand sie auf meinem Schreibtisch und war Anlass, über ihre Herkunft und diese Zeit zu erzählen.)

Martels Urlaubstage vergehen rasch. Noch ein Lagerlied zum Abschied. Hans Teubner schenkt ihr die Federzeichnung eines Tessinerhauses. Die Schokoladenfabrik «Norma», die älteste und kleinste der Schweiz, liefert uns «ohne Märkli» zum Fabrikpreis köstliche Schokolade. Hundert Tafeln gebe ich Martel mit. (Nach einem Monat bestellt sie Nachschub!)

Georg Büchner in Malvaglia

Jeweils am 1. August feiert die Schweiz den Jahrestag ihrer Gründung im Jahre 1291 durch die drei Urkantone (Uri, Schwyz und Unterwalden) als «Ewigen Bündnis» gegen die Arglist der Zeit! Es ist ein nationaler Feiertag, doch kein arbeitsfreier Tag. Sechs Jahre erlebte ich in St. Gallen, wie ein Volk sich in freiwilliger, unkommandierter Gemeinschaft an seine Staatsgründung erinnert. Bei Sonnenuntergang bewegte sich eine grosse Menschenmenge auf die Höhenrings um die Stadt. Junge Burschen hatten dort Holzstösse errichtet

und angezündet. Von der Stadt her erklangen die Glocken. Die Menschen sangen: «Rufst Du mein Vaterland...» (Melodie «God save the king») und den «Schweizerpsalm»: «Trittst im Morgenrot daher...» Dann eine kurze Ansprache. Ich dachte an unsere nationalen Feiertage. Im Kaiserreich in der Schule: «Heil Dir im Siegerkranz» und 101 Kanonenschüsse auf der «Hundswiese». Weimarer Republik: Behördliches, akademisches Obligatorium und vergebliche Versuche einer Popularisierung der Feier. Im «Führerstaat»: Pervertierung des 1. Mai zum «Tag der nationalen Arbeit» mit Hakenkreuz und kommandiertem Aufmarsch.

650 Jahre besteht die Eidgenossenschaft im Weltkriegsjahr 1941. Im Juli schlugen wir der Lagerleitung vor, für die Comunità Malvalgia die Jubiläumsfeier zu organisieren. In Erinnerung an den erfolgreichen «Bunten Abend» begrüsst der Gemeinderat den Vorschlag. Doch wie sollte das Programm aussehen? Der Gedanke kam mir an einem Sonntag. Ich sass in der Ruine von Serravalle, der alten Festung aus der Zeit von Barbarossa, auf einem Mauerrest in der Sonne und las in meinem geliebten «Dantons Tod». Die herrliche Insel-Dünndruckausgabe von Georg Büchners Werk besass ich seit 1925. In der Sozialistischen Arbeiterjugend spielten wir damals daraus zwei Szenen (Konvent und Dialog Danton-Robespierre) vor Schulentlassenen. Der enge Burghof belebte sich in meiner Phantasie mit den Gestalten des Revolutionsdramas. Ich sah vor mir Robespierre, seinen Rivalen Danton fragend: «... Du leugnest die Tugend?» Danton: «... Und das Laster! Ich kenne nur Epikureer, und zwar grobe und feine; Christus war der feinste...» Und die schneidende Stimme von St. Just vor dem Konvent: «... Ihr müsst nicht nur die Verräter, sondern auch die Gleichgültigen strafen, ihr müsst jeden strafen, der sich in der Republik passiv verhält und nichts für sie tut...»

Das müsste gehen, zur Feier des 1. August! Das Werk eines deutschen Dichters und Freiheitskämpfers, der als politischer Flüchtling vor genau 105 Jahren in der Schweiz Asyl fand und Professor an der Zürcher Universität wurde. Ein Werk, das den Kampf um Demokratie und Republik zeigte, doch auch seine Problematik. Ich marschierte eilends zurück ins Lager, besprach meinen Plan mit den Genossen. Alle sind einverstanden; sie machen Vorschläge. Nach dem Abendessen Diskussion mit den Kameraden. Beschluss: Teubner, Goldhammer, Schönherz und ich sollen die Augustfeier organisieren. Ortsbesichtigung: Hintergrund der «Bühne» die grosse Burgmauer. Davor in zwei Reihen für den «Konvent» Bänke des Lagers,

dazu ein Rednerpult. An der Wand ein Riesenplakat mit der Trikolore. Publikum stehend und auf den Ruinenmauern sitzend. Ende der Konventszone bei eintretender Dunkelheit, Fackeln entzünden und gemeinsamer Gesang der Marseillaise. In die Hauptrollen teilen sich österreichische und deutsche Genossen. Ich übernehme meine alte Statistenrolle von 1925, den namenlosen Deputierten von Lyon, kurz raunzend: «... Die Brüder von Lyon schicken mich, um in eure Brust ihren bitteren Unmut auszuschütten. Wir wissen nicht, ob der Totenwagen, der Ronsin zur Guillotine fuhr, der Totenwagen der Freiheit war, aber wir wissen ...»

Die Zeit ist kurz. Proben jeden Abend, doch alle sind unverdrossen und begeistert dabei. Selbstgemachte Plakate laden ein. Das ganze Lager werkelt am 1. August an den letzten Vorbereitungen; die Programme werden im Dorf verteilt. Am Nachmittag Generalprobe im Castello. Dorfjugend lügt über die Ruinenmauern. O weh! Wir haben einen Souffleur vergessen – zu spät. «Kostümprobe», wir spielen «modern-naturalistisch».

Jetzt sollten eigentlich die Besucher eintrudeln. Ich schaue über einen Mauerrand hinunter ins Tal. Der Brenno, durch Gewitter gespeist, schäumt talwärts, der Wein steht gut, die hell getünchten Dörflein an den Bergflanken liegen im Schein der sich neigenden Sonne. Ein friedlicher Anblick! Doch was ist das? Ich glaube an eine Fata Morgana: Von den schmalen Fahrwegen aus den Dörfchen und Weilern bewegen sich ganze Menschengruppen über die Kantonsstrasse im Tal auf den Moränenhügel von Serravalle zu. In einer Viertelstunde ist der Burghof überfüllt von fröhlichen und festlich gestimmten Menschen. Viele kommen von der Feldarbeit, zwei Buben haben ihre Ziegen mitgebracht. Sie füllen den weiten Platz dicht an dicht. In den Fensterhöhlen kauern sie, auf brüchigen Mauern krabbelt das Jungvolk. (Später – mitten in der Konventsrede von Saint-Just – donnert ein Bursche herunter, direkt vor die Spitze der Deputierten -----Sonderapplaus!) Bruno Goldhammer spricht zur Einleitung.

Während der Konventszone wird es dunkel. Zwei Fackeln erhellen das Rednerpult. Am Schluss des Aufrufs von Saint-Just erheben sich die Deputierten; ein weiteres Dutzend Fackeln leuchten auf. Als Abschluss die Marseillaise! Grosse Überraschung: Die Männer von Malvaglia fallen temperamentvoll in französischer Sprache ein. (Viele von ihnen zogen im Winter regelmässig nach Paris, um als Gastarbeiter die Maroni ihres heimatlichen Tals zu verkaufen.) Von den

Fackelträgern flankiert marschiert unsere Kolonne zurück ins Lager; wir singen selbstbewusst unsere alten Kampflieder, auch das Lied der spanischen Interbrigadisten und die Internationale. Kein Lagerleiter, kein Mitglied der Obrigkeit schreitet ein.

Auswirkungen unserer Kulturarbeit

Ausser unserem Lager der «Politischen» gibt es im Tessin etwa ein halbes Dutzend Interniertenlager meist jüdischer Flüchtlinge (bei Locarno ein Arbeitslager für polnische Soldaten). Kameraden von Gordola, Davesco usw. wurden zeitweise zu uns verlegt, um bei der Kartoffelernte zu helfen. Sie nehmen teil an unserer Kulturarbeit, singen unsere Lieder und aktivieren nach ihrer Rückkehr die eigene Arbeit. Eines unserer «Lagerlieder» wird von ihnen auch in Französisch und Italienisch gesungen. Diesmal waren Text und Melodie mein eigenes «Produkt».

Es gelang uns, Referenten eigener Wahl ins Lager zu kriegen – Jakob Bühler, einen der bekanntesten Schriftsteller der Schweiz und alten Sozialisten, Staatsrat Canevascini, Bellinzona, Dr. Fritz Wartenweiler, den Maler Pauli, Dr. Hans Oprecht, Dr. Feldmann. Diese und manche anderen Besucher gaben ihre positiven Eindrücke an die Öffentlichkeit weiter. So schrieb Dr. Wartenweiler in der Zeitschrift «Aus Schweizer Volksbildungsheimen» im August 1942: ... Der Kommandant stellt mir sein Rad zur Verfügung. Schon flitze ich durch mannshohe Maisfelder dahin. Welche Fülle! Welche Ermutigung, diese Magadino-Ebene! Vor Jahren noch Überschwemmungsgebiet und Malariaherd; heute fruchtstrotzendes Gelände, «früätige» Wiesen, die eben zum drittenmal geschnitten werden, herrlich stehende Getreide- und Kartoffeläcker, untermischt mit fast unübersehbaren Tomatengärten – so ertragreich geworden zum Teil durch die Arbeit von Fremden, von unfreiwilligen Gästen aus Wien, Frankfurt, Krakau und Lemberg! ... Ich frage (den Lagerleiter) nach Geist und Stimmung hier im Lager Gordola. «Vorzüglich! Diese Leute wissen, was sie wollen. Ohne Wanken halten sie fest an ihrer Überzeugung. Die erhebt sie über alles Schwere. Einer wie der andere sind sie überzeugt, dass die Zukunft ihnen wieder Arbeit im eigenen Lande geben wird. Darauf bereiten sie sich vor.» Und der Lagerleiter zeigt mir den Plan für ihre Freizeit-Veranstaltungen: alle

2. Du liessst wohl in der Heimat zurück
 So vieles an Leben und Lieben.
 Und ist dir geschwunden sach Hoffnung und Glück,
 Der Glaube ist doch uns geblieben.
 Refrain Drum Bruder
5. Wohl ist es nicht ia Vaterland,
 Wo dir arbeit ward beschieden.
 Doch vergiss nicht: Jedes Stück urbar Land
 Dient der Freiheit und den Frieden.
 Refrain: Drum Bruder
4. Und könnt einst der Tag, den wir alle erträumt,
 Verloht sind des Krieges Fiteren;
 Dann wird nichts vergessen, dann wird nichts versäumt,
 Dann stehen wir alle zusammen.
 Refrain! Dann legen wir den Spaten aus der Hand,
 Zu schaffen andere Werte!
 Wir schreiten über freies Land
 Und über die befreite Erde!

vierzehn Tage ein Vortrag, dazwischen Sprachkurse, Arbeitsgruppen, zuvorderst eine vom Leiter selbst geführt: «Wir lesen die Schweizer Verfassung.» Das packt mich. Diese Fremden, die wissen, dass sie sich nie bei uns werden niederlassen dürfen, für die unser «Asylrecht» und unsere «Freiheit» eher Enttäuschung war – sie lesen unsere Verfassung!

Ein Glücksfall wurde auch unsere Aufführung des modernen Schauspiels eines Amerikaners, in dem es um Emigration, Freiheitskampf in der Fremde, um den Kampf gegen Resignation geht. – Eine gute Gelegenheit boten uns die künstlerischen Interessen, die die Besitzer eines Kurhotels im benachbarten Acquarossa hatten. Die junge Berner Familie Bohren pflegte klassische Hausmusik, bei der auch Kurgäste mitwirkten. Im Kreis unserer Kameraden waren

ebenfalls musikalisch Interessierte und noch mehr literarisch Begabte. So ergab sich ein gemeinsames künstlerisches Programm. Die Gäste des Hotels, Interessenten der umliegenden Gemeinden und wir vom Campo di lavoro hatten Gewinn davon.

Lager-Querelen

Die gute Arbeit, der gute Ruf unseres Lagers führten zu Erleichterungen: Das Essen wurde reichhaltiger, die Ausgangserlaubnis erweitert, erste Urlaube gewährt, ein Radio-Abhördienst erlaubt. (Wir hörten sogar in der Nacht die antifaschistischen Sender, z.B. Welle 29,8.) Nicht verschwiegen sei, dass trotzdem mit der Zeit Spannungen und Differenzen zwischen einzelnen oder kleinen Gruppen aufkamen, manchmal wegen politischer Probleme oder Fragen der Disziplin oder auch wegen kleiner und kleinster privater Dinge.

Auch Geltungsbedürfnisse gab es. Dass ich sie verletzt hatte, erkannte ich in einem Fall sehr spät. Goldhammer war ein Genosse aus dem Kreis der Altkommunisten der ersten Republik (dort schon im Gefängnis, politisch geschult, hochintelligent; körperlich etwas klein ausgefallen). Ich ging ihm wohl auf die Nerven mit meiner flinken, oft spöttischen Zunge, mehr noch damit, dass ich mit Erfolg versuchte, die Lagerleitung für unsere Kulturarbeit zu gewinnen. Ständig versuchte G. mich deshalb zur Vertretung von Forderungen zu bringen, die so übersteigert waren, dass der Lagerleiter daraus den Tatbestand der Meuterei (mit allen Folgen für uns «Ausgewiesene») darstellen konnte. Ein Beispiel: Auf Wunsch von Kameraden ersuchte ich kurz nach meiner Wahl die Leitung um warmes Wasser zum Zähneputzen. Der Lagerleiter: Ob dies mein persönlicher Wunsch oder ich der Sprecher der Belegschaft sei? Naiv antwortete ich, dass ich kaltes Wasser vorzöge. «Also Kollektivbeschwerde, ich werde darüber Meldung machen!» Es geschah aber nichts.

Ein zweiter Fall wenig später. G. kritisiert, dass keiner einen verschliessbaren Raum für seine privaten Sachen habe. Ich müsse das kategorisch und ultimativ verlangen. Schon vorher wurden Hinweise auf kalte und feuchte Schlafstellen mit dem Hinweis abgefertigt, der nächste Dorfpolizist könne uns ja zur Grenze bringen, wo es bestimmt bessere Unterkünfte für uns gäbe. In Erinnerung daran ma-

che ich jetzt Folgendes: Mit einem Stück Kreide ziehe ich auf dem Gang unserer Schlafbaracke vor meinem Strohsack ein kleines Quadrat, lege meine Brieftasche darauf und sage: «Das ist mein Spind, den habe ich geschlossen mit einem Schlüssel, er einmalig wirksam ist. Er heisst Solidarität und Vertrauen.» Carl Tesch folgt nach kurzem Zögern. Andere lachen, die Sache ist damit beendet.

G. vergass solche Episoden nicht. In den politischen Diskussionen über die Einschätzung des Überfalls auf die Sowjetunion vertrat er fanatisch die These von der Zerschmetterung des Feindes – bis zur Leugnung der Meldungen über die Erfolge der Naziöffensiven. Wer anders dachte, lief Gefahr, als trotzkistischer Agent diffamiert zu werden. Ironie des Schicksals: G. kehrte später als einer der ersten nach Deutschland zurück und übernahm in der DDR eine wichtige politische Funktion. In einem jener «Agenten»-Prozesse gegen führende Kommunisten der Westemigration (wie Leo Bauer) wurde auch G. zum Tode verurteilt; später zu 25 Jahren Haft begnadigt und schliesslich rehabilitiert. Er starb Vorjahren als emeritierter Professor der Universität Leipzig.

Unbedeutend, jedoch unvergessen noch ein Lagererlebnis: B. Ruderer, ein ergebener Gefolgsmann von G., hatte in den Sparren der Waschbaracke einen Nagel eingeschlagen und daran seine Zahnbürste gehängt. Ich tue desgleichen. Am nächsten Morgen finde ich sie im Dreck. B.K.: «Das war ich, das ist mein Platz!»

Standortwechsel

Wir kommen in den sonnigen Süden, weg von der Einsamkeit und herben Schönheit des Bleniotals in die Nähe von Locarno am Lago Maggiore. Gordola liegt in der Magadino-Ebene. Kurz zuvor noch ein verschilftes Sumpfgebiet am Endlauf des Ticino, der hier in den Lago Maggiore mündet. Die polnischen Militärinternierten schufen daraus in harter Arbeit fruchtbares Land. Mais, Kartoffeln und Gemüse gedeihen prächtig. Die Moskitoplage ist fast verschwunden. Das Lager liegt direkt an der Bahnstrecke Bellinzona-Locarno, am Rande des Dorfes Gordola. Die Baracken sind komfortabel gegen die in Malvaglia. Wir freuen uns auf den Tausch. Ich bin in Unruhe wegen Martel. Seit Wochen höre ich nichts von ihr. Kurz nach dem Besuch in Malvaglia schrieb sie noch voll Freude, dass unser beider



Das Lager Gordola
im Tessin.

Wunsch nach einem Kind nun erfüllt würde. Jetzt gelang es mir von Gordola aus, mit ihr zu telefonieren. Sie war tief deprimiert nach einer Fehlgeburt.

20.1. Wannsee-Konferenz; Judendeportation und Ausrottung – 26.5. Attentat auf Heydrich – Deutscher Angriff in Nordafrika – 30.-31.5. Erster 1'000-Bomber-Angriff (auf Köln) – 10.6. Massaker von Lidice – 7.-8.11. Alliierte Landung in Nordafrika – 19.11. Sowjetische Offensive bei Stalingrad

Die zweite Etappe der Internierung

Die Bedingungen der Internierung verbesserten sich in Bezug auf Unterbringung, Verpflegung, Ausgeherlaubnis, es gab mehr Kontakt zu benachbarten Lagern und zur Bevölkerung, mehr Selbstverwaltung. Hart und schwer war die neue Arbeit: Ein Reichsdeutscher lockte die Kantonsregierung und die Behörden in Bern mit einem phantastischen Plan – Locarno sollte Seehafen werden, durch den Ausbau des Ticino bis zu seiner Mündung in den Po und damit zur Adria. Eine Mole sollte in den See hinaus vorgetrieben werden, das Material – schwere Quader – aus dem Flussbett gewonnen. Ohne Maschinen, nur mit den gewöhnlichen Werkzeugen, wird dafür unsere Lagermannschaft eingesetzt. Nur die Sklaven beim Bau der Pyramiden hatten wohl härtere Arbeit zu leisten. Wegen der brütenden Hitze wird im Sommer schon bei Morgengrauen begonnen. Erst nach Monaten kommt Schutzkleidung: grosse Strohhüte, Fausthandschuhe und Alpargata. Die ständig wechselnden Techniker der Lagerleitung wetteifern in der Erfindung immer neuer Antriebssysteme. Erstaunlich, wie diszipliniert und zäh meine Kameraden das aushalten. Ich selbst habe Glück und komme wieder in den Transport.

Ich nutze das, um Verbindungen zu Genossen und Feunden der Flüchtlinge zu schaffen und zum Verkehr mit den anderen Flüchtlingslagern im Tessin. Von der Zentralleitung in Zürich gebilligt, entfaltet sich die gemeinsame Kulturarbeit und eine vorsichtige Organisation zur Vertretung gemeinsamer Interessen. Das subtropische, feuchtwarme Klima macht mir schwer zu schaffen. Chronische Bronchitis, Kreislaufzusammenbrüche, rheumatische Beschwerden



Lagertheater in
Gordola: «Die
Matrosen von Cat-
taro» von Fried-
rich Wolf.

(15 Jahre später als Bandscheibenschaden diagnostiziert) zwingen mich immer mehr, auch tagsüber in der heissen, dumpfen Schlafbaracke zu liegen. Als bedingt arbeitsfähig wechsle ich in das Amt des Nachtwächters. Nach zwei Wochen erreiche ich die Rückversetzung, wegen absoluter Schlaflosigkeit. In steilem Aufstieg übernehme ich den Einkauf für die Lagerküche. Die Geschäftsinhaber sind uns sehr gewogen. Manche Rationierungskontingente werden überschritten.

Einmal wird mir ein ganzer Waggon aus Italien schwarz importierter Zwiebeln angeboten. «Aha», denke ich, «vitaminreich, vielseitig verwendbar, preiswert.» Drei umliegende Lager sind bereit, sich an dem Projekt zu beteiligen; unser Lager übernimmt 15 Prozent der Ware. Eine alte «Stalla» wird gemietet, ein Waggon saftiger, frischer Zwiebeln gelagert. Und damit beginnt die Katastrophe: Das grösste der Lager wird in die französische Schweiz verlegt, die übrigen weigern sich bald, noch weitere Zuteilungen abzunehmen. Ich beglücke unseren Koch mit Rezepten, um Zwiebeln in jeder Form zu Speisen zu machen. Zu Zwiebelgemüse, -salat, -suppe, -kuchen. Bald duften nicht nur die Küche und Essbaracke, es duftet das Lager, der Schlafraum nach rohen, gekochten, gebratenen, gebackenen Zwiebeln – unverdaut und verdaut. Aus der Stalla dringt Fäulnisgeruch... Ich demissioniere als Einkäufer.

Übrigens vollzog sich die schweizerische Kriegswirtschaft im Tessin anders als etwa in der deutschen Schweiz. In Bern und Basel hielt man sich streng an die Rationierung: Überall sah man Autos, die durch einen riesigen angebauten Holzvergaser angetrieben waren; Private erhielten kaum Benzin. Im Tessin fuhr man mit Vergaserat-

trappen: Italienische Soldaten lieferten das «schwarze» Benzin über die Grenze, sie hatten es ihrerseits der deutschen Armee gestohlen. – Ein reicher Unternehmer sass hinter Gittern: Er hatte in Milano Schweizer Lebensmittelkarten fälschen und drucken lassen und sie zu guten Preisen schwarz verkauft. Auch manche Gemeinden übten sich in solchem Sport. Nach Kriegsende ergab sich: Die Gemeinde Chiasso hatte der Bundesbehörde in Bern 1'000 Einwohner mehr als vorhanden gemeldet. Dafür bezog sie Rationierungsmarken. Auch der «Nestlé-Konzern» mit Sitz in Vevey am Genfer See verkaufte seine Kondensmilch und verlangte dafür entsprechende Rationierungsmarken für Vollmilch. Die Milch wurde zuvor entrahmt, die Sahne oder Butter schwarz zu überhöhten Preisen verkauft, der Doseninhalt als Vollmilch deklariert und danach Coupons und Preis verlangt.

Zur Feier des 1. August, für die Einwohner Gordolas, hatte ich mir ein neues Spiel ausgedacht, eine Art politische Revue. In bunten Bildern wollte ich zeigen, was über Jahrhunderte hinweg Flüchtlinge der Schweiz an wirtschaftlicher, politischer und kultureller Bereicherung gebracht hatten. (Lombarden, Waldenser, Polen, Deutsche, Russen, Franzosen.) Anschliessend sollten die heutigen Flüchtlinge erscheinen, mit Zeichen ihres Berufsstandes – Ärzte, Architekten, Schauspieler, Arbeiter. Diese verschwinden hinter einer erhellten Leinwand und ihre Schatten erscheinen mit Pickel und Spaten, Karren ziehend. Es kam nicht mehr dazu. Nach einem Sturz in der Schlafbaracke werde ich in die «Clinica St. Agnese» eingeliefert.

Erste Anzeichen einer Wende des Krieges werden um diese Zeit sichtbar: Beginn der Bombenangriffe auf die deutschen Städte, Alliierte Landung in Nordafrika, Leningrad hält stand. – Im Krankenhaus schreibe ich diese Verse (1. und 4. Strophe):

Einst klang die Strasse von unserm Schritt,
noch jung war Herz und Hirn.
Einst klang die Heimat von unserem Lied,
vom Strom bis an den Firn.

Unser Herz schlägt links,
unser Blut kreist rot.
Der Zukunft gilt unser Sinnen,
ob Gefahren rings,
ob Hohn nur und Spott,
wir werden den Kampf gewinnen.

Zur Ernte heute die Sichel singt,
der Hammer wuchtet nieder!
Es naht der Tag, der Freiheit bringt
und frei ertönt es wieder:
(Refrain: Unser Herz...)

Hans Wallis, der gute Genosse und Kamerad aus Wien, schrieb dazu die Melodie. Nach bald zwei Monaten Klinik zurück ins Lager. Bürodienst, Bildungsarbeit.

Abschied von Gordola

Martel besucht mich für zwei Wochen. Ich kriege Lagerurlaub. Eine Tessiner Genossin in Orselina sopra Locarno nimmt uns freundlich als Gäste auf. Dorthin bringt uns der Lagerleiter die Nachricht aus Bern: Beide werden wir in das Internierten-Heim «Les Aroles» in Leysin (Kanton Vaud) überwiesen. Dort wird im Frühling 1943 unser Sohn zur Welt kommen. Wir haben ihn in diesen Herbsttagen im Tessin uns gewünscht.

Die letzten Tage im Lager Gordola werden von einem dunklen Ereignis überschattet: Ein junger Wiener Genosse wirft sich vor den Personenzug Bellinzona-Locarno. Er hatte die Nachricht von der Ermordung seiner Mutter durch die Nazis erhalten. Sie war eines der ersten Opfer der «Endlösung». Ich habe oft an diesem jungen Burschen herumgemäkelt. Klein, blass, etwas dicklich, mit starken Brillengläsern, hielt ich ihn oft für zu launisch, an der Gemeinschaftsarbeit zu wenig interessiert und liess ihn das manchmal spüren. Sein Freitod hinterliess eine starke Beschämung in mir und die Erkenntnis, wie rasch ich mit der Be- und auch Verurteilung eines Menschen war, ohne zu versuchen, seine Psyche und seine Motive zu verstehen.



Interniertengruppe im Lager Gordola.

31.1.-2.2. Kapitulation von Stalingrad – 18.2. Goebbels: «totaler Krieg» – Letztes Flugblatt der Gruppe «Weisse Rose» – 12.-13.7. Kriegsgefangene und Exil-KPD: «Nationalkomitee Freies Deutschland» – 24.-25.7. Sturz Mussolinis – 3.9. Alliierte Landung in Italien – 8.9. Italien kapituliert – 18.-19.11. Britische Nachtluftoffensive auf Berlin beginnt

Leysin – Das Interniertenheim

Etwa 30 Kilometer, bevor die Rhône in den Lac Lemman, den Genfer See, mündet, öffnet sich nach Nordosten ein enges Tal, das zum Pass Col de Pillon führt. Von dem Städtchen Aigle kriecht eine Zahnradbahn 1'000 Meter höher zu einem schmalen Plateau. Hier liegt Leysin, mitten in den Waadtländer Alpen. Vor vielen Jahren entdeckte ein Schweizer Arzt die besondere Heilkraft der Höhen-sonne. Zu den wenigen ärmlichen Häusern der Bergbauern gruppierten sich in Leysin zahlreiche Kliniken und Kurheime. Der Sonne zugewandt, lagen die Kranken und suchten Heilung vom Knochenkrebs. In neuerer Zeit entstand ein grosses Sanatorium, die «Clinique Universitaire», für krebserkrankte Studierende der Universität Genève.

Wir kamen in der Dunkelheit an. In «Les Aroles», einem alten Chalet, beziehen wir ein kleines Zimmer. Ein unerhörtes Glücksgefühl: Endlich wieder einmal in den «eigenen» vier Wänden! Am frühen Morgen weckt uns Vogelgeschrei. Ein Schwarm Bergdohlen umkreist das Haus. Von der Landschaft sehen wir nichts. Eine dunkle Nebelwand erhebt sich vom Tal. Vorstellung bei dem Lagerleiter Häny. Ein hektischer Typ, gibt sich intellektuell und sucht das «Gespräch unter Gebildeten». Im Auftrag der Zentralen Lagerleitung (ZL) soll ich «hauptamtlich» die Freizeitgestaltung der Flüchtlingslager und -heime in der welschen Schweiz übernehmen. Gleichzeitig bin ich zum «2. Gruppenführer» ernannt, erhalte jetzt pro Tag 1,50 Franken Sold, abzüglich des Sparbetrags von 15 Rappen. Martel wird der Wäscherei zugeteilt, die für die umliegenden Interniertenlager arbeitet.

Im Speiseraum frühstückten etwa 50 Flüchtlinge, Männer und

Frauen. Wir kamen zu einem Sechsertisch und machten uns bekannt: Edgar von Bleichröder, Kunstmaler, Spross der bekannten Berliner Bankhäuser, Jakob Haringer, etwa 60 Jahre (stellte sich als Hofrat vor), Dichter und Philosoph, sowie ein Dr. Kern, eine Wucht von einem Mann, wie von George Grosz als treudeutscher Oberlehrer kariert, mit sehr stiller und ergebener Gattin. Keiner der vier ist politischer Flüchtling. Die Mehrzahl der Heimbewohner besteht aus kranken oder leidenden jüdischen Menschen, Deutsche, Österreicher und Polen. Meist ist es ihre zweite Emigration. Alles stille und freundliche Leute. Fünf Internierte sind Mitglieder der KPD. Willi Mauer (1946 Mitglied des Hessischen Landtages), Rita und Michael Tschesno (offiziell parteilos, später führend im Nationalkomitee «Freies Deutschland», nach 1945 in der DDR im Staatsverlag «Volk und Welt») und Michael und Gretel Schenk.

Die Heimordnung

Die Unterkunft in dem alten Kurheim ist einwandfrei, ja gut. Die Verpflegung basiert auf einem Tagessatz von Fr. 1,60 und der Rationierungskategorie, die u.a. für die Zuchthäuser gilt. Der Lagerleiter – unter der Fuchtel seiner Frau – drückte den täglichen Verpflegungsaufwand auf Fr. 1,12. Er gibt sich als Lebensreformer. «Fenchel», das war sein Ernährungsideal im Kampf gegen den «übermäßigen Fleischgenuss». (Das hindert ihn nicht, sich täglich ein opulentes Mittagessen mit allen Spezialitäten der Schweizer Küche in seiner Dienstwohnung auftischen zu lassen.) Alle Flüchtlinge waren zu einer Arbeit verpflichtet, die ihrem Gesundheitszustand entsprach. Das wurde korrekt von beiden Seiten eingehalten. Die medizinische Betreuung war hervorragend. Der Lagerarzt, ein junger jüdischer Flüchtling, galt bei den Fachärzten der umliegenden Sanatorien als Kapazität.

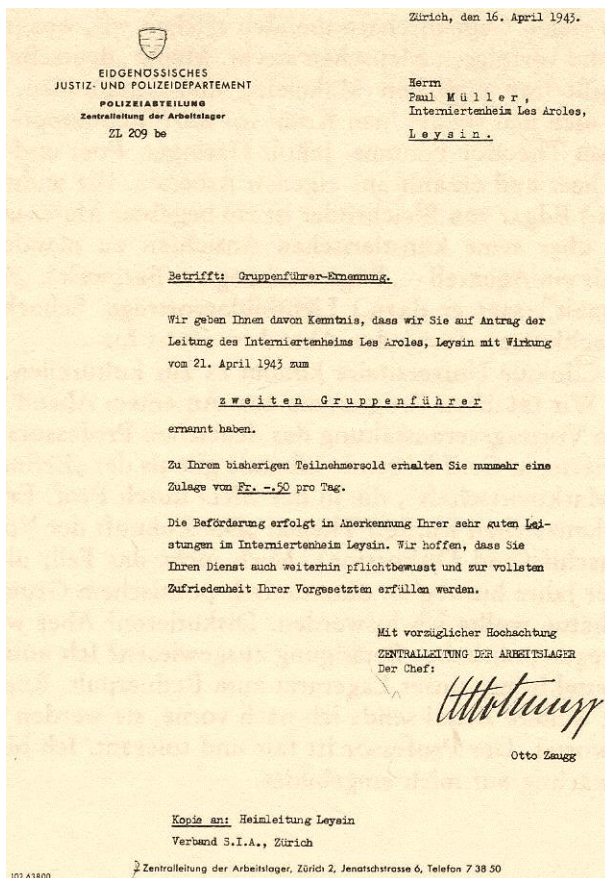
Mit einem solchen Facharzt – von der «Clinique universitaire» – mache ich eine andere Erfahrung: Meine rheumatischen und Bandscheibenbeschwerden verschlimmern sich fast bis zur Bewegungsunfähigkeit. Ich werde zur intensiven Behandlung in die Klinik eingewiesen. Auch Martel geht es nicht gut, täglich wird sie blasser und schmaler. Ist es die fortschreitende Schwangerschaft? Fragen weicht sie aus. Eines Tages erzählt sie mir den Grund: Der Klinikarzt hatte



Im Lager Leysin.

ihr gesagt: «Ihr Mann hat Knochentuberkulose, das ist jedoch bei unseren Spezialmethoden heilbar. Er kommt für zwei Jahre mit einem Gipskorsett zu einer Liege- und Sonnenkur zu uns. Im Bett wird er therapeutisch mit Flecht- und Strickarbeiten beschäftigt!» Unser Lagerarzt lachte laut über diese «Diagnose» und überzeugte Martel, dass sein Kollege das Opfer einer «déformation professionnelle» war.

Tagsüber herrscht strenges Ausgehverbot. Samstag- und Sonntagnachmittag dürfen wir ins Dorf. Gesellschaftlicher Mittelpunkt ist das «Café de la gare», ein trister Schuppen; Neonlicht, klappriges Mobiliar, Steinboden. Ein Geiger und ein Pianist, dazwischen Radiomusik. Meist proppenvoll mit Patienten, oft begleitet von «Kurschatten». Auch Gigolos kommen von den Städten an der Rhône herauf, erfreuen reiche, brillantgeschmückte Patientinnen bei Plausch und Tanz – gespenstisch, manche schon vom Tode gezeichnete Frau. Nur einmal besuche ich diesen Treffpunkt schwer leidender, lebenshungriger Menschen. Die meisten meiner Schicksalsgenossen empfinden das anders. Die Walzer- und Tangotakte mochten sie an ihre Zeit in Berlin, Wien, Paris oder Brüssel erinnern. Wir trugen obligatorisch den «schweizerischen Judenstern»: einen grossen hellblauen Stoffknopf am Revers. Das Justizministerium hatte diese «Hundemarke» speziell für uns erfunden. Wer das Haus verliess, musste diesen «Orden» tragen. Ausgang gab es nur für den Gemeindebezirk. Wohin sonst hätten wir auch gehen können? Tausend Meter höher reckten sich steil die Berge, tausend Meter tiefer lag



das Rhonetal. Im Winter war der Weg zum Dorf oft durch die Schneemassen blockiert.

Die «Freizeitgestaltung»

Die Wohngemeinschaft ist ein anderes «Publikum» als das Lager der Politischen. Ich versuche die kulturellen Kräfte meiner neuen Kameraden zu mobilisieren; besonders bei den jüdischen Flüchtlingen sind künstlerisch Begabte zu finden. Musik, Literatur, Tanz und

Malerei. In vielen Gemeinschaftsabenden erleben wir, was in diesen gehetzten und verfolgten Menschen steckt. Meine «deutsche» Tischrunde vergisst ihre täglichen Mäkeleien und Streitereien. Dr. K. («Hammse nich mal wieder 'nen Krimi for mir?») entpuppte sich als Interpret von Theodor Fontane. Jakob Haringer, Poet und Kulturphilosoph, liest und erzählt aus eigenen Arbeiten. (Er widmete mir ein Gedicht.) Edgar von Bleichröder ist ein begabter Maler und weiss interessant über seine künstlerischen Ansichten zu plaudern. (Er schenkte mir ein Aquarell – «Regenverhangene Bergwelt». «Alles mit Spucke gemalt», sagt er dazu.) Lichtbildervorträge, Schachwettbewerbe, Sprachkurse – fast jeden Abend ist etwas los.

Mit der Clinique Universitaire kommt es zur kulturellen Zusammenarbeit. Wir tauschen Programme aus. An einem Abend besuche ich dort die Vortragsveranstaltung des deutschen Professors Röpke. (Der emigrierte, in Genf lehrende Liberale gilt als der «Erfinder» der «sozialen Marktwirtschaft», die in der BRD durch Prof. Erhard zu einem Markenzeichen wurde.) Thema: «Die Zukunft der Volkswirtschaft» (anschliessend Diskussion). Mich juckt das Fell; alles, was ich mir über Jahre hinweg an ökonomisch-politischem Grundwissen erarbeitet hatte, wollte ich loswerden. Diskutieren? Aber wie? War ich nicht wegen politischer Betätigung ausgewiesen? Ich notiere Fragen; die Zettel bringt unser Lagerarzt zum Rednerpult. Röpke geht darauf ein; weitere Zettel sende ich nach vorne, sie werden verlesen und beantwortet. Der Professor ist fair und tolerant. Ich bin begeistert und mächtig auf mich eingebildet.

Ingo

Mitte April schien es soweit, ein neuer Erdenbürger – ich war sicher, dass es ein Sohn sein würde – sollte seinen Lebenslauf beginnen. Von zwei Militärpolizisten eskortiert, fährt Martel am 19. April in die Maternité nach Lausanne. Am frühen Abend, wieder eskortiert, kommt meine Frau zurück. Es sei noch eine Woche Zeit, hatte ihr der dortige Arzt erklärt. Sie war erschrocken über die unsaubere und triste Atmosphäre des Krankenhauses. Am folgenden Tag beginnen die Wehen, wahrscheinlich durch das Rucken und Rattern der Zahnradbahn. Ich bitte den Lagerleiter telefonieren zu dürfen. Abgelehnt! Ich dränge Herrn Häny aus dem Büro, suche im Tele-

fonbuch eine Privatklinik, finde «Mon Choisi»; frage nach einem freien Bett und Preis. Mit einem weiteren Anruf bei Freunden in St. Gallen bewirke ich die Überweisung von 500 Franken. Die Aufnahme wird bestätigt. Draussen poltert wütend Herr H. Ich öffne, der Lagerleiter klappt seinen Mund zu. *Mord* muss in meinen Augen gestanden sein. Zum zweitenmal fährt Martel gen Lausanne.

Gegen 7 Uhr weckt mich der Nachtwächter. «Paul, marsch ans Telefon, deine Frau will dich sprechen, ihr habt einen Sohn!» Ich sause ins Büro: «Du bist wohl verrückt, Martel, dir kann ja was passieren, sofort ins Bett!» – «Ei, ich liege ja im Bett», antwortet sie. – «Ich komme sofort!» Das war alles; ich hinterlasse eine Notiz und erwische noch den Zug nach Lausanne, ohne Urlaubsschein, steige zweimal wegen der Militärkontrollen um. Gegen 10 Uhr frage ich mich nach der Klinik durch. Wird es auch so ein mieser Schuppen sein oder gar eine «Engelmacherin»? Ich lande am See im feudalen Stadtteil Oüchy. In einem grossen Park liegt eine Prachtvilla, die Klinik «Mon Choisi». Und dort in einem Traum aus weissem Schleiflack, goldblinkendem Messing und duftigen Gardinen, Telefon am Bett, liegt Martel. Eine dem Film entstiegene Schwester bringt unseren Sohn herein. O Gott, ist der klein und mager! Und dann: Nur noch ein unsagbares Glücksgefühl.

Nach 10 Tagen hole ich «meine Familie» nach Leysin ab. Alle freuen sich über unseren Zuwachs, selbst Herr H. nötigt sich ein gequältes Lächeln ab. Die Kunde von dem Erscheinen des «neuen Müller» verbreitet sich. Von unseren Eltern, den Genossen in den Lagern und Schweizer Freunden, ja auch den Behörden kommen gute Wünsche. Zehn Wochen lang gedeiht Ingo in dem gesunden Klima und durch die Fürsorge der Gemeinschaft prächtig. Ende Mai werden wir in ein neues Interniertenheim versetzt, in dem vorwiegend Flüchtlinge mit kleinen Kindern leben.

Montana

Heute ist Montana-Crans ein international bekanntes Skizentrum. Als wir drittselfst mit der Zahnradbahn von Sierre 1'000 Meter hoch auf das in der Südsonne liegende Plateau rattern, vorbei an dem alten Walliser Dorf, landen wir am Anfang einer kleinen Geschäftsstrasse. Das ist «Montana-Station», neben Davos das grösste Zen-

trum von Sanatorien für Lungenkranke. Ausser zahlreichen kleinen Heilstätten in Chalets gibt es Hotels. Einige von ihnen – durch die Kriegsverhältnisse ohne ausländische Klienten – stehen leer. Das grösste und damals wohl modernste ist «Viktoria», das die Regierung als Heim für arbeitsunfähige Flüchtlinge mit Kindern gepachtet hat. Etwa 150 Menschen – je ein Drittel Männer, Frauen und Kinder – leben hier. Ausser uns sind es jüdische Menschen, deutscher, österreichischer oder polnischer Abstammung, meist von Ländern ihrer ersten Emigration kommend und deren Nationalität besitzend. Deutsche und Österreicher kommen aus dem gebildeten jüdischen Mittelstand. Viele beruflich hochqualifizierte Fachleute z.B. auf technischem Gebiet. Sie sorgen für eine musterhafte Instandhaltung und den Betrieb dieses grossen Hauses. Ist es unsere Frankfurter Mentalität, die Kenntnis unserer politischen Einstellung oder nicht zuletzt das freundliche Wesen von Martel – jedenfalls: in der langen Zeit unseres Aufenthalts – bis nach Kriegsende – gab es keinerlei Differenzen oder Streit mit unseren Schicksalsgefährten. Eine enge Freundschaft verbindet uns bald mit der Familie Schott, zwei Urfrankfurtern mit ihrem kleinen in Paris geborenen Sohn.

Im alten Postgebäude in Montana ist ein Arbeitslager für 50 männliche Internierte eingerichtet. Wegebau und Rodungsarbeiten in den bis 2'500 m ansteigenden Bergen, ist ihre Aufgabe. Obwohl ich für das «Freizeitsekretariat Westschweiz» freigestellt bin, melde ich mich für diese Arbeit. Nun kutschiere ich wieder mit einem Pritschenwagen herum. Ich geniesse das einmalige Alpenpanorama, den Blick über das Rhönetal hinweg zur «Route blanche» der Walliser Alpen mit dem legendären Matterhorn, auf die Bergwälder und Alpwiesen und – Sonne, Sonne, zu allen Jahreszeiten! Martel arbeitet in der Säuglingsstation und ist dadurch ständig mit unserem Blondschopf zusammen. Sie wohnt mit Ingo in einem schönen Südzimmer mit Loggia und Blick auf einen grossen Park. Ich schlafe in einem kleinen Zimmer-Schlauch neben dem Gemeinschaftsklo.

Das Leben wird freier

Die grosse Wende im militärischen und politischen Geschehen bringt der russische Sieg in Stalingrad im Februar. Wir spüren das im Verhalten der Behörden gegenüber den Flüchtlingen. Die Lagerleitun-

gen sind nicht mehr vorwiegend mit Kommissköpfen besetzt. Wir können uns in Monana frei bewegen, ohne den blauen Knopf.

Die Privatpost wird nicht mehr offiziell zensiert. Briefe meines Vaters aus Frankfurt tragen deutsche Zensurvermerke, die Texte sind stellenweise gelöscht. Am 24. November 1943: «... Unterdessen waren die Gangster verschiedene Male hier, es ist aber nicht so schlimm...» Dann in einem Nachsatz: «Nachts 416 Uhr. Der furchtbare Terrorangriff vom 25. zum 26. brachte uns eine zerbrochene Haus- und Kellertür. Die meisten grossen Scheiben sind kaputt. Es ist kalt in der Wohnung. Die Vorhänge sind gerissen. Wie es in der Stadt aussieht, weiss ich noch nicht. Der Himmel ist ringsum rot. Es scheint wieder sehr schlimm zu sein...» Bald danach wird unser Haus voll getroffen. Die Eltern verlieren alles. Sie werden in einem kleinen Taunusort evakuiert. (Sie haben von uns übrigens nie erfahren, dass wir in Haft und Interniertenlagern waren.)

Wer zählt die Völker...

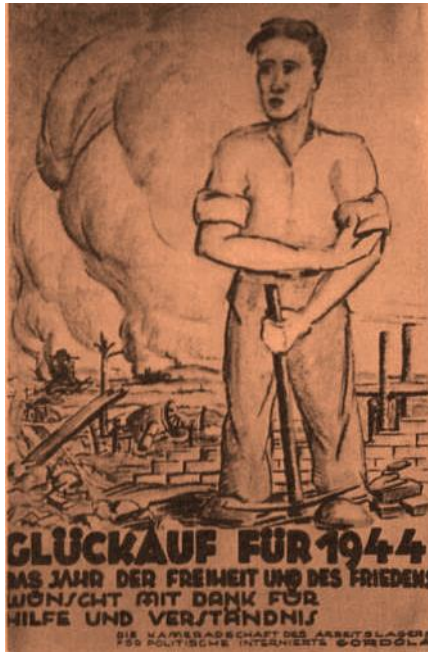
Bis zum Zweiten Weltkrieg trieb der Naziterror vorwiegend politische oder rassistisch Verfolgte in die Emigration. Mit der Kapitulation Frankreichs ergiesst sich ein ständig steigender Strom von Flüchtlingen in die Schweiz. Zunächst sind es geschlossene Einheiten der französischen Armee (dabei eine ganze polnische Division). Es folgen entwichene Kriegsgefangene aus deutschen und italienischen Lagern – Franzosen, Belgier, Holländer, Polen, Tschechen, Jugoslawen, Griechen usw. Es kommen in ihr zweites Exilland verfolgte Juden aus Frankreich, Holland, Belgien. Widerstandskämpfer aus den von den Nazis unterjochten Ländern flüchten in die Schweiz. «Fremdarbeiter», die als Sklaven für die Kriegswirtschaft nach Hitlerdeutschland verschleppt wurden, schlagen sich zu den Eidgenossen durch. Darunter viele sowjetische und polnische Frauen und Mädchen; manche durch den Rhein schwimmend. Italienische und deutsche Deserteure kommen in Speziallager. Schliesslich, gegen Kriegsende, gibt es noch eine kleine Sondergruppe. Reichsdeutsche, die in Botschaften, Konsulaten oder Institutionen der braunen Diktatur tätig sind, setzen sich ab.

Der Schweiz, schon belastet durch ihre eigene Kriegswirtschaft, erwachsen grosse Probleme. («Das Boot ist voll.») Die Zahl der In-

terniertenlager wächst rasch; der grösste Teil wird in der welschen Schweiz errichtet. Auch Montana verdoppelt seine Belegschaft. Aus Italien kommen zahlreiche italienische Juden, die bis dahin relativ unbehelligt unter Mussolini lebten. Noch grösser ist die Zahl der abgedrängten Widerstandskämpfer und von Leuten aus der sie unterstützenden norditalienischen Bevölkerung.

Junge polnische Burschen und Mädchen aus bäuerlichen Gegenden, arbeits- und trinkfreudig und sehr katholisch, sind eine interessante Bereicherung. Man sollte meinen, aus der Buntheit der Interniertenschar seien besondere Probleme und Spannungen entstanden. Es gab jedoch nur eine Schwierigkeit, die sprachliche Verständigung. Am besten verstanden sich die Kinder. Der Winter 1943 begann schon im Oktober mit Schnee und Eis. Die Zentralheizung hatte Koksfeuerung. Es gab dafür keine Zuteilung. Der jüdische Kamerad Joseph, ein deutscher Diplom-Ingenieur, organisiert mit zwei Wienern die Umstellung auf Holzfeuerung – ein Meisterwerk der Improvisation! Zehn handfeste junge Polen ziehen hinauf in den Bergwald. Sie graben aus dem Schnee die harzigen Stümpfe gefällter Bäume aus. Andere spalten, zerhacken und zersägen das Material. Diesen und die folgenden Winter müssen wir nicht frieren; auch die Küche bleibt nie kalt.

Im November, an einem frühen Abend, erhalte ich aus Frankfurt Post. Es ist nicht die Handschrift meines Vaters. Eine Cousine teilt mir den Tod meiner Mutter mit. Martel ist in ihrem Zimmer. Ich verlasse den Essraum und gehe hinaus in die Dunkelheit, bergwärts in eine Waldschneise. Ich empfinde nur einen ungeheuren Druck im Kopf; eigentlich denke ich an gar nichts. Ich werfe mich auf den Boden; ich weiss nicht, wie lange ich da liege. Eine Hand berührt mich, ich höre eine leise, gütige Stimme. Unsere Schweizer Krankenschwester ist mir gefolgt. Ich richte mich auf. Stumm führt sie mich zurück.



Lagerpostkarte Gordola.

1944

6.6. Alliierte Invasion in Frankreich – 10.6. Massaker in Oradour – 12.-13.6. VI-Beschluss auf London beginnt – 22.6. Sowjetische Offensive gegen Heeresgruppe Mitte, bald an ganzer Ostfront – 20.7. Attentat Stauffenbergs auf Hitler, Staatsstreichversuch scheitert – 1.8.-2.10. Warschauer Aufstand – 11.9. US-Truppen an Reichsgrenze – 20.10. Tito bildet jugoslawische Regierung – Der «Volkssturm» als letztes Aufgebot

Das regionale Freizeitsekretariat

Durch die ZL erfolgt meine Ernennung zum 1. Gruppenführer der Flüchtlings-Kulturarbeit. (Nochmals springt mein Tageslohn um 50 Rappen auf 2 Franken – abzüglich Zwangssparen von 10%.) Die neue Aufgabe unterschied sich stark von der Bildungs- und Schulungsarbeit in den Lagern der «Politischen» in Malvaglia und Gordola, bedingt durch die grosse Zahl der Flüchtlinge und ihre differenzierte nationale Zusammensetzung, die konfessionelle, soziale und politische Vielgestalt, die Altersgruppen. Im Zimmer der eheinaligen Rezeption wird das Sekretariat eingerichtet. Darin rattern die Schreibmaschinen, bedient von drei Flüchtlingsfrauen aus Belgien, Polen und Italien. Die Region umfasst die Kantone Valais, Vaud und Fribourg.

Eigentlich eine groteske Situation: Ich bin auf Lebenszeit aus der Schweiz ausgewiesen, ich bin interniert. Jetzt schreibe ich amtliche Briefe mit Absender «Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement» – zu dem die ZL gehört – und mit Portofreiheit. Ich kann die Lager der Westschweiz – nach Antragstellung – mit Freifahrtschein besuchen und erhalte Postvollmacht. Allerdings passiert es dann, dass ich während eines Vortragsbesuchs in einigen Lagern am Genfer See am frühen Morgen im Hotelzimmer in Lausanne verhaftet und polizeilich verhört werde. Bei der Kontrolle meines Meldezettels wurden die Polizisten im Fahndungsblatt fündig: «... ausgewiesen am 16. 8. 1940.» Die Vorweisung meines Urlaubsscheins und des Freifahrtscheins genügte nicht. Erst nach telefonischer Rückfrage in Bern liess man mich laufen. Verärgert fuhr ich ins Lager zurück.

Luftkrieg über der Schweiz: Mitte 1944 strömen in vielen Nächten die Bombergeschwader der Alliierten von Frankreich über den Genfer See kommend das Rhönental aufwärts, überqueren bei Brig die Alpen und laden ihre tödliche Last über Milano und den Industriestätten im Norden Italiens ab. In diesen Nächten beobachten wir gebannt das lautlose Aufzucken des Lichts am Südhimmel, jenweits des Alpenkamms; ihm folgt ein hoher dunkelroter Schein. Nicht als Menschenwerk, mehr als ein ausserirdischer elementarer Vorgang bleibt es mir in Erinnerung. Die «fliegenden Festungen» fanden ihre Ziele leicht. Sie brauchten nur den Lichterketten des Rhönetales zu folgen. Diese willkommene Markierung wird auf massiven Druck der Nazis beendet, die Verdunkelung über die ganze Schweiz verhängt. Bald darauf bombardieren alliierte Flugzeuge «irrtümlich» die rechtsrheinischen Städte Schaffhausen und Stein. Es gibt Zerstörungen, 40 Tote sowie viele Verletzte. Die Verdunkelung wird aufgehoben! Später verlangen die Westmächte ein Schweizer Waffenausfuhrverbot gegenüber der «Achse». Als es nicht erfolgt, wird Basel «irrtümlich» bombardiert. Es folgt das Ausfuhrverbot. Schliesslich ergeht die Forderung nach einem absoluten Ausfuhrverbot. Ablehnung durch die Schweiz. Zürich wird bombardiert. Häuser und Gleisanlagen werden schwer getroffen. Es erfolgt das vollständige Ausfuhrverbot.

Seit Jahren litt ich unter chronischer Mandelentzündung mit subfebriler Temperatur. Plötzlich schnellte das Fieber hoch, mein Hals wurde gefährlich eng. Einlieferung ins Spital von Sierre. Im Krankensaal lautstarke Begrüssung durch zwei Kumpel des Lagers Sierre: «Du bist das also! Gestern sagte der Chefarzt, es käm' ein deutscher Kommunist, der bekannt sei durch eine grosse Klappe. Die würde ihm vergehen bei der komplizierten Operation.» Fast vier Stunden säbelten sie in meinem Hals herum. Der Chefchirurg zu den Assistenten: «Oh là là, c'est très compliqué, tout cela est complètement enflammé!» Zur mir in Walliserdeutsch: «Es isch nöd so bö, es isch glich verbie!» Zwei Tage später: im Rollstuhl in den Operationsraum. Der Chirurg: «Jo, do händ mir no d'Zungemandele, die mached mir au glich äweg!» «Ja, ja», krächze ich. Holt doch dieser Doktor Eisenbart eine Schere und – schwupps – schneidet er ohne Betäubung an der Zungenwurzel ein erbsengrosses Stück weg, das ich in hohem Bogen ausspucke. Halbtot lande ich im Bett, finde noch die Kraft einen Zettel zu schreiben: «Irrtum! Bin kein Kommunist, sondern ein feiger Hund, bitte dringend um Schonung!»

Nach zwei Wochen verlasse ich das Spital, Martel und Klein Ingo holen mich ab. Es ist ein herrlicher Sommertag. Der muss gefeiert werden. In einer kleinen Gartenwirtschaft bestellen wir eine Walliser Spezialität, ein Käse-Fondue. Ich reisse Witze über meine Operation, versuche mich in der Nachahmung des Walliser Dialekts. Ingo strahlt und lacht, Martel ist merkwürdig zurückhaltend. Die Zahnradbahn trägt uns tausend Meter höher. Im Hause herrscht Mittagspause. Post aus Frankfurt ist gekommen. Gussi, meine Cousine aus unserer Sachsenhäuser Verwandtschaft, schreibt uns: Mein Vater ist gestorben!

Wir organisieren uns

Ich nutze die Chance meiner grossen Bewegungsfreiheit, intensiviere meine politische Arbeit. Die Verbindung zu deutschen Genossen, in den Lagern oder frei lebend, erfährt durch die Gründung der *Union deutscher Sozialisten in der Schweiz* eine organisatorische Basis. Ihr gehören vorwiegend ehemalige Mitglieder von SPD, SAP, «Neu Beginnen», Gewerkschafter oder Parteilose an. Dr. Anna Siemsen, durch Heirat Schweizerin geworden, Dr. Walter Fabian, SAP, Franz Bögler, SPD-»Neu Beginnen«, sind die Initianten. Etwa 40-45 Mitglieder schliessen sich zusammen. Sie bekennen sich zu einer künftigen deutschen sozialistischen Einheitspartei. Ich übernehme in der Landesleitung die Gewerkschaftsarbeit und entwerfe ein Programm: «Grundsätze für den Aufbau der Freien Deutschen Gewerkschaft». Die endgültige Formulierung ist von Leo Bauer, Willi Mauer, Michael Schenk und mir, August 1944, und wurde den Genossen Franz Bögler, Heinrich Ritzel und Anna Siemsen vorgelegt, nach deren Zustimmung auch Genossen in anderen Lagern (vor allem Österreichern), ebenso schweizerischen und internationalen Spitzenfunktionären der sozialistischen Bewegung. (Ein Teil von deren schriftlichen Stellungnahmen liegt noch vor.)

Das Dokument wurde erstmals nach dem Kriege veröffentlicht. Es steht stellvertretend für andere Dokumente zu politischen und gesellschaftlichen Fragen, die von den einstigen Mitgliedern der Frankfurter Arbeiterjugendbewegung in der Schweiz gemeinsam mit anderen antifaschistischen Exilanten verfasst wurden und als Beitrag für die Erneuerung eines freien Deutschland gedacht waren. Uner-

heblich ist dabei, dass der Wiederaufbau freier Gewerkschaften schliesslich nach anderen Maximen erfolgte, wichtig aber, dass hier versucht wurde, die Ursachen der Niederlage von 1933 nicht nur zu analysieren, sondern auch programmatische und organisatorische Konsequenzen daraus zu ziehen. Dabei wurde auf dieselben Bemühungen zurückgegriffen, auf denen auch die 1949 verwirklichten Grundsätze für den gewerkschaftlichen Neuaufbau beruhen. Sie begannen lange vor 1933. So hat es im Deutschen Metallarbeiter-Verband (DMV), der seit seiner Gründung 1891 ein Industrieverband gewesen ist, stets eine starke Strömung gegeben, die für die Umwandlung des in zahlreichen Berufsverbänden zersplitterten deutschen Gewerkschaftswesens wirkte. Diese Bemühungen sind untrennbar mit den Namen des einstigen Frankfurter SPD- und USPD-Sekretärs, des nachmaligen DMV-Vorsitzenden Robert Dissmann, und des einstigen hessischen Innenministers Wilhelm Leuschner, 2. ADGB-Vorsitzender bis 1933, verbunden. Die These, die Prinzipien für den Wiederaufbau freier Gewerkschaften nach 1945 seien – sozusagen fix und fertig – «aus London mitgebracht» worden, ist unhistorisch.

Das «Freie Deutschland» in der Schweiz

Der Präsident der «Schweizerischen Flüchtlingshilfe», Pastor Henriod, erzählt mir anlässlich eines Besuches in Montana: «Auf der anderen Seite des Rhönetales, hoch in den Bergen, haben die Behörden bei dem Weiler Noiuc ein kleines Interniertenlager speziell für Flüchtlinge errichtet, deren Identität unklar ist.» Hans Bergmann, ein Deserteur der Wehrmacht, fühle sich dort als einziger Deutscher sehr isoliert. Er schlage ein Treffen in Sierre vor; die behördliche Erlaubnis erwirke er.

Wir treffen uns in einem kleinen Café. Bergmann, etwa dreissig Jahre alt, Berliner, begründet seine Flucht damit, dass er kein Nazi sei und keine Lust verspüre, sein Leben für das braune Regime zu verlieren. Er sei Student und wolle nach dem Krieg entweder in der Schweiz oder sonstwo im Ausland weiterstudieren. Jetzt müsse er jedoch zunächst mal raus aus dieser Isolierung. Wie man das mache? Ich erzähle ihm etwas über die Behandlung der Flüchtlinge und die Interniertenlager, auch über die Situation und die Haltung der «Po-

litischen». Er zeigt sich wenig orientiert über die deutsche Arbeiterbewegung und den Sozialismus. Wir treffen uns von jetzt ab in kurzen Abständen. Vorsichtig und systematisch versuche ich ihn mit unseren politischen Erfahrungen und Erkenntnissen vertraut zu machen. Er ist interessiert, stellt des Öfteren Fragen, die zeigen, wie neu ihm diese Gedankenwelt ist. Dann warte ich eines Tages vergeblich am Treff. Er bleibt verschwunden.

Monate später nehme ich, neben Anna Siemsen, Franz Bögler und Heinrich Ritzel, an einer Aussprache mit dem Vorstand des «Nationalkomitees Freies Deutschland» teil. Als dessen Vorsitzender und Verhandlungsleiter tritt mein Deserteur und gelehriger Schüler Hans Bergmann auf! Er ist seit Anfang der dreissiger Jahre Mitglied und Funktionär der KPD! Auf deren Weisung wechselte er vom Widerstand in der Reichshauptstadt Berlin zur Organisation des «Freien Deutschland» in die Schweiz. Lachend erzählt er mir, wie er die Einwendungen von Michael Tschesno (ebenfalls im Nationalkomitee) gegen meine Teilnahme mit dem Hinweis darauf entkräftet habe, wie zäh und geschickt ich ihn – den «unpolitischen deutschen Deserteur» – zur aktiven Mitarbeit in unserem Widerstandskreis gedrängt habe.

Tschesno hat seine Abneigung gegen mich auch später beibehalten. Sie beruhte auf Gegenseitigkeit. In Leysin lernte ich ihn als einen hervorragenden politischen Kopf kennen. Doch nicht nur ich, auch die anderen deutschen Genossen hatten den Eindruck, dass er zum engsten Kader der Partei zählte und seine wirkliche Funktion im Dunkeln blieb. Sein Selbstbewusstsein steigerte sich manchmal zur simplen Eitelkeit. Der dritte führende KP-Funktionär im F. D. war der zuverlässige Genosse und gute Kamerad Hans Teubner.

Hans Mayer, ebenfalls Vorstandsmitglied des F. D., wird Redakteur der Flüchtlingszeitschrift «Über die Grenzen». Wir arbeiten eng zusammen. Er ist Regionalsekretär für die Nordwestschweiz, Michael Tschesno für Graubünden. Meine Region umfasst die meisten Internierungslager. Unterm Vorsitz von Pastor Henriod – Zentralausschuss der Flüchtlingshilfe – finden jetzt regelmässig Konferenzen der Regionalsekretariate statt.

Champéry, hoch am Ende des Valle d'Illiez gelegen, war eines der grössten Lager. Über 600 jüdische Flüchtlinge aus ganz Europa – Männer, Frauen und Kinder – lebten hier, darunter zahlreiche Wissenschaftler und Künstler. Mit einigen Genossen und Freunden fass-

Kulturwoche

Internierten-
heim



Champéry
(Wallis)

1.-7. AUG.

1944



Vorträge

bedeutender
Persönlichkeiten
über

Philosophie
Geschichte
Wirtschaft
Politik
Kunst

Konzerte

hervorragender
Künstler

Musik
Gesang
Kleinkunst

Bilder-
Ausstellung

ten wir den Plan einer grossen Kulturwoche. Monate der Vorbereitungen brachten ein Programm, das einen grossartigen Ausschnitt jüdischen kulturellen Geistes zeigte.

Gemeinschaft der Verfolgten

Im September 1943 floh Mussolini nach Norditalien und gründete eine «Faschistische Republik Italien». Die italienischen Widerstandskämpfer verstärken ihre Aktionen. Ein Zentrum wird das Ossola-Tal mit der Passstrasse zum Sempion. Die faschistische Miliz wird geschlagen. Da greift die SS ein, mit grausamen Massnahmen, wie sie später durch die Namen Lidice (CSR) und Oradour (Frankreich) bekannt wurden. 70'000 Italiener, Partisanen und Zivilbevölkerung, flüchten über die Schweizer Grenze im Tessin und im Wallis. Die Lager der Region füllen sich.

Von einem Lagerbesuch in Sierre zurückkehrend, erlebe ich eine böse Szene. Etwa 20 italienische Flüchtlinge waren inzwischen nach Montana gekommen. Als ich in den Speiseraum gehe, stürzt sich ein etwa 18jähriges Bauernmädchen mit einem Messer in der Hand auf mich. Kameraden zerren sie mühsam zurück. Sie schreit wütend etwas von «sporco tedesco, assassino!» Was ging da vor, was war geschehen? Das Mädchen hatte gehört, es gäbe – ausser den Juden – auch noch einen Deutschen im Lager. Das erregte sie masslos. Die SS hatte ihrem Bruder die Augen ausgestochen und ihn dann umgebracht! Nur mühsam konnten ihr Kameraden des Lagers und ein italienischer Genosse klarmachen, dass nicht alle Deutschen faschistische Mörder seien. Das intelligente Mädchen lernte sehr schnell deutsch und arbeitete bis zum Kriegsende mit mir im Freizeitsekretariat.

Die italienischen Antifaschisten waren fast ausschliesslich Mitglieder der KPI. Einige von ihnen kämpften bereits früher in den Reihen der Interbrigadisten gegen Franco. Der Tessiner Staatsrat und Sozialist Canevascini vertrat die Interessen der italienischen Flüchtlinge. Mit ihm, dem Genossen Egidio Reale (er wurde später der erste Aussenminister Italiens) und dem Walliser Sozialisten und Nationalrat Karl Dellberg organisiere ich eine offizielle Konferenz mit Delegierten der italienischen Lager in Brig. Es ist eindrucksvoll, diese Freiheitskämpfer – Arbeiter, Bauern und Intellektuelle – zu erleben, ihre Kameradschaft, ihre Siegesgewissheit. Gemeinsam singen wir deutsche und italienische Kampflieder, darunter ihr populärstes, *Il Partigiano*:

Mamma non piangere se piu' non tornero'
Vade sui monti cacciar l'invasor
Se vincero' a casa tornero'
Se moriro' mai piu' ti rivedro'

O cara o amata patria, perduto ho la mia terra
Il nome del partigiano fermenta per la guerra
Attendono il momento
Per la calata al piano
Per liberar l'Italia
Dal barbaro invasor

Polnische Hochzeit

Bei den in unser Lager gekommenen Polen (etwa 30 bis 40) gab es ein Problem: Einige der jungen Burschen und Mädchen waren eng befreundet. Nach der strengen Lagerordnung mussten sie getrennt leben. Ihre Erklärung, sie seien schon früher in Polen kirchlich getraut worden, die Urkunden darüber wären verlorengegangen, wird seitens der Schweizer Behörden nicht anerkannt. Jetzt soll ich ihnen helfen, die standesamtliche Trauung nachträglich zu erwirken. Edgar Wyss, Verwaltungsdirektor der «Clinique militaire» und sozialdemokratisches Mitglied des Gemeinderates, mit mir inzwischen befreundet, verweist mich an den Bürgermeister als den zuständigen Standesbeamten. Ich tipple hinunter ins Dorf «Montana Village». Der Herr Maire wird vom Acker geholt. Er bietet mir sofort einen «Fendant» vom eigenen Weinberg an, ist enttäuscht, dass ich abstinent bin. Die sprachliche Verständigung ist schwierig. Trotzdem: Er ist beeindruckt und stolz, dass er erstmals polnischen Paaren das Jawort abnehmen soll; dazu noch viermal gleichzeitig! Am nächsten Tag bringe ich ihm die Unterlagen. Nicht nur er hat Schwierigkeiten, die komplizierten Namen zu entziffern. Als Trauzeugen haben die polnischen Kameraden ihre Sprecherin, die Witwe eines Offiziers, und mich vorgeschlagen. (Ich bin darüber mächtig stolz!)

Der Tag der Eheschliessung. Das ganze Lager ist lebendig wie an einem Feiertag. Vier Hochzeiten! Die «Caritas» puppt die Paare ein: Dunkle Anzüge und weisse Kleider. Die Lagergemeinschaft überreicht jedem Paar ein prachtvolles Blumengebinde. Eine halbe Stunde geht es bei strahlender Sonne abwärts ins Dorf, zum feierlichen

Akt im Gemeindehaus. Dazu hat sich der Herr Bürgermeister über das verschwitzte Arbeitshemd eine alte Jacke gezogen. Seine sicher tiefschürfende Ansprache verstehe ich nur in Bruchteilen; meine deutsche Übersetzung für die Polen besteht vorwiegend aus dichterischen Freiheiten. Dann fordert er die Paare zur Unterschrift auf, zum Schluss die beiden Trauzeugen. Ich lasse meiner polnischen Partnerin den Vortritt, dann zücke ich den Füllhalter und setze zur Unterschrift an: noch schnell ein kurzer Blick aufs «Kleingedruckte» – ich erstarre! Die Frau Oberst hat bereits durch ihren Namen bestätigt, dass sie meine Frau werden will. Monsieur le Maire wollte auch uns beide verheiraten. Grosse Verwirrung und Verzögerung – endlich können wir die vier Paare durch unsere Unterschrift glücklich machen. Drei tolle Tage und vor allem Nächte erlebt das «Viktoria». Die Polen besetzen die Küche, wir geniessen die Spezialitäten ihrer Heimat. Der Speiseraum ist mit bunten Papiergirlanden und Lampen geschmückt. Es wird getanzt, gesungen und getrunken – nein, bis in die Nacht gesoffen! Die Nichtpolen können nicht mithalten. Es ist unglaublich: in reinen Brennspritus wird etwas Zitronensaft geträufelt. In tiefem Schlaf liegen die Burschen irgendwo herum. Doch am nächsten Morgen stehen sie pünktlich auf, ziehen in den Bergwald zu harter Arbeit und werken wie die Berserker! Ich war fassungslos. Die Lagerleitung zeigte für das wilde Treiben grosses Verständnis; vielleicht weil sie seit Kurzem nur aus weiblichen Mitgliedern bestand.

Wandlungen – Alter Hass

Es begann mit dem Untergang der deutschen Armee in Stalingrad, gefolgt von der Invasion und dem Attentat am 20. Juli 1944. Wo besser als in der neutralen Schweiz flössen die Nachrichten aus der ganzen Welt zusammen? Die Hoffnung auf die Zerstörung der Nazi-herrschaft wird zur Gewissheit. Gleichzeitig wenden sich die öffentliche und die veröffentlichte Meinung der Schweiz – die Haltung der Regierung wandelt sich analog – täglich stärker gegen den «Führerstaat». Wer genau hinsah oder -hörte, erfuhr etwas über diskrete Treffen zwischen Persönlichkeiten aus dem westlichen und dem faschistischen Lager; über Differenzen zwischen den westlichen Alliierten über den weiteren strategischen Verlauf des Krieges. Mit dem

Vordringen der Sowjetarmee und der Westmächte werden immer mehr Grausamkeiten der Nazis gegen die Zivilbevölkerung und die Massenmorde in den Konzentrationslagern bekannt. Vorurteile über die Sowjetunion weichen der Bewunderung ihrer militärischen Stärke. Besonders in der welschen Schweiz kam es zu spontanen und manchmal naiven Sympathiebezeugungen. So gaben z.B. in Genf Hundefreunde ihren Lieblingen die Namen Lenin oder Stalin. Neugeborene erhielten Vornamen wie Nadja, Elena, Maxim oder Igor. Die Bundesregierung rutschte etwas nach links. Erstmals wird ein Sozialdemokrat Bundesrat. Die linkssozialistische Partei in Genf unter Führung von Leon Nicole wird zur «Partei der Arbeit» im ganzen Gebiet der Schweiz.

Wenn auch zögernd und widerwillig beginnen die Behörden sich gegenüber den Flüchtlingen positiver zu verhalten. Konnten unter der Masse der Internierten nicht auch künftige wichtige Leute der befreiten Länder sein? Wir «Politischen» erkannten diese Chance. Als zähste Gegenspieler erwiesen sich im Regierungsapparat der Vorsteher der Polizeiabteilung, Dr. Rothmund, und der Bundesanwalt Dr. Dick. (Hans Mayer, in seinem «Ein Deutscher auf Widerruf», charakterisiert Dr. Rothmund entsprechend; Seite 259.) Die Insassen des «Speziallagers» Bassecourt und die sowjetischen Internierten erfahren fast bis zum Kriegsende die Abneigung, ja den Hass dieser Reaktionäre. Auch gewisse bürgerliche Gazetten üben sich in gehässiger Abneigung. So schreibt die «Solithurner Zeitung» vom 9. September 1944 unter der Überschrift *Ein sonderbares Klassenfest*:

«Aus verschiedenen Gegenden der Schweiz zogen über das letzte Wochenende – irgendwo im Felde' – Männer und Frauen zu ihren ‚internationalen Klassenbrüdern', politischen Emigranten und Flüchtlingen. Es war am Sonntag ein Fest der Klassenverbundenheit.

So zu lesen in einem begeisterten Lagerbericht der ‚Basler Arbeiterzeitung', der ebensoviel verschweigt wie er ausschwatzt. Was wurde da gespielt? Die alten und jungen Kämpfer für die ‚Idee der Befreiung der Arbeiterklasse' seien nicht zu uns gekommen, um auszuruhen oder sich gar zu drücken – zum grossen Teil waren sie Kämpfer im spanischen Bürgerkrieg –, ‚sondern als Wegbereiter für ihre geknechteten Völker, damit der Kampf weitergeführt werden konnte'. Lichtbilder, Chöre und Freiheitslieder stiegen, ‚ein Imbiss schloss diesen grossen Tag mit unsern Klassenbrüdern aus vielen Ländern'. Überschrift: ‚Es lebe die Solidarität'. – Man kann sich ja gut in die

Stimmung von politischen Flüchtlingen versetzen, die den ‚Tag der Freiheit‘ ersehnen und näher gerückt sehen. Aber was waren das wohl für ‚Männer und Frauen‘, die ins Flüchtlingslager zu ihren ‚Klassenbrüdern‘ zogen, um das Feuer der internationalen Solidarität und des Klassenkampfes zu schüren? Diese eigenartige ‚Klassenzusammenkunft‘ erweckt gewisse Erinnerungen. – Es sind jetzt bald 30 Jahre her seit der berühmt gewordenen, von Nationalrat Grimm präsierten, Zimmerwalder Konferenz, die schon im September 1914 ihre erste Vorbereitung durch die Zusammenarbeit schweizerischer, russischer und italienischer Sozialisten fand. ... Die Internationale wurde in allen Sprachen gesungen und mit Enthusiasmus ein Manifest über die ‚Umwandlung des imperialistischen Krieges in den Bürgerkrieg‘ angenommen. ... Man wird vielleicht nach solchen Erinnerungen und Erlebnissen gut tun, wachsam zu sein und aufzupassen, was da neuerdings für Fäden gesponnen werden. Eine zweite Zimmerwalderei wäre entschieden nicht wünschbar...»

Die Behandlung der sowjetischen Flüchtlinge, insbesondere der Männer, war skandalös. Proteste des Lagers wurden mit Einsatz von Militär beantwortet; ein Sowjetsoldat wurde dabei erschossen. In mein Arbeitsgebiet wird eine starke Gruppe sowjetischer Mädchen und Frauen verlegt. Dank massiver Interventionen von Dr. Oprecht und Frau Dr. Kägi wird das Interniertenheim in Montreux human verwaltet. Ich bin bei einem Besuch überrascht von der Einstellung und Haltung dieser Sowjetmenschen. Viele verstehen deutsch, manche ausgezeichnet. Die meisten sind aus Bjelorussland und der Ukraine, nur wenige davon aus Städten. Sie hassen die «deutschen Faschisten» und berichten über schaurige Vorfälle in den Rüstungsbetrieben, jedoch auch von deutschen Arbeitern, die den Arbeitssklaven vorsichtig zu helfen versuchten. Nur wenige waren Mitglied der KPdSU. Alle jedoch sprachen voll Liebe und Stolz von ihrer Heimat und dem «grossen vaterländischen Krieg». Ihre Sprecherin – sie arbeitet mit mir in der «Freizeitgestaltung» – war Mitglied des Komso-mol in Minsk. Sehr selbstbewusst betont sie die Enttäuschung in der SU über das Versagen der internationalen Arbeiterbewegung im Kampf gegen den Faschismus.

Pastor Henriod berichtet von Besuchen eines Komitees des Internationalen Roten Kreuzes in Genf in Kriegsgefangenenlagern in Deutschland. Am besten haben es noch englische Gefangene, die

Polen werden am schlimmsten behandelt. Was war mit den Russen? Der Besuch sowjetischer Kriegsgefangener war verboten. Durch Zufall konnte die Kommission aus grosser Entfernung ein schauriges Bild sehen: In einem versumpften Gelände wimmelte, zwischen hohen Stacheldrahtverhauen, eine riesige Masse Mensch; kein Gebäude, keine Versorgungsanlagen waren zu sehen. Die deutschen Führer erklärten, dass die grosse Masse von sowjetischen Gefangenen weder ausreichend untergebracht noch gepflegt werden könnte. Täglich müssten die Leichen Verhungertes weggeschafft werden. Trotzdem käme es immer wieder zu Fällen von Kannibalismus.

Die Zahl deutscher Deserteure wird so gross, dass für sie ein spezielles Interniertenlager in Murimooos eingerichtet wird. Auch von Leuten der deutschen diplomatischen Vertretung und der in der Schweiz etablierten Naziorganisationen kommt es zu Absetzbewegungen. Sie geniessen das Asylrecht der Eidgenossen.

Ein Angebot

Die Zentralleitung der Arbeitslager schickt mir einen Urlaubsschein und eine Fahrkarte zu einer Besprechung mit dem Schweizer Gewerkschaftsbund in Bern. Kollege Leuenberger empfängt mich in Gegenwart von zwei Herren, die er als Vertreter der US-Gewerkschaft vorstellt. Und dies ist ihre Mission: In der Schweiz sollen aus den Reihen der deutschen Flüchtlinge Fallschirmspringer ausgebildet und über Deutschland abgesetzt werden. Sie sollen Kontakte mit Gesinnungsfreunden aufnehmen, um Vorbereitungen für die nach Deutschland vorstossenden Truppen zu treffen. Ich soll lediglich bei der Auswahl der Flüchtlinge mitwirken. «Sie müssen nicht springen!» sagt einer der beiden mit starkem Akzent. Ich lehne ab, ich hasse die Nazis und wünsche ihre Vernichtung. Die Motive ihrer militärischen Gegner aber sind sehr unterschiedlich und sicher nicht genau die meinen. Damit ist das Gespräch beendet; Leuenberger bedauert das negative Ergebnis. Ich fahre ins Lager zurück. Irgendwie verspüre ich Änderungen im Verhältnis zu Personen, die mit meiner Sekretariatsarbeit zu tun haben. Eine Bestätigung finde ich in einem Brief von Mister Lowrie, dem amerikanischen Delegierten bei der YMCA in Genf. L. bedauert darin, dass eine behördliche Stelle mei-

ne Teilnahme an einem Kurs der YMCA abgelehnt habe, und fügt hinzu: «Hierbei interessiert es Sie vielleicht, zu wissen, dass dieser Entscheid nicht von der ZL gefällt wurde. Ihre Freunde dort haben volles Vertrauen in Sie.»

Schaftstiefel

Nur wenige Menschen entkamen der Vernichtung des Ghettos in Warschau, noch weniger von ihnen gelangten in die Schweiz. Einige davon, junge Männer, kamen nach Montana. Völlig verstört, erfüllt von Angst. Misstrauen gegen alle und alles erfüllte sie. Nur langsam half ihnen die Kameradschaft der Internierten. Immerhin, gegen das Jahresende 1944 hatten sie sich in unsere Gemeinschaft eingelebt.

Doch da passiert es: Fünf oder sechs neue jüdische Flüchtlinge, halbe Kinder noch, kommen zu uns. Wie durch ein Wunder ist es ihnen gelungen, den Vernichtungslagern zu entfliehen. Sie sind gezeichnet von Not, Hunger und Angst. Einige Tage nach ihrem Eintreffen komme ich abends zurück von einem eingeschneiten Interniertenlager. Nach langer Zeit hatte ich meine alte schwarze Uniformhose und die Langschäfte aus der Zeit unserer Frankfurter «Roten Hundertschaft» hervorgeholt, als Schutz gegen Schnee und Kälte. Als ich eintrat, warteten die Internierten im Vorraum auf das Abendessen, darunter auch einige der Neuen. Kaum war ich zu sehen, fielen sie über mich her, drängten mich gegen die Wand. Es waren ausgemergelte, geschwächte junge Menschen. Ich hätte mich wehren können – es ging nicht. Wie eine Vision sah ich das Martyrium dieses Volkes und die Fratze seiner Mörder. Kameraden springen dazwischen, trennen uns. Ich gehe in mein Zimmer, Martel kommt voll fragender Sorge. Ich bleibe stumm, fühle mich kraftlos und traurig, traurig und verzweifelt.

Am nächsten Morgen eilen drei oder vier von den Jungen auf mich zu, umarmen mich und wollen etwas erklären. Sie bringen es nicht heraus, doch unsere Hände finden sich. Am Abend führt uns der Lagerkoch, ein jüdisch-polnischer Kamerad, in ein kleines Nebenzimmer. Er tischt uns eine Spezialität seiner Heimat auf, «gefüllte Fisch». Ein Abendmahl voller Symbolik.

«Freizeitgestaltung»

Ich gestehe es offen: Auf mich und viele meiner Kameraden wirkte dieses Wort irgendwie abstossend. Es haftete ihm aus seiner Entstehungszeit und seinem Ursprungsland etwas Kitschig-Kolossalisches an, etwas von einer Gebirgslandschaft aus Karton. Aber auch der unangenehme Beigeschmack des Geführt- und Betreutwerdens. Es erweckte den Verdacht, dass die davon «Erfassten» nicht zum Nachdenken über andere Dinge kommen sollten. Ist es deshalb verwunderlich, wenn manches noch so gut gemeinte und ausgedachte Projekt einer Freizeitgestaltung zerschellte an den Klippen des Unbehagens und des Misstrauens? Nach Jahren des Eingespanntseins und nicht zuletzt im Interniertendasein hatten die Menschen einfach oft das Bedürfnis nach Ruhe und kleinen privaten Freuden.

Wir legten den Grund zu unserer Freizeitarbeit nicht in Form von «bunten Abenden», sondern in einer straffen Kursarbeit zur Erlernung von fremden Sprachen. Das nächste war die Durchführung von Ausspracheabenden mit Referenten aus dem eigenen Kreis oder mit Schweizer Freunden. An jedem Thema (und schien es noch so abseitig) schulten wir unser Denken, formten wir unsere Argumente. Ein grosser Teil unserer Arbeit bestand in der Vorbereitung von Abenden, deren Träger oft alle waren. Hier lernten wir unsere Kräfte vereinen und etwas Gemeinsames schaffen. Wir wollten keine Stars, sondern freuten uns, wenn auch der letzte zum Werk der Gemeinschaft beitrug. Stoff für diese Feierstunden boten uns die grossen Dichter, Komponisten, Wissenschaftler und Forscher. Wessen Geist durch solche Veranstaltungen aufgelockert und belebt ist, der hat das Bedürfnis nach Vertiefung. Es war deshalb sicher kein Zufall, dass in unserem Lager nicht der Jass oder das Spielen um Geld Trumpf war, sondern dass sich schweigende, denkende Gesichter über Schachbretter beugten; dass der Bibliothekar ein treuer Berater und Führer war, um Gehörtes durch Lesen zu vertiefen.

Natürlich gab es auch bei uns bunte Abende voll farbiger Fröhlichkeit. Wie lachten wir bei dem Wettstreit der Sprachen und Dialekte! Wir fanden, ein Abend ist schon schöner, wenn er mit einem gemeinsamen Lied beginnt; wir gaben in unseren Liedern unseren Hoffnungen, unserem Willen Ausdruck. In Wanderungen und Exkursionen erschloss sich uns die Schönheit und Eigenart unseres Asyllandes. Das Ziel war jedoch unverrückbar nicht die banale Zer-

streuung, sondern Weckung des Willens zum Leben für eine bessere Zukunft.

An der zweiten Westschweizer Regionalkonferenz der Internierten-Bildungsarbeit vom 20. bis 21.11.1944 nehmen 53 Delegierte aus 32 Lagern (mit etwa 6'000 Menschen) teil; darunter sind neun Frauen. Hinzu kommen 24 Vertreter von Behörden und Organisationen in der Schweiz. Die Verteilung der Delegierten auf einzelne Länder: Staatenlose 10, Deutsche 4, Rumänen 2, Bulgaren 1, Holländer 9, Österreicher 3, Tschechen 2, Italiener 7, Franzosen 3, Ungarn 2, Polen 6, Jugoslawen 3, Belgier 1. Ein Regionalsekretariat wird gewählt, ihm gehören an: Dr. Paul Birnbaum, Champéry, Angelo Tosi, Pont de la Marge, Edith Cannetti, La Rosiaz, Max Schuss, Morgin und ich (als Regionalsekretär).

Die Liberation beginnt!

Zur Weihnachtsfeier hatte ich wieder ein kleines Lied geschrieben:

«Berge und Täler sind vor uns gebreitet
Sonne strahlt über friedlichem Land
Doch unsre Augen schauen geweitet
Nach dem, was hinter uns schwand:
Denn wir lieben unsre Heimat,
Wir sehnen uns zurück
Zum Frieden und zum Leben,
Zu einem kleinen Glück!»

Ein kleiner Chor, Frauen, Männer und Kinder, singen es. Frau Rappell, aus Polen über Belgien in die Schweiz geflüchtet, ruft in französischer Sprache zur Solidarität nach der Befreiung auf. «Wohin sollen wir, wohin werden wir gehen?» Darüber beginnt eine kameradschaftlich, doch mit Leidenschaft geführte Diskussion. Die Meinungen besonders der jüdischen Kameraden prallen aufeinander. Neue Begriffe tauchen auf: «Remigrant – Transmigrant». Die Zionisten bleiben bei ihrem «Nächstes Jahr in Jerusalem». Ich versuche eine differenzierte Formel zu finden: Wer als Deutscher zurück will, tut dies, ohne Vergünstigungen zu erwarten oder Nachteile zu erlei-



«Bandiera Rossa»,
die Italiener kehren heim.

den. Er nimmt Teil am Schicksal des Landes. Wer als Angehöriger eines anderen Staates zurückkehrt, hat die gleichen Rechte und Pflichten wie andere Ausländer. Wer nach Palästina (die kommende jüdische Heimstätte) geht, hat die gleichen Wiedergutmachungsansprüche wie die übrigen Verfolgten.

Die Offensive an der Westfront bringt Frankreich, Belgien und Holland die Befreiung. Aus den Interniertenlagern strömen die Angehörigen dieser Nationen und ehemals dort lebende Flüchtlinge in ihre Heimat zurück. Darunter unsere Frankfurter, die Familie Schott, die wieder nach Paris geht. Zur Rückkehr nach Belgien rüstet sich auch unser aller Freund, der fleissige Lagerkoch, ein polnischer Jude, der in Belgien seine zweite Heimat sah. Der ständige Aufenthalt in der fensterlosen Küche hatte ihm kaum Zeit zur Erholung im Freien gelassen. Jetzt legte sich dieser blasse, schwächliche Mann einmal entspannt vor das Haus in die milde Spätwintersonne.

Schreiend kommt seine Frau ins Haus gerannt. Ihr Mann liegt draussen tot. Die Hochgebirgssonne hatte ihn wie mit tödlichen Strahlen getroffen. Drei Tage und Nächte waren die Schreie der Frau und ihrer kleinen Tochter zu hören. Bis zur Zahnradbahn gibt das Lager dem Toten das Geleit. Auf einem offenen Pritschenwagen gleitet der Sarg hinunter ins Rhönetal. Der Abschied der übrigen Rückkehrer, als Freudenfest gedacht, vollzog sich still.

«Non più nemici, non più frontiere, rosse bandiere, rosse bandiere»: Tagelang tönen dieses und andere italienische Kampflieder

durch das Haus und auf den Strassen, als die italienischen Flüchtlinge heimkehren. In einer grossen Konferenz in Brig, in Anwesenheit von Staatsrat Canevascini und den Vertretern des neuen Italiens, kommt es zu einer grossen Demonstration antifaschistischer Gemeinschaft. Für die deutschen und österreichischen Genossen spreche ich die Abschiedsworte – in Italienisch! Rasch und hemmungslos falsch. Doch die Freude und Begeisterung blieb ungebrochen.

Die deutsche Emigration geriet in Bewegung: Seit die Verbündeten die Grenzen des «grossdeutschen Reiches» erreicht und überschritten hatten, stellte sich gegen Ende des Jahres 1944 die Schweizer Regierung endgültig auf Erleichterungen, Tolerierung und sogar eine gewisse Unterstützung der deutschen politischen Emigration ein. Die «Union deutscher Sozialisten in der Schweiz», um diese Zeit etwa 50 Mitglieder zählend, beschliesst den Beitritt zur Arbeitsgemeinschaft «Demokratisches Deutschland» in der Schweiz mit einer Mehrheit von etwa zwei Dritteln. Diese neue politische Gruppierung entsprang der Initiative einiger «Edelemigranten», ehemaligen Politikern der Weimarer Republik bzw. von deren Koalitionsparteien SPD, Zentrum und Demokraten. Otto Braun (SPD), der ehemalige preussische Ministerpräsident, Ex-Reichskanzler Dr. Wirth (Zentrum), Dr. Kindt-Kiefer aus dem Saarland, Heinrich Ritzel (SPD), M.d.R. und Bürgermeister in Michelstadt (Hessen) und Franz Bögler (SPD), Parteisekretär, bildeten den Vorstand. Unsere U.d.S. wurde zunächst durch Dr. Anna Siemsen vertreten; als Gewerkschafter komme ich später dazu.

Eines Tages meldet sich bei mir im Sekretariat ein Genosse Leo Bauer im Auftrag von Max Lerch aus der ZL in Zürich, der mir von 1936 bekannt war als der Leiter des «Schweizerischen Hilfskomitees». Dieses Hilfswerk für Antifaschisten in Nazideutschland wurde von ihm reaktiviert. Bauer übergibt mir einen Aufruf, unterzeichnet von ca. 50 bekannten Persönlichkeiten der Schweiz. Wir sollen ein Walliser Regionalkomitee organisieren. Martel übernimmt die Ergänzung der Unterschriftenliste durch Vertreter des Walliser Bürgertums. Die Frau des Genossen Edgar Wyss von der Clinique militaire in Montana wird Sekretärin. Ein Rundschreiben hat grosse Wirkung; auch die Presse bringt den Spendenaufruf. Die eingehenden Beträge werden direkt an die Centrale sanitaire Suisse und an das schweizerische Arbeiter-Hilfswerk überwiesen.

Die deutsche Emigration erhält «Nachwuchs»: Leute aus der reichsdeutschen Kolonie, der Diplomatie oder den diversen Na-

ziorganisationen. Der Genosse Willi Mauer, Leysin, schreibt mir, er sei im «Freien Deutschland» aktiv und kündigt mir den Besuch eines Herrn Dr. jur. Wolfgang Krauel an. Es erscheint ein etwa fünfzig-jähriger sympathisch wirkender Mann. Dr. Krauel war bis 1943 deutscher Generalkonsul in Genf. Aus Protest gegen das Naziregime trat er zurück und begab sich unter den Schutz der Eidgenossenschaft. Er lebt mit Frau und zwei Töchtern sowie einem von der Armee als Schutz gewährten Schäferhund ganz nahe bei Montana oberhalb Sierre in dem Dorf Salgesch. Seine Familie stellte Preussen seit Friedrich dem Grossen Generationen von Berufsdiplomaten. Er ist überrascht, von mir zu hören, dass ich nicht Mitglied im «Freien Deutschland» bin. (Er wird dort als intégre Persönlichkeit geschätzt.) Interessante Informationen über Vorgänge in der deutschen Kolonie gebe ich an Hans Oprecht weiter.

Die Wohnung der Krauels befindet sich in einem festungsähnlichen Turm. (Rainer Maria Rilke bewohnte einst einen solchen Turm.) Die alten Möbel, die Bilder und Skulpturen zeugen von einem konservativen, grossbürgerlichen Lebensstil. Frau Krauel ist Deutsch-Brasilianerin. Die beiden Töchter sind sportlich und begeisterte Reiterinnen. In den nächsten Monaten kommt es zu Besuchen und Wanderungen mit endlosen Gesprächen. Offen und kritisch sage ich ihm meine Meinung über die Haltung des deutschen Bildungsbürgertums; auch über die zweifelhaften Motive des bürgerlichen Widerstands der jüngsten Zeit. Krauel glaubt nicht, dass die Siegermächte einem neuen freiheitlichen, friedfertigen Deutschland eine Chance geben werden. Gespräche mit Diplomaten hätten ihm das bewiesen. Er werde nach Kriegsende zunächst mit der Familie nach Brasilien auf den Grundbesitz seiner Frau zurückkehren. Seine Wohnungseinrichtung deponiere er in Genf. Sollte sich seine düstere Prognose als richtig erweisen, liesse er sie nachliefern. Er vertraute mir tatsächlich die Verwaltung dieses Depots an. Im Mai 1946 schreibt er mir aus Schweden, er fahre jetzt nach Südamerika ab. Anfang Oktober veranlasse ich den Transport seines Eigentums. Er hatte Deutschland endgültig abgeschlossen. Am 28. November kommt sein letzter Brief aus São Paulo. Er schreibt über Hilfsaktionen für das hungernde Deutschland und die hoffnungslose Zukunft der Heimat.

Auch unsere Gemeinschaft in Montana erhält deutschen Zuwachs: Ein Attaché der deutschen Botschaft in Bern mit Frau und kleiner Tochter wird als «Flüchtling» eingewiesen. Im Krieg hat er den rech-

ten Arm verloren und ist deshalb in den diplomatischen Dienst übergewechselt. Als von Berlin die Aufforderung zur Rückkehr nach Deutschland ergeht, weigert er sich und «springt ab». Auch hier lange Diskussionen, in denen er eine unkritische Haltung gegen die Nazis einnimmt. Meine Frage, warum er denn nun auch ein Abspringer geworden sei, erhält eine überraschende Antwort: Die kleine Tochter sei in Gefahr, in einer der Vernichtungsanstalten «lebensunwerten Lebens» umgebracht zu werden. Deshalb die Verweigerung der Rückkehr. Über die Hölle von Auschwitz sprach er nicht.



Innenseiten des Ausweises der «Union deutscher Sozialisten in der Schweiz».

4.-11.2. Konferenz von Jalta – 13./14.2. Luftangriff auf Dresden – 12.4. Tod Roosevelts, Nachfolger Truman – 16.4. Sowjetische Offensive gegen Berlin – 25.4. Begegnung von US- und Sowjettruppen bei Torgau an der Elbe – 30.4. Selbstmord Hitlers – 2.5. Kapitulation Berlins – 7.5. Unterzeichnung der bedingungslosen deutschen Kapitulation in Reims – 8.5. Wiederholung der Unterzeichnung in Berlin-Karlshorst – 5.6. Alliierte übernehmen oberste Regierungsgewalt in Deutschland (vier Besatzungszonen) – 6. und 9.8. Atombomben auf Hiroshima, Nagasaki – 8.8. UdSSR erklärt Japan den Krieg – 10.8. Kapitulation Japans

Ende des «tausendjährigen Reichs»

Zwölf Jahre der Eiszeit waren vergangen. Die Gletscher barsten. Zehn Jahre Widerstand, Verfolgung und Emigration lagen hinter uns. Die zehn Jahre hatten mein Weltbild im Wesentlichen nicht verändert, bis auf die Erkenntnis der sehr beschränkten Möglichkeit auf Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse durch menschliche Einwirkung. Noch unerforschter als die Psyche des Individuums erschien mir das Problem der kollektiven Bewusstseinsentwicklung. Mir schien, dass hier die Philosophen doch noch einiges zu interpretieren hatten, bevor die Gesellschaft in der Lage war, die Welt sinnvoll zu verändern.

Die faschistische Bestie kämpfte zäh und verbissen ums Überleben. Deprimiert über die mitleidlosen Bombardierungen und die Forderung der bedingungslosen Kapitulation, erlag die deutsche Bevölkerung zu einem grossen Teil den demagogischen Durchhalteparolen von Goebbels und Konsorten. («Wollt ihr den totalen Krieg?!») Briefe, die uns aus Deutschland erreichten, zeigten deutlich, wie weit Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit verbreitet waren. In dieser Zeit hingen wir buchstäblich an den Radioapparaten. In Montana hörten wir die Sender der Schweiz, die deutschen und die Stationen der Westmächte ab. Die beiden Kinos in Montana zeigten die Wochenschauen der Achse, der Westmächte und der Schweiz. Ich setzte eine abendliche Ausgangserlaubnis für den Kinobesuch durch. Neben der St. Gallischen «Volksstimme» abonnierte

ich die «Neue Züricher Zeitung» (für mich bis heute das beste deutschsprachige Informationsorgan der Welt). So erleben wir die monatelangen Übungsangriffe der alliierten Flieger auf Talsperre-Attrappen im schottischen Hochland und die darauffolgenden Angriffe auf die deutschen Talsperren an der Mohne und Eder, mit weggespülten Dörfern und Menschen. Die Zerstörung des Stauwerks Kems, am Oberrhein zwischen Deutschland und Frankreich, können die Basler schauernd mitverfolgen. In ihrem Rheinhafen liegen die Schiffe auf Grund, viele kippen um. Bilder aus Frankreich zeigen die gnadenlose Verfolgung von Kollaborateuren durch Mitglieder der Résistance.

Gruppen, Diskussionen, Visionen

Jetzt wird es zur Gewissheit: Die Stunde der Entscheidung naht – zur Heimkehr! Was denn sonst? Ich kenne keinen von den Politischen, der anders denkt. Doch wohin? Was werden wir vorfinden, was sollen, was können wir dort tun? Was können wir vorbereiten?

Das «Nationalkomitee Freies Deutschland» (F. D.) auf «Volksfront»-Basis durch die KP-Genossen organisiert, umfasst das politisch breiteste Spektrum und ist am aktivsten. Seine Flüchtlingszeitung «Über die Grenzen» (Redakteure Tschesno, Mayer, Stephan Hermlin) hat Niveau und ist weit verbreitet. Die Behörden tolerieren und fördern zum Teil das F. D., dessen Kongresse und kulturellen Veranstaltungen werbewirksam sind. Ein Programm für die Zukunft Deutschlands verlangt die Beseitigung und Bestrafung der Naziaktivisten, eine breite Basis aller aufbauwilligen Kräfte zur Neugestaltung einer demokratischen und sozialen Republik.

Die Arbeitsgemeinschaft «Demokratisches Deutschland» besteht vorwiegend aus Politikern der Weimarerzeit und mittleren Funktionären der damaligen SPD. Zu den Schweizer Behörden und den Vertretern der Westmächte bestehen gute Beziehungen, ebenso zu den Gewerkschaften. Breite Einwirkung auf die Öffentlichkeit erfolgt nicht. Ein Programm für Deutschlands Zukunft fehlt; im Grunde erhofft man sich ein zweites Weimar mit spezifischer Westorientierung. Unter Hoegners Einfluss wird ein verstärkter Föderalismus angestrebt.

Die Gruppe «Union deutscher Sozialisten» (U. d.S.) ist von sehr

heterogener politischer Herkunft von SPD bis zu KPD und Trotzki-
sten. Die führenden Leute artikulieren ein radikal sozialistisches
Programm für Deutschlands Zukunft. Diese Gruppe wird sowohl
von der SPS (Sozialdemokratische Partei der Schweiz) als auch den
Gewerkschaften gefördert.

Die Sozialisten unter den deutschen Zionisten lehnen jede Rück-
kehr nach Deutschland ab. Ihre Forderung an die deutschen Gesin-
nungsfreunde: ein Schuldbekenntnis und die Anerkennung von Wieder-
gutmachung.

Mit Anna Siemsen und Franz Bögler verbindet mich eine lange
und gute Zusammenarbeit während meiner Lagerzeit. Beide gehör-
ten zu der Gruppe von kritischen Sozialisten (SAP und «Neu Begin-
nen»). Es war der Geist unseres «Landmark-Manifests» von 1938,
der unsere Diskussionen in den letzten Monaten des Jahres 1944 zu
weitgehender Übereinstimmung in der Beurteilung der kommenden
Entwicklung und unserer Aufgaben führte. Es kam zu einer gewis-
sen Arbeitsteilung in unserer U.d.S.: Franz B. entwickelte Vorstel-
lungen über die politische Organisation, Anna S. widmete sich kul-
turellen und Bildungsfragen, ich arbeitete an ökonomischen und so-
zialen Problemen (u.a. der Frage der künftigen Gewerkschaften).
Wir suchen systematisch Kontakte zu in der Schweiz lebenden so-
zialistischen Genossen. Ich konzentriere mich auf solche, die als In-
ternierte in den Lagern leben.

Meine Vorstellung «Ohne Aktionseinheit kein Sieg» vertrat ich
ziemlich einsam. Auch die Genossin Siemsen und Franz Bögler hat-
ten Bedenken und Einwände gegen meine Position z.B. in der Frage
der Zusammenarbeit mit dem «Freien Deutschland». Interessant
wird es, als die Mitgliedschaft in der A. G. «Demokratisches
Deutschland» bei der U.d.S. diskutiert wird. Viele «Linke» lehnen
ab. Ich bin dafür, gemäss meiner Grundhaltung «Aktionseinheit» *al-
ler* deutschen Antifaschisten. Das Abstimmungsergebnis war interes-
sant: Mit Zweidrittelmehrheit (bei ca. 60 Mitgliedern) wird der Bei-
tritt beschlossen. In den Vorstand des D. D. werden Siemsen und
Bögler hinzugewählt; ich werde stellvertretendes Mitglied.

Bei einem ersten Gespräch im D.D.-Kreis mit Hoegner, Dr.
Wirth, Ritzel und Dr. Kindt-Kiefer ist auch der ehemalige preussi-
sche Ministerpräsident Otto Braun dabei. Ich bin ihm etwa 1937 ein-
mal kurz in Ascona begegnet. Sein Hausschild lautete «Otto Braun,
preussischer Ministerpräsident». Kenner der jüngsten deutschen Ge-
schichte wissen, dass die reaktionäre Reichsregierung 1932 die preus-

sische Regierung davonjagte. Otto Braun klagte damals vor dem Reichsgericht, und dessen Urteil bestätigte ihm, dass seine Entlassung verfassungswidrig sei. Deshalb betrachtete er sich – bis an sein Lebensende – immer noch als der rechtmässige Chef Preussens. Im Kreis des D. D. brachte man ihm grossen Respekt entgegen.

Ich verscherzte mir durch eine blöde Bemerkung – nicht nur – seine Gunst: «... Ich werde bei der Erinnerung an Ihre Haltung immer an ein Gedicht von Christian Morgenstern erinnert: Palmström wird in einer Einbahnstrasse von einem in falscher Richtung fahrenden Auto überrollt und getötet. Palmström erhebt sich jedoch und geht weiter seines Wegs. Der Wagen durfte ja so nicht fahren, ihn also auch nicht überfahren und töten: ‚Denn, so schliesst er messerscharf, weil nicht sein kann, was nicht sein darf!›» – Es wurde eisig um mich herum. Sicher nicht wegen dieses Vorfalles, doch immerhin, ich habe Otto Braun nicht mehr wiedergesehen.

Hilfsaktionen

Die Bildungs- und Kulturarbeit für die Internierten hat unter diesen Aktivitäten nicht gelitten, doch der Schwerpunkt des Sekretariats verlagerte sich in die politische Arbeit. Es beginnt damit, dass Martel mit Wissen und Duldung der Lagerleitung ihre alten Kontakte zu ihrem «Ostschweizerischen Hilfskomitee für notleidende Frauen und Kinder in Deutschland» wieder aufnahm; Unterschriften für die Spendenaufrufe des neuen Zentralkomitees in Zürich besorgte, dessen Mittel über die «Centrale sanitaire Suisse» Angehörigen von Verfolgten in Deutschland zugute kommen. Im April 1945 beginne ich mit dem Aufbau weiterer Hilfsaktionen im Wallis und im Kanton Waadt. Ich schreibe, telefoniere und spreche mit einer grossen Zahl von Menschen. Dabei helfen mir Freunde und Genossen aus dem Wallis, so der evangelische Pfarrer von Montana, Rossier, der Arzt Dr. Gentinetta, Nationalrat Karl Dellberg und Edgar Wyss von der Clinique militaire und dessen Frau Dora.

Durch Zeitung und Radio, besonders aber durch die Wochenschaun in den Kinos erleben wir die Steigerung des blutigen Gemetzels in den letzten Wochen der «tausend Jahre». Die Fotos aus der zerstörten Reichskanzlei mit der verkohlten Leiche von Goebbels geben uns

Gewissheit vom Ende des «Führers». Unvergessene Bilder: Die Verbrüderung sowjetischer und amerikanischer Soldaten bei Torgau am 25. April. Das steinerne Gesicht des Feldmarschalls Keitel bei der Unterzeichnung der bedingungslosen Kapitulation in Reims am 7. Mai. Das zerstörte Dresden. Das dreist kumpelhafte Gebaren von «Reichsmarschall» Göring bei seiner Verhaftung. Und: *Das grosse Grauen von Bergen-Belsen*.

Johannes R. Becher schreibt in diesen Tagen ein Gedicht, das so beginnt:

Es kommen andere Zeiten!
Wiederholen sollt Ihr den Satz:
Nicht Deine Zeit, nicht meine ist gekommen,
Andere Zeiten!

Diese Erkenntnis des deutschen Poeten fand kaum Eingang in die Köpfe der deutschen Antifaschisten in der Schweiz.

Die Konferenz von Montreux

Mit jedem Tag bis zum Kriegsende wird die Forderung der Flüchtlinge nach Mitsprache und Mitbestimmung für ihre Zukunft lauter. Dem können sich die Schweizer Behörden nicht entziehen. Mit dem Geschick, das die eidgenössische Diplomatie schon immer auszeichnete – dies ist einer der Gründe für die erfolgreiche Selbstbehauptung dieses kleinen Staates –, erfolgt die grosse Wende in der Flüchtlingspolitik. Die Zusammenarbeit der Vertrauensleute aus den Reihen der Flüchtlingsgruppen und schweizerischen Hilfsorganisationen erwirkt die Einberufung einer grossen Flüchtlingskonferenz vom 25. Februar bis 1. März 1945. Als Vertreter der Regierung schreibt in einem Grusswort der Bundesrat E. von Steiger: «... Aber es war nicht zu vermeiden, dass in der freien Schweiz gewisse behördliche Massnahmen ordnend getroffen werden mussten...» – Trotzdem: Noch bis in die letzten Monate hinein gibt es böse Entgleisungen im behördlichen Verhalten. Die Atmosphäre dieser gemeinsamen Konferenz von Behörden, Hilfsorganisationen und Flüchtlingen ist sehr moderat.

Wir deutschen «Politischen» kommen in einer Reihe von Refera-

ten zu Wort: Dr. Mode (KPD/F. D.): «Das Mitspracherecht der Flüchtlinge und die Schaffung einer Flüchtlingsvertretung». Dr. Hans Mayer (F. D.): «Das Nationalitätenproblem in den Lagern». Dr. Anna Siemsen (SAP/U. d. S.): «Der Durst nach Recht und Gerechtigkeit». Nora Platiel-Block (ISK/U. d. S.): «Zur Frage der Vorbereitung der politischen Flüchtlinge». Dr. Walter Fabian (SAP/U. d. S.): «Der Flüchtling als geistiger Mittler und sein Beitrag zur Nachkriegszeit».

Anfang 1945 leben noch 40'000 Zivilflüchtlinge in der Schweiz, davon sind noch immer 12'000 interniert; davon: Italiener 4'500, Polen 2'600, Jugoslawen 700, Franzosen 600, Holländer 500, Deutsche 400, Ungarn 200, Belgier 200, Griechen 130, Russen 110, Staatenlose 2'300. Resolutionen werden beschlossen. Forderungen werden in Form von Anregungen und Bitten vorgetragen. Vieles was unsere Redner formulieren, ist an die Adresse der Sieger gerichtet und künftiger Regierungen. Es sind bescheidene Wünsche, kein Wort von Wiedergutmachung, nur die Erwartung gleicher Bürgerrechte.

Die A. G. «Demokratisches Deutschland»

Obwohl ich als stellvertretendes Mitglied dem Vorstand angehöre, nehme ich an Beratungen und Aktionen kaum teil. Der ganze konservative Muff der «Weimarer Koalition» behagt mir nicht. Grotesk erscheint mir das Verteilen des Felles eines nicht selbst erlegten Bären. Über die Fragen: Wer übernimmt welche Posten in den kommenden diplomatischen Vertretungen Deutschlands in der Schweiz? Wer wird Gesandter, wer Generalkonsul, wer Konsul? entsteht ein groteskes Gerangel zwischen Braun, Hoegner, Ritzel und Kindt-Kiefer. (Später erfahre ich, dass ich für das Konsulat St. Gallen ausserkoren war.) Übrigens bewegt das gleiche Problem die Leute des F. D. Sie haben darüber eigene personelle Vorstellungen in Richtung ihrer Volksfrontidee. So soll z.B. der ehemalige Generalkonsul Dr. Krauel wieder amtieren. Ein weiterer «schlauer» Vorschlag: Hoegner Gesandter, Leo Bauer vom F. D. sein Stellvertreter, kaum entwickelt, wird verworfen zugunsten einer Kandidatur Ritzel (obwohl dieser ablehnt). Also beschliesst das F. D., den unpolitischen Emigranten Dr. Emsheimer und Leo Bauer vorzuschlagen. Damit sind die Versuche einer Zusammenarbeit zwischen beiden Gruppen ge-

DEUTSCHE INTERESSENVERTRETUNGEN IN DER SCHWEIZ

ERSATZPASS

Nr. E. 1179

I

Name: Müller Vorname: Martha
 Geboren am: 19. Juni 1908 in: Frankfurt am Main
 Beruf: Sekretärin Zivilstand: verheiratet
 letzter Aufenthaltsort in Deutschland: Frankfurt am Main.

Behörde, die letztmals einen Heimatschein ausgestellt hat:

Staatsangehörigkeit: Der Inhaber (~~1~~) soll die deutsche Staatsangehörigkeit (2) besitzen. Als Beweismittel liegen bei der Deutschen Interessenvertretung:

Glaubwürdige Angaben und Eidesstattliche Erklärung.

Der Entscheid über die Staatsangehörigkeit bleibt den innerdeutschen Behörden vorbehalten.

STATUR: mittel
 HAARE: dunkelblond
 AUGEN: blau
 BESONDERE MERKMALE:
 keine



Unterschrift des Inhabers:

Martha Müller

Dieser Ausweis ist gültig bis: 1. Februar 1947 (hier sieben)

Er berechtigt ohne besonderes Visum nicht zur Einreise in die Schweiz.

Ausgestellt in Genf am: 13. Februar 1946.

¹⁾ Vgl. II 2 der Weisungen vom 18. Juni 1945 (Nichtanerkennung)
²⁾ Vgl. II 3 der Weisungen vom 18. Juni 1945 (deutlich durchzusehen)
 Halbe Gebühr Fr. 6.-

Deutsche Interessenvertretung Genf

Der Leiter:

H. Plesch

scheitert; auch die Gespräche mit der Schweizer Regierung über die Besetzung der diplomatischen Vertretung Deutschlands enden damit. Das Vakuum füllen die Eidgenossen mit einem völkerrechtlichen Unikum aus: Dem politischen Departement wird eine neue Abteilung angegliedert: «Deutsche Interessenvertretung in der Schweiz». Diese stellt u.a. ein Dokument aus, das die Qualität eines amtlichen Personalausweises hat und als Pass gilt; auch Martel erhält es. (Mit einem solchen reise ich von 1946 bis 1948 ins Ausland, insbesondere nach Deutschland.) Die Besatzungsbehörden erkennen dieses Dokument an, bis zur Gründung der BRD.

Das Ende der zaghaften Versuche einer Aktionsgemeinschaft zwi-

sehen D.D. und F. D. sahen die Behörden in Bern nicht ungern, obwohl sie zuvor die Zusammenarbeit mit beiden deutschen Organisationen begrüßten. Jetzt bemerke ich die immer enger werdenden Kontakte der Führung des D. D. zu den Schweizer Amtsstellen und den Vertretern der Westmächte, insbesondere der USA. Als Mitglied der «Kommission für deutsche Nothilfe» des D. D. scheidet ich bald wieder aus. Mir behagte hier das wieselige Wirken des ebenso agilen wie dubiosen Dr. Kindt-Kiefer nicht. Anna Siemsen und weitere Mitglieder der U.d.S. gehen nach Deutschland zurück. Otto Braun und Reichskanzler a. D. Wirth verschwinden endgültig in politische Pension. Ich halte nur noch Kontakt zu Franz Böglar. (Er wird später Oberpräsident im Land Rheinland-Pfalz.) Dr. Hoegner und den Grafen Spreiti (inzwischen CSU-Landrat im Kreis Lindau/Bodensee) treffe ich Anfang 1946 zum letztenmal im «Grünen Heinrich» in Zürich.

Das kurze Leben des «Freien Deutschland»

Weit mehr als das D. D. und die U. d. S. vermag das F. D. Aktivitäten nach allen Seiten zu entwickeln. Mit grossem Geschick und getragen von einer Sympathiewelle der öffentlichen Meinung in der Schweiz für die siegreiche Sowjetunion, verstehen es die deutschen Kommunisten in den Lagern und die Mitglieder des Ensembles vom Schauspielhaus Zürich, das F. D. zu einer breiten Repräsentanz der Emigration zu machen. Die Namen und die aktive Teilnahme bekannter Deutscher aus den Kreisen des Bürgertums und der Intellektuellen tragen zur Anerkennung durch die Schweizer Regierung bei. Mit Kriegsende erlangt das F. D. volle Legalität. Mit Kundgebungen und kulturellen Veranstaltungen wird in der Öffentlichkeit geworben, werden Kontakte zu Vertretern der USA aufgenommen. Der Schutzverband deutscher Schriftsteller wird gemeinsam mit Dr. Walter Fabian neu gegründet.

Innerhalb des F. D.-Vorstands kommt es zu Auseinandersetzungen zwischen den kommunistischen und bürgerlichen Mitgliedern. Noch schärfer werden die Gegensätze zwischen einzelnen Vorstandsmitgliedern der KP. Diese enden mit dem erzwungenen Rücktritt des Vorsitzenden Bergmann, an dessen Stelle der Schauspieler Wolfgang Langhoff tritt. Die Gehässigkeiten und gegenseitigen Ver-

dächtigungen der KP-Leute haben kaum eine sachliche Grundlage; Konkurrenzneid und persönliches Hochstreben sind offensichtlich.

Meine Verbindungen zum F. D. reduzieren sich auf die alten Freunde Paul Meuter, Walter Fisch und Bruno Fuhrmann. Nach dem Abbruch der Beziehungen F. D.-D.D. vermittele ich ein kameradschaftliches Gespräch zwischen Anna Siemsen, Franz Bögler, Paul Meuter und Walter Fisch über unsere Vorstellungen einer Zusammenarbeit nach unserer Rückkehr. Gemeinsame Grundsätze: Aktionseinheit der beiden linken Parteien, Gewerkschaftseinheit, Demokratie unter völliger Ausschaltung faschistischer und reaktionärer Kräfte, Wiedergutmachung an die Verfolgten und die von den Nazis ausgebeuteten Völker, völlige Abrüstung.

Die Rückkehr der politischen Emigration beginnt bereits vor dem 8. Mai mit einer organisierten Aktion der KPD. Der Hauptschub geht nach Frankfurt. (Leo Bauer, Walter Fisch, Stephan Hermlin, Walter Pollatschek, Bruno Goldhammer, Hans Mayer, Wilhelm Wildgrabe, Jo Mihaly, Willy Mauer, Carl Tesch.) Mit Walter Fisch bespreche ich vor seiner Rückkehr Kontaktmöglichkeiten mit Freunden in Frankfurt, von denen ich erste Lebenszeichen erhalte. Er will sich auch informieren, aus welchen Gründen meine eigenen Bemühungen um Einreiseerlaubnis noch kein Ergebnis hatten. (Erst Monate später begann sich stückweise dieses Rätsel zu lösen.) – Der Zersetzungsprozess, das Ausscheiden führender Leute und schliesslich ein Ukas der KPD zur Auflösung führen nach einer turbulenten Landeskonzferenz am 16. Dezember 1945 das Ende des F. D. herbei. Spätere Belebungsversuche einer Minderheit bleiben wirkungslos.

Meine lange Heimkehr

Die Potsdamer Beschlüsse der Siegermächte machen Restdeutschland zu einem Vierzonenstaat. Frankfurt wird Sitz der amerikanischen Militärregierung. Längs der Schweizer Grenze erstreckt sich die französische Zone. Die Schweiz wird zur Drehscheibe für internationale politische und ökonomische Bewegungen. Die Rationierung der Lebensmittel währt noch längere Zeit, doch Industriewaren strömen bald in reicher Fülle herein, darunter auch brandneue Artikel. Vor dem Warenhaus Jelmoli stehen die Zürcher Hausfrauen Schlange nach den ersten Nylonstrümpfen aus den USA. Kostenpunkt 120 Schweizer Franken für ein Paar!

Die briefliche Verbindung nach Frankfurt wird besser: Neben der Verwandtschaft melden sich jetzt Freunde und Genossen. Ich erfahre Einzelheiten über die Situation daheim und die Schicksale von Menschen, die mir nahestanden. Viele Hilferufe sind auch dabei. Meine Ungeduld, heimkehren zu können, wächst. Die Leiterin des Schweizerischen Arbeiterhilfswerks in Zürich, die Genossin Dr. Regina Kägi-Fuchsmann, veranlasst einen ihrer Mitarbeiter, den Genossen René Bertholet – er reist als Leiter der Hilfsaktionen nach Deutschland –, sich um unsere Einreiseerlaubnis zu bemühen. Er nimmt in Frankfurt Kontakt zur SPD und Gewerkschaft auf. Willy Knothe und Willy Richter würden meine Rückkehr begrüßen, teilt er mit. Ähnliches schreibt auch Bruder Willy. Ich bin also im Wartestand, doch nicht arbeitslos, im Gegenteil. Nicht zuletzt die erwähnte Tätigkeit in Hilfskomitees für notleidende Opfer des Faschismus in Deutschland nimmt mich in Anspruch.

Eine grosse Woche in Montana

Helmut Eichelgrün, ein junger österreichischer Flüchtling, ist als Jugendvertreter im Vorstand des F. D. Wir vereinbaren, dass ich mit Einverständnis und im Auftrag der schweizerischen Zentrallleitung der Arbeitslager eine Schulungs- und Aussprachewoche organisiere. In Montana treffen sich 43 junge Delegierte von 31 Interniertenlagern aus 11 Nationen und leben und diskutieren eine Woche lang kameradschaftlich. Vertreter von Organisationen und Leute des öffentlichen Lebens sprechen zu aktuellen Problemen. Sie nehmen die bewegende Erkenntnis mit, dass diese junge Gemeinschaft den Hass überwindet und sich zu Idealen bekennt, die in der Welt der Erwachsenen zerstört scheinen. Dr. Fritz Wartenweiler berichtet darüber tief berührt als von einem «kleinen Völkerbund der Jugend». Die Woche der Flüchtlingsjugend endet mit einer bewegenden Kundgebung. Sie wird zu einem Ereignis: Junge Menschen aus vielen Nationen verschiedener religiöser oder politischer Bekenntnisse finden sich zu einem Aufruf zu Völkerverständigung und Frieden. Dieser Ruf hallte über die Interniertenlager hinaus und über die Grenzen der Schweiz hinweg in die Länder der Besiegten und der Sieger. Noch Jahre später erreichten mich Briefe und Besuche von Menschen, die von diesem Erlebnis in Montana sprachen. Für mich

blieb es ein grosses Glücksgefühl, dass es mir gelungen war, dieses Treffen einer jungen Generation zu gestalten.

«Modellbauer gesucht!» – unter diesem Motto organisiere ich mit Hilfe des Verbandes schweizerischer Konsumvereine in Basel einen Einführungs- und Schulungskurs für junge Genossenschaftler. Ich meine, dass der Genossenschaftsgedanke ein Modell zur Umgestaltung der Wirtschaft bilden könne. In der Basler Genossenschafts-siedlung «Freidorf» vereint das Seminar etwa vierzig junge Menschen, die nach Deutschland und Österreich zurückkehren wollen. Bei Betriebsbesichtigungen besuchen wir die grosse Konsumbäckerei: In einem kellerartigen, fensterlosen Raum schiesst aus einer Wandöffnung, auf einem Treibriemen, Brot auf Brot in Richtung auf ein Loch in der Nachbarwand. Ein etwa 50jähriger Arbeiter streicht behend mit einer Art von Tapeziererbürste über die Brotlaibe und verleiht ihnen durch eine Flüssigkeit Glanz. Bücken – eintunken – streichen – in einem schnellen Rhythmus bewegt er sich. Ich frage: «Wieviel Stunden täglich machen Sie das?» «Mit zwei Pausen, acht Stunden.» «Und seit wann?» will ich wissen. «Scho viele Jahr!» sagt er. Ob er denn nicht einmal etwas anderes tun möchte? «Nei, säb gfallt mir», meint er. Ich bin erschlagen.

Johanna Kirchners Tod

Auf Wunsch polnischer Militärinternierter besuche ich ein Lager in der Westschweiz. Ein junger Priester fragt mich, ob ich Johanna Kirchner in Frankfurt gekannt habe. Erstaunt erzähle ich von unserer gemeinsamen Zeit in der Sozialistischen Arbeiterjugend und dem letzten Treffen, kurz vor Kriegsbeginn, im französischen Forbach. Und so lautete der Bericht dieses polnischen Soldaten: Bombardiert von deutschen Kampfflugzeugen, wälzte sich im Frühjahr 1940 ein Strom flüchtender Zivilisten die Rhône entlang in den Süden Frankreichs. Männer, Frauen und Kinder. Darunter sind auch Soldaten der polnischen Division, die auf Seiten Frankreichs gegen die Nazis kämpften. Pater Paul Ischler, ein junger polnischer Militärpfarrer, marschiert mit seinen Kameraden. Er trifft eine herumirrende Frau. Es ist Hanna Kirchner aus Frankfurt am Main.

Aus einer alten sozialdemokratischen Familie stammend, geht sie

nach der Machtergreifung in den Widerstand, flüchtet ins Saargebiet, dort weiter kämpfend; weicht nach dem «Anschluss» nach dem Elsass aus. Dicht an der Grenze errichtet sie eine Hilfsstelle für deutsche Widerstandskämpfer. Der Zusammenbruch Frankreichs treibt sie – inmitten der flüchtenden Bevölkerung – in den Süden des Landes. Sie, deren Hilfe immer den Schwachen und Bedrängten galt, ist nun selbst völlig hilflos. Der polnische Pfarrer nimmt sich ihrer an. Es gelingt ihm, sie bei einem französischen Priester in einem Dorf in Savoyen als Haushälterin unterzubringen. Er selbst taucht irgendwo in der Nachbarschaft unter. (Dieser Teil Frankreichs bleibt zunächst ohne deutsche Besatzer.) Eines Tages besucht Pater Ischler seinen französischen Kollegen. Hanna ist verschwunden. Tags zuvor hat sie die französische Polizei der Petain-Regierung abgeholt und nach Vichy transportiert. Ihr Gastgeber – mit dem Staatschef Petain befreundet – erreicht in einem Telefongespräch mit diesem die Zusage, dass Hanna wieder freigelassen und zurückkehren würde. Die deutsche Gestapo hört dieses Gespräch ab und verhaftet die Genossin Kirchner. Abtransport nach Deutschland, Prozess, Todesurteil, Hinrichtung am 9. Juni 1944 in Berlin-Plötzensee.

Pater Paul Ischler wanderte nach dem Krieg in die USA aus. Als ich später in Frankfurt von seiner Erzählung über Hannas Verhaftung berichte, bin ich nicht sicher, ob mir alles geglaubt wird. Doch da gibt es im Januar 1985 eine Überraschung: Pater Ischler kommt aus seinem Asylland USA nach Frankfurt zur «Arbeiterwohlfahrt» und bestätigt unser Gespräch vor 40 Jahren.

Abschied von Montana – Erdbeben

Nach Abschluss der Jugendwoche beginnt die Liquidation der Lager in Montana. Ende des Jahres 1945 wird eine Gruppe internierter jugoslawischer Offiziere zu Räumungsarbeiten eingesetzt. Sie gehören zur Gruppe des Generals Michailowic (vielleicht gab es darunter auch kroatische Ustaschas). – Ich liege wieder einmal auf der Nase: Bronchialkatarrh, Herzschwäche. Der Arzt verschreibt mir eine mittlere Apotheke. Es ist kalt, dunkel und Schnee liegt auch schon. In dem halbleeren Haus habe ich das Zimmer des Lagerleiters bezogen. Auf einem Gestell plaziere ich Pillen, Flaschen, Mixturen. Im Hemd stehe ich vor meinem Bett.

Plötzlich erschüttert ein schwerer Stoss das Gebäude, der Strom fällt aus, Möbel fallen um, die Arzneiflaschen zersplittern. Ich stürze zum Fenster. Dunkel liegt über Montana und – 1'000 Meter tiefer – dem Rhönetal. Doch längs des Flusses zucken aus der Tiefe meterhohe Blitze auf. «Das ist der Weltuntergang!» schreie ich auf, «jetzt ist diesen Idioten eine Atombombe ausgerutscht!» (Im August hatten die Amerikaner diese Mordwaffe auf Hiroshima und Nagasaki losgelassen.) Im Dunkeln, über Möbelstücke in den Gängen stürzend, hole ich Martel und Ingo aus dem Zimmer. Raus ins Freie! Vom Geschäftshaus gegenüberströmt ein toller Alkoholduft. Die gesamte Einrichtung einer Spirituosenhandlung ist zerstört. Menschen irren herum.

Die Jugoslawen sammeln sich vor dem Haus. Als «ungedienter» Mann gebe ich die Parole aus: «Das ist wie im Krieg, wo mal eine Granate einschlug, kommt so schnell keine zweite hin; lasst uns wieder ins Haus gehen!» Zurück ins Foyer – rums, krach, klirr: ein zweiter Erdstoss erschüttert das Gebäude. Der grosse Leuchter kracht neben uns nieder. Alle stürzen wieder ins Freie. Ich finde einen Schlitten. Wir packen Ingo darauf. Und nun wandern wir stundenlang auf der Strasse zwischen Montana und Crans auf und ab. Durch den Gebirgswald donnern Felsbrocken, zerschlagen das Eis der kleinen Seen.

Als der Morgen dämmt, beruhigt sich das Beben und Schwancken etwas. Wir legen uns angekleidet auf die Betten. Es bleibt unheimlich: Ständig hören wir ein dröhnendes, ständig an- und ab-schwellendes Geräusch, so als ob in riesigen Gewölben riesige Fässer gerollt würden. Am Vormittag bietet Montana ein verrücktes Bild: Strahlende Sonne, Windstille und Kälte. Hunderte von Touristen strömen fluchtartig zur Zahnradbahn, Ziegel, Felsbrocken, Glas bedecken die Strassen. Es ist wieder Strom da, und wir hören gespannt die Radiomeldungen. Ich bin gewaltig enttäuscht: Wie üblich Inner-schweizer und Auslandsnachrichten und schliesslich das Wetter, hier gleichsam beiläufig: «Im mittleren Wallis hat in der Nacht ein tektonisches kleines Erdbeben stattgefunden. Menschen wurden nicht verletzt, nur eine alte Frau starb vor Schreck an einem Herzschlag. In einem kleinen Weindorf stürzte ein alter Kirchturm ein!» – Übrigens: Die Blitze waren Kurzschlüsse in der gesamten Hochspannungsleitung im Rhönetal. Später sah ich, dass in die tiefe Schlucht des Rawyl-Passes eine ganze Bergflanke mit herrlichen Lärchen- und Kiefernbeständen abgerutscht war und einen grossen Damm bildete. Daraus entstand ein neuer Bergsee, den ich viele Jahre später dort wiederfand.

Landtags- und Gemeindewahlen in den vier Besatzungszonen – Januar: Gefährliche Verschärfung der Ernährungslage in Deutschland. Die tägliche Kalorienration sinkt z.B. im Ruhrgebiet auf weniger als 900 – 5. März: Churchill verkündet in Fulton (USA) die Spaltung Deutschlands – 30. Juni: Atombombenversuchsexplosion auf dem Bikini-Atoll – Wahl der Verfassungsberatenden Landesversammlung in Hessen – 12. September: Gründung der Bizone. Einsetzung eines deutschen Wirtschaftsrats. Als Vertreter u.a. Professor Ludwig Erhard, Dr. Viktor Agartz und Professor Dr. Nölting. Zweck der Gründung: die wirtschaftliche Selbständigkeit Bizone – 1. Oktober: Urteilsverkündung im Kriegsverbrecherprozess in Nürnberg – 15. Oktober: Die Siegermächte schliessen in Paris Friedensverträge mit Italien, Finnland, Rumänien und Bulgarien – 1. Dezember: Wahl zum Hessischen Landtag

Volontär bei der Schweizer Büchergilde

Meine Arbeit im Kanton Wallis als Vertrauensmann der Büchergilde Gutenberg in Zürich machte mir viel Freude und war erfolgreich. Anfang des Jahres besucht mich Dr. Hans Oprecht. Er ist Vorsitzender des Aufsichtsrates der Gilde. Er weiss, dass ich Gründungsmitglied seit 1924 bin und als Vertrauensmann tätig war. Zwei Neuigkeiten bringt er mit: Der Bundesrat hat endlich meinem Ersuchen um Arbeitserlaubnis zur beruflichen Fortbildung entsprochen und eine Tätigkeit als Volontär erlaubt; ich möge mich bei der Geschäftsleitung der Gilde in Zürich bewerben. Ich schwankte, ob ich das Angebot annehmen sollte. Seit einiger Zeit habe ich – nach brieflichem Kontakt mit Frankfurt – die begründete Hoffnung, die Rückreiseerlaubnis zu erhalten. (Zur Einreise nach Deutschland bedurfte es für im Ausland lebende Deutsche einer Genehmigung durch die jeweilige Militärregierung – und das galt auch für geflüchtete Antifaschisten!) Als Hans Oprecht meint, ich könne doch nach diesem Volontariat den Neuaufbau der Gilde mit Hilfe der Schweizer Genossenschaft in Deutschland betreiben, freue ich mich sehr. War nicht der Buchhändler neben dem Lehrer einst mein Berufstraum? War sie nicht herrlich, die Zeit 1917/1918 bei dem alten gescheiten

Buchhändler Goldstein in der Eschenheimer Strasse? Und besass ich nicht manche der alten Gildenbücher, z.B. den ersten Mark Twain: «Mit heitern Augen» oder die literarische Entdeckung: Traven, «Das Totenschiff»? Ich sage zu und fahre zur Vorstellung nach Zürich.

Bruno Dressier, der Mitgründer der deutschen Gilde 1924 und deren Geschäftsführer, war in die Schweiz emigriert und leitete die Filiale in Zürich. Diese hatte sich wegen der Naziherrschaft am 16. Mai 1933 durch Gründung einer eigenen Genossenschaft selbstständig gemacht. Dr. Hans Oprecht wurde, als ihr Initiant, Vorsitzender des Vorstandes. Imponierend die kulturelle und organisatorische Entwicklung: 1933 gibt es in der Schweiz 6'000, in Österreich 9'000, in der CSR 1'500 Mitglieder. Nach dem Verlust durch die Annexion der beiden Länder durch die Nazis, erreicht die Schweizer Gilde bei Kriegsende 1945 eine Zahl von 102'300 Mitgliedern! (Die deutsche Gilde hatte vor ihrer Zerschlagung 1933 nur 85'000.) Dr. Oprecht gründet als «Tochtergesellschaft» 1936 die «Gilde du Livre» in Lausanne (26'000 Mitglieder) – 1944 die «Gilda del Libro» in Lugano (ca. 8'000 Mitglieder).

Die Schweizer Gilde wird ein Hort der deutschen und internationalen freiheitlichen Literatur. Werke moderner und progressiver Schriftsteller erscheinen, zum Beispiel von Andersen-Nexö, O. M. Graf, Heinrich Mann, Hans Marchwitza, Arnold Zweig, Cronin, Priestley, Wells, Malraux, Rolland, Theun de Vries, Silone, Reale, Traven (dem Geheimnisvollen), Scholochow, Sostschenko, Karpow, Nowikow-Priboj, Jakob Bühler, Hans Mühlestein, Ibanez, Ivan Olbracht, Sinclair Lewis, Jack London, Dos Passos, Upton Sinclair, Hermann Hesse, Capek, Komaromi, Bromfield, Mark Twain, Vicki Baum, Hermynia zur Mühlen, Anna Siemsen, Pearl S. Buck. Bücher zum Kriegsgeschehen u.a. von Rahel Berend, Mac Millan, Elio Vittorini, Sigurd Evensmo, Jack Beiden, Benedikt Kautsky. Besondere Reihen entstehen: Werke der Weltliteratur; Biographien; Geschichte, Politik und Wirtschaft; Forschung und Leben; Reisen und Abenteuer; Kunst; Jugendbücher. In der Gestaltung der Bücher ist die Gilde unerreicht. In den Jahren der braunen Nacht ist sie ein literarischer Leuchtturm.

Anfang Januar erscheine ich im Direktionssekretariat der Gilde am Stauffacherplatz in Zürich, zwecks Vorstellung beim Chef Bruno Dressier. Hans Oprecht hatte mir bereits schonend beigebracht, dass ich es hier mit einer besonderen Persönlichkeit zu tun bekäme. Dr. Wälti, sein junger Sekretär, empfängt mich: «Hören Sie, Herr Mül-

ler, Sie müssen beim Herrn Direktor versuchen, Ihr Anliegen kurz und klar vorzubringen, länger als fünf Minuten hört er sich niemand an! ...» Ich sitze vor dem Schreibtisch eines älteren Mannes, Typ deutscher Gewerkschaftssekretär alter Schule, und erzähle ihm ein wenig von mir. Er antwortet und fragt in einem herrlichen Gemisch von Berlinisch und Sächsisch. Wir werden einig über die Praktikantenstelle, Monatsentschädigung 180 Schweizerfranken. Arbeitsbeginn am nächsten Tag.

Nächster Vormittag: Pünktlich betrete ich das Sekretariat. Dr. Wälti und seine Sekretärin (das «Dorli») stürzen auf mich zu. Der Doktor – jetzt im besten «Züridütsch» «Loset Sie, loset Sie, was heiget Sie geschtert mit'm Alte gmacht? Chum sind Sie dusse gsi, hätt er Sturm glüetet. Mir sind innegstürzt, wil mir dänkt händ, es siget öppis passiert, s'isch au öppis passiert gsi: Där hät blaurot i sinem Fotöi glägge und hät nur gstammet i si'm komische hochdütsch: Sagen se mal, sagen se mal, wat for'n Unjeheuer hamn Se denn uff mir losjelassen? Zweek Stund ha ik vasucht bei dem Müller zu Wort zu kommen! War unmeeglich! Ha 'ik en injestelt!»

Meine juristische Position in der Schweiz blieb kurios: Ich war auf Lebenszeit ausgewiesen und zwangsinterniert. Deshalb durfte ich auch nicht offiziell in Zürich wohnen, sondern wurde im Lager Birnmensdorf als Insasse geführt. Ich finde Unterkunft bei einer befreundeten jüdischen Familie. Die Nordmanns, alte Zürcher, sind voll Gastfreundschaft, obwohl sie selbst kaum genug Platz haben. Martel und Ingo – er ist jetzt drei Jahre – finden in einem schönen Bauernhaus in Neukirch/Thur (Martels ehemaligem Internierungsort) eine billige Wohnung.

Lily Reiff-Sartorius

Nach einer Woche erhalte ich einen Brief von Frau Lily Reiff und eine Einladung zu einem Besuch in ihrem Hause, Genfer Strasse 12. Dr. Fritz Wartenweiler hatte sie 1944 auf unsere Kultur- und Bildungsarbeit in den Interniertenlagern aufmerksam gemacht. Mit lieben und anteilnehmenden Briefen schickte sie mir regelmässig Bücher, Zeitschriften, Kunstdrucke usw. für die Lagerbewohner. An einem Mittwochnachmittag besuche ich sie. Im feudalsten Teil Zürichs, in der Nähe des Sees, finde ich die schlossähnliche Villa. Die-



Lily Reiff-Sartorius.

nerschaft empfängt mich, geleitet mich in einen grossen Raum, in dem sich schon etwa zwanzig Gäste in reger Unterhaltung befinden. In einem Rollstuhl sitzend empfängt mich die Herrin des Hauses, eine wunderschöne Greisin mit wachen Augen und lebhaften Gebärden. Ich weiss nicht, wer ihr etwas von mir erzählt hat, jedenfalls kennt sie viele Einzelheiten. Ihre Herzlichkeit verscheucht meine innere Unsicherheit. Der Mittwoch sei ihr «*jour fixe*», sagt sie. An diesem Mittwoch und noch manchem folgenden treffe ich bei ihr viele Personen des kulturellen Lebens – Schriftsteller, Schauspieler, Dirigenten, Verleger, Maler – und Angehörige des schweizerischen Patriziats. Von Thomas Mann und Carl Zuckmayer mit seiner sympathischen Frau bis zu dem Tänzer Harald Kreuzberg, Max Frisch und der Gräfin Montgelas trifft sich hier die «*Crème de la crème*». Schon bei dem nächsten Besuch löst sich meine Befangenheit. Sie wird abgelöst von meinem unheilvollen missionarischen Drang, immer jemanden von etwas überzeugen zu wollen.

Wer war Lily Reiff-Sartorius? Im Jahre 1866 wurde sie im «*Roten Ochsen*» zu Bamberg (die Bayern führten gerade gegen die Preussen Krieg) als Tochter gutbürgerlicher Eltern geboren. Musikalisch be-

gab, wird sie eine bekannte Pianistin. Die Liszt-Schülerin kennt und erlebt die damaligen Grössen der Musikwelt, Richard Strauss, Toscanini, v. Weingartner, Gieseking, Elli Ney u.a. 1891 heiratet sie den Zürcher Grossindustriellen Hermann Reiff, einen Kunstenthusiasten und begabten Cellisten. Auch nach dessen Tod 1938 bleibt das Haus in der Genfer Strasse ein künstlerischer Mittelpunkt.

Lily Reiff hat Freunde in der ganzen Welt. Als sie 1956 90jährig stirbt, nimmt die internationale Gemeinschaft ihres grossen Freundeskreises Anteil. Sie war ein unpolitischer, doch stets hilfsbereiter und warmherziger Mensch. Ich bin dankbar und auch ein wenig stolz in der Erinnerung an sie. Lily Reiff ruhte nicht, bis ich in ihrem feudalen Luftschutzkeller einzog. Komfortabel eingerichtet, mit zwei Betten, Bad, WC und Kochstelle und vor allem voller Bücher, Bücher. Bedrückend war natürlich das Fehlen von Fenstern und das ewig künstliche Licht. Immerhin, ich konnte Miete sparen und Fränkli für die Heimkehr sammeln. Im ehemaligen Kutscherhaus wird dann ein kleines Zimmer frei. Jetzt bin ich im Paradies. Ruhe im Grünen, Licht, mitten in der Stadt. Ich gehe wenig aus, verbringe die Abende mit Lesen, Lesen, Lesen.

Samstags fahre ich zur Familie nach Neukirch. Das Haus besteht fast nur aus naturbelassenem Arvenholz, heimelig und warm. Mein Platz ist am Kachelofen. Allerdings unser Wohnzimmer ist so niedrig, dass ich nur gebückt stehen kann. Der Bauer hat neun Kühe und wie überall im Thurgau – «Mostindien» – viel Obstbäume. Es geht ihm gut. Ingo erfreut sich dieses ländlichen Paradieses, Martel nutzt die Zeit, unser weithin verstreutes Eigentum zu sammeln.

Eine Neuheit kommt auf den Markt, die Uhr mit automatischem Aufzug. Ich kaufe mir eine für 98 Franken. Mit einer fiebrigen Bronchitis fahre ich nach Neukirch und wanke ins Bett. Am nächsten Morgen ziehe ich meine Uhr durch Bewegen des Armes auf. Martel kommt herein. «Wem winkst du denn da?» will sie wissen. «Ei, niemandem, ich ziehe nur meine neue Uhr auf!» Jetzt glaubt Martel, dass ich nicht nur eine Bronchitis habe... Eine weitere neue Erfindung kam auf den Markt: Der Kugelschreiber. Als der Vorsitzende Dr. Hans Oprecht Geburtstag hat, beschliesst die Direktionsabteilung der Büchergilde ein besonderes Geschenk. Die Sammlung reicht für einen der neuen Kugelschreiber. Er kostet 120 Franken. Drei Monate später höre ich im Eisenbahnabteil zwei Schweizer: «Lueg, i ha öppis ganz was Neues, än Chugelschreiber, bruchschd nie mee Tinte!» «Was choscht sottigi War?» «Driessig Franke, billi-

ger als en Füllli!» – Ein Vierteljahr später kaufe ich mir in der «Epa» ein solches Ding für 2,50 Franken!

Mein Traumberuf

Immer lag ich auf der Lauer, endlich die Einreiseerlaubnis nach Frankfurt zu erhalten, und hoffte, dass meine Volontärzeit kurz und schmerzlos sei. Es sollte anders kommen, aus Gründen, die mir viel später und stückweise deutlich wurden. Doch das ist eine andere – besondere – Geschichte.

Genau 44 Jahre war ich alt, als am 16. Mai 1946 mein Dienst als Volontär in der Abteilung Mitgliederorganisation der Gilde begann. Wir sind acht Kolleginnen und Kollegen. Irgendwie riecht es nach Gustav Freytags «Soll und Haben». Dagegen arbeitet die buchtechnische Abteilung hervorragend. Die stolze Tradition der Gilde, an der Spitze hochqualifizierter Buchgestaltung zu stehen, hat ihr Leiter H. Ammann noch ausgebaut. (Schade, dass er eine abgrundtiefe Abneigung gegen die «Schwobe» hatte.) Im Lektorat arbeiten vorwiegend hochqualifizierte weibliche Kräfte. Hier macht sich der grosse Einfluss von Hans Oprecht und dessen Bruder Emil, dem Leiter des Europa-Verlags und Mäzen des legendären Zürcher Schauspielhauses, bemerkbar. Hier wirkt auch eine junge deutsche Lektorin, Annemarie Peddinghaus, durch Heirat Schweizerin. Wir werden gute Freunde. Durch sie lerne ich u.a. die rasch aufstrebenden Schweizer Schriftsteller Max Frisch und Dürrenmatt kennen, später Autoren wie Lisa Tetzner, die Frau des deutschen Schriftstellers Kurt Kläber («Die rote Zora» und «365 Märchen»), den jungen Maler und Kommunisten Hans Erni, Egidio Reale und den Sohn Heiner von Hermann Hesse, Valentin Gitermann, Historiker und Nationalrat, Theo Pinkus, den Beauftragten des geheimnisvollen B. Traven, den Pfarrer Lejeune, der uns einen herrlichen Bildband von Daumier gestaltet und schliesslich Benedikt Kautsky.

Von diesem, dem Sohn des marxistischen Theoretikers Karl Kautsky, lese ich das Manuskript über seine Erlebnisse im Konzentrationslager Buchenwald; tausche Erlebnisse und Erfahrungen aus. Mir war klar, sein Buch «Teufel und Verdammte» *musste* herauskommen, aus ihm spricht das «andere Deutschland». Bei aller Deutlichkeit der Schilderung des Alltags im KZ ein wunderbares Dokument

der Solidarität. (Dieses Buch harrt noch bis heute vergeblich auf eine Neuauflage in der BRD.) – Hans Oprecht, dem Freund der schönen Künste, war es zu danken, dass ein grosser Teil der Gildenbücher hervorragend illustriert wurden durch Maler wie Emil Zbinden, Heiner Hesse, Robert Schürch, Charles Hug, Max Hunziker, Max Gubler, Maurice Barraud, Giovanni Bianconi, Fritz Pauli, Hanni Fries und Hans Fischer. Der grosse Flame Franz Masereel fand bei der Gilde sein künstlerisches Asyl.

Das Kriegsende stoppt den Aufstieg der Gilde. Private Verlage bringen die grossen angelsächsischen Schriftsteller heraus, der Mundus-Verlag, Basel (eine Gründung der Partei der Arbeit – PdA) hervorragende Ausgaben moderner sowjetischer Literatur, Migros-Duttweiler gründet den Buchklub «Exlibris» auf Basis der grossen Kundschaft seines Konzerns. Auch andere Gründe bringen die Gilde ins Schlingern: veraltete Organisationsstrukturen, bürokratische Willkür. (Der Geschäftsführer der Zürcher Filiale z.B. lässt die beiden Schaufenster mit Kalkfarbe zustreichen und gibt die «Pflichtbände» verpackt und mit Nummern versehen einfach an die Besucher weiter.) Ausserdem werden auf Veranlassung des Chefs eine Reihe von Manuskripten aus USA angekauft. Es sind «Bestseller», oft billigste Konfektion. Wir bleiben darauf sitzen.

Bruno Dressier geht in Pension, hat aber seinen aus Deutschland kommenden Sohn als künftigen literarischen Leiter der deutschen Gilde aufgebaut. Hans Oprecht wechselt vom Aufsichtsrat zum Geschäftsführer und beruft mich als den künftigen kaufmännischen Leiter für Deutschland. Vom Volontär steige ich zum Abteilungsleiter-Mitgliederdienst auf, wobei ich mit dem Aufbau hauptamtlicher Geschäftsstellen und dem Umbau von Nebenstellen zu regulären Buchhandlungen beginne. Zum Schrecken einiger Verwaltungsratsmitglieder richte ich in Zürich neben der maroden und ständig weiter zurückgehenden Filiale eine weitere Geschäftsstelle ein, just in der international berühmten «Meile» der Bahnhofsstrasse. Hier hat die Konsumgenossenschaft, der «Lebensmittelverein Zürich», ein stattliches modernes Kaufhaus. Im Erdgeschoss etabliere ich die Gilde. Ein junger Angestellter betreibt mit Eifer und Ideen den Verkauf; nach wenigen Monaten überholt der Umsatz die alte Filiale. Dort kratzen sie den Kalk von den Schaufenstern und beginnen den Konkurrenzkampf mit Erfolg. Ich «erfinde» das «Ferienbuch» und das «Weihnachtsbuch»: Bücher guten Inhalts, aus verschiedenen Gründen nur schleppend verkauft, werden zu beiden Terminen stark

verbilligt angeboten und den beiden aktuellen Anlässen entsprechend propagiert. In den Zweigstellen werden die Vertrauensleute in Konferenzen über ihre Erfahrungen im Umgang mit den Mitgliedern befragt, die neuen Produktionen besprochen, Schriftsteller bekannt gemacht.

Schwarz über die Grenze

Die Postverbindung nach Frankfurt verbessert sich Anfang 1946. Jetzt schreiben mir auch Freunde und Genossen. Langsam wird das Bild von der Zonen-Herrschaft deutlicher. Im März überrascht mich Heinrich Ritzel mit der Nachricht, dass er an der Grenze bei Basel einen alten sozialdemokratischen Bürgermeister aus dem Odenwald treffen werde, der nun kommissarischer Landrat im Odenwald-Kreis Erbach sei. Mit meinem Bruder Willy, jetzt Präsident der Handwerkskammer in Frankfurt, arbeite er in der SPD an der Vorbereitung der Verfassungsgebenden Versammlung für das Land «Gross-Hessen». Mit seinem Saarländer-Pass hat Ritzel ein gutes Verhältnis zur französischen Besatzungsmacht.

Ohne Gepäck, nur wenige Franken und meinen Flüchtlingsausweis in der Tasche, marschiere ich hinter dem stämmigen, kurzbeinigen Exbürgermeister von Erbach und jetzigen Präsidiumsmitglied der Schweizer «Europa-Union» in Richtung Grenze bei Basel-Lörach. Ich habe keine Angst, doch bin ich aufgeregt und aufgewühlt. Das Bild des Oktobertages 1934, wo ich die Grenze bei Konstanz mit falschen Papieren passierte, steht vor mir. Zwölf Jahre sind vergangen. Ereignisse, Gestalten schwirren mir durch den Kopf wie in einem rasend laufenden Film. Ritzel (er lebt in Basel) scheint die Schweizer Zöllner zu kennen; sie grüssen lässig und wir können passieren. Kein Verkehr, kein Mensch ist auf dem kurzen Stück Niemandsland zu sehen. Der Schlagbaum ist geschlossen, nur ein kleiner Durchlass wird von drei französischen Soldaten kontrolliert. Etwas kehlig grüsse ich mit «bonjour». Ritzel parliert in bestem Basel-dütsch mit dem Postenchef. Der erwidert im breiten Elsässer-Dialekt. Die beiden kennen sich also! Ein Päckchen (Zigaretten, Schokolade?) gleitet in französische Hände.

Ein paar Schritte noch und ich stehe wieder auf deutschem Boden. Ich kann es noch immer nicht als Wirklichkeit erfassen. Tausendmal

habe ich mir diesen Augenblick in all den Jahren vorgestellt, bin in St. Gallen auf den Freudenberg gelaufen und habe über den Bodensee nach drüben geschaut. Nie hatte ich im Sinn, in einem anderen Land eine neue Heimat zu suchen. Etwa 200 Meter von der Grenze die ersten Häuser von Lörrach. Sonne, warme Vorfrühlingsluft, kein Fahrzeug, kein Mensch, Stille. Wir postieren uns mitten auf der Strasse. Wind kommt auf, Staub wirbelt. Um eine Hausecke schlurft eine hagere gebückte Gestalt. In schäbiger schlotternder Uniform sortiert der Postbote im Gehen seine Briefe.

Ein Auto, mit Fehlzündungen laut knallend, taucht auf. Drei Männer schälen sich heraus. Es sind meine beiden Brüder Bernhard und Willy sowie der alte Odenwälder Genosse. Mit flapsigen Reden übertönen wir die Erregung dieses Wiedersehens. Wir drei Brüder spazieren los über nahe Felder und Wiesen – nach Lörrach hinein dürfen wir nicht – und landen auf einer Bank. Ich beginne mit systematischem Abfragen des Schicksals der Verwandten, Freunde und Genossen. Und wieder stelle ich fest: Unsere Familie, die weitverzweigten Sippen Müller, Kauffmann und Martels Familie, hatte im 1. Weltkrieg nicht einen Toten zu beklagen. Im 2. Weltkrieg verlor nur Martels Schwester Friedel ihren Mann. Schlimm hatten Naziterror und Krieg aber unter meinen Genossen und Freunden gehaust. Mancher verschwand spurlos für immer. Viele waren noch in Kriegsgefangenschaft. Darin erwuchs mir eine Aufgabe. Dank der Hilfe französischer Genossen aus den Parteien und Gewerkschaften sowie englischer und holländischer Flüchtlingskameraden kann ich bis Ende 1947 zahlreiche Antifaschisten aus der Gefangenschaft holen.

Viel Zeit blieb mir nicht in Zürich. Die Abende verbrachte ich in meinem Miniaturzimmer in der Villa Reiff und manchmal Nachmittage im «Cercle» von Madame. Dort lerne ich die Gräfin Montgelas kennen. Eine Dame mittleren Alters, sportlich schlank, preussisch gerade. (Sie lehnte die Benutzung des Lifts ab; «Treppen steigen ist gesünder!») Lily Reiff sagt mir, die Gräfin habe in einer persönlichen Sache eine Frage. Mitte 1946 hatte ich von der «Deutschen Interessenvertretung in der Schweiz» jenes kuriose, einzigartige Identitätspapier, eine Art «Nansenpass» ausgestellt bekommen. Ich konnte damit auch in die französische Besatzungszone reisen. Die Gräfin Montgelas bat mich, für sie in den deutschen Grenzort Säckingen zu fahren. Dort lebe in bitterer Not ihr alter Freund Ernst von Löhn-

dorff. Irgendwie kommt mir der Name bekannt vor, war dies nicht der Autor eines deutschen Bestsellers der zwanziger Jahre «Ich weine um Dich – Afrika»?

Schon immer gingen aus den Kreisen des deutschen Grossbürgertums und des Adels «schwarze Schafe» nach Übersee oder in die französische Fremdenlegion, so auch Löhndorff. Sein Buch wurde damals eine Sensation. Weitere Abenteuerromane (wie «Jamaica-Rum») machten ihn zum bekannten Schriftsteller. Bei Kriegsende lebt er in Säckingen. Dort macht ihn die französische Besatzungsmacht zum kommissarischen Bürgermeister, weil er als «Opfer des Faschismus» gilt. Doch bald folgt sein jäher Sturz und Internierung in Säckingen. Mit dieser Information der Gräfin mache ich mich zu Löhndorff auf.

Ich frage mich durch zu einem alten, verfallenen Haus. In einer engen Dachkammer finde ich einen etwa 50jährigen Mann von stattlichem Ausmass, mit Ansatz zur Dickleibigkeit. Der Raum ist dürftig möbliert; an den Wänden zahlreiche weibliche Aktbilder. Ein Primuskocher brodelte vor sich hin. Wir machen uns bekannt, ich spreche von meiner Mission. Und dies ist seine Geschichte: Sein Leben führte und genoss er in manchen Ländern Europas, wo sich «die Gesellschaft» traf. Freund des Abenteurers, der Frauen, des «Dolce vita», wurde er im damals gerade in Mode kommenden Tessin, in Ascona am Lago Maggiore, sesshaft und wurde aktives Mitglied der NSDAP. Es ist durchaus glaubhaft, dass er sich mit den dortigen Bonzen verkrachte und sogar handgreiflich wurde. Nach Deutschland zurückgekehrt, sei er deshalb von den Nazis belangt worden, als geisteskrank bezeichnet und deshalb sterilisiert. – Vom Anblick dieses Trumms von einem Mann, in dieser hilflosen, verzweifelten Einsamkeit, war ich berührt. Die Unterstützung seiner alten Freundin, durch mich vermittelt, half sein Los zu verbessern.

Nach der Rückkehr meiner Brüder melden sich die alten Freunde und Genossen, mit Berichten über die Lage, die Schwierigkeiten der politischen Arbeit und mit Appellen zur Heimkehr und Mitarbeit. Schorsch Stierle ist nach der Befreiung aus englischer Gefangenschaft Vorsitzender der SPD Frankfurt und Geschäftsführer des Volks-, Bau- und Sparvereins geworden. Rudi Menzer, alter Kumpel aus Jugendzeiten, zum Stadtrat gewählt, Heiner Kraft, früher Leiter der «Kinderfreunde», ist Direktor der Ortskrankenkasse und später Präsident der Landesversicherungs-Anstalt Hessen. Heinrich

Sauer, früher Vorsitzender des Zimmererverbandes, und Fritz Schäfer von den Metallarbeitern sind die Präsidenten des Landesarbeitsamtes. Alfred Fuchs, mein Kollege im ZdA, ist Chef des neuen Angestelltenverbandes. August Stunz (SAJ) baut die «Arbeiter-Wohlfahrt» auf. Otto Roth ist der Leiter der WN, Willy Richter Vorsitzender des hessischen Gewerkschaftsbundes. Stierle schreibt, ich möge ihn im Partei-Vorsitz ablösen! Rudi Menzer bemüht sich bei der Militärregierung um meine Einreiseerlaubnis. Überrascht bin ich von einer schriftlichen Erklärung des Vorsitzenden und Sekretärs der SPD Gross-Hessen, Willy Knothe, vom 13. April 1946, wonach ich dringend zum Aufbau der sozialistischen Bildungs- und Jugendarbeit benötigt werde.

Hilfe

Bruder Willy, der Teufelskerl, hat bei der US-Militärregierung ein Visum für die Schweiz erlangt. Eines Tages steht er vor mir in meinem Zürcher Büro. Wir fahren nach Neukirch zur Familie. Willy ist am 30. Juni 1946 auf der Liste der SPD zum Mitglied der «Verfassungsberatenden Landesversammlung» gewählt. Auch Leo Bauer gehört ihr an. Am 1. Dezember soll ein neuer Landtag gewählt werden. Willy bringt ganze Listen mit Vorschlägen: für Empfänger von Lebensmittelpaketen, für Freilassung von Kriegsgefangenen, für Erholungsurlaube in der Schweiz, für kulturelle Hilfe. Bei unserem Treffen in Lörrach hatte ich ihm von meinen Vorbereitungen für diese Hilfsaktionen berichtet.

Bei der Liberierung von Kriegsgefangenen kann ich durch meine Verbindungen zum Schweizer Gewerkschaftsbund, der Internationalen Union der Lebensmittelarbeiter, der I.T. F. und dem I.B.P., Amsterdam, helfen. Die beste Hilfe finde ich beim Sekretär des Weltgewerkschaftsbundes, Saillant, und dem Kollegen Jouhau, beide in Paris. Colonel Martin, Kulturoffizier der französischen Militär-Regierung in Baden-Baden (Mitglied der KPF), mit dem ich wegen des Aufbaus der deutschen Büchergilde zusammenarbeite, setzt sich auch für unsere kriegsgefangenen Genossen ein. Als einer der ersten kommt Hans Riffel frei, Mitglied unserer ZdA-Widerstandsgruppe, auch der Sohn von Christian Stock (Ministerpräsident in Hessen) und viele andere. Nahezu 100 Genossen und Kollegen

kommen zurück. Weniger erreiche ich bei den Engländern. Schorsch Stierle erzählt mir später, dass der englische Kommandant der Gefangenenlager in Holland ihm ziemlich höhnisch klargemacht habe, solche Petitionen hätten nur negative Wirkung. Auch Versuche bei den Amerikanern, Gefangene frei zu kriegen, bleiben erfolglos. Ähnlich verliefen Sondierungen bei den Sowjets über Freunde in der Schweizer Partei der Arbeit im Sande (wohl nicht zuletzt auch deshalb, weil in deren Spitze Auseinandersetzungen begannen).

Umfangreiche Vorschlagslisten kommen von der Gewerkschaft, der SPD, WN und manchem Genossen oder Kollegen direkt. Die Listen mit Kommentar gehen an das Schweizer Arbeiterhilfswerk. Die Genossinnen Dr. Regina Kägi, Nora Platiel, Mascha Ottli und Hanna Bertholet sorgen ohne Vorbehalte für alle. Noch immer fließen auf das Spendenkonto unseres Walliser Hilfskomitees grosse Beträge, die ausnahmslos an das AHW weitergehen. Die Zusammenarbeit mit der «Centrale sanitaire Suisse» geht weiter. Besonders Anfragen und Bitten um das neue Wundermittel Penicillin werden von CSS erfüllt. Durch Vermittlung von Hans Oprecht stellt das Arbeiterhilfswerk sein Erholungsheim «Casa Solidarität» im Tessin zur Verfügung. Dutzende von Genossen finden dort Hilfe. Schwer angeschlagen kommt Viktor Agartz mit Hungerödem. Franz Josef Furtwängler, Leiter der Akademie der Arbeit, ist zum Skelett abgemagert. – Nach der Übernahme der Geschäftsführung der Bücher-gilde durch Hans Oprecht, beschliesst der Vorstand eine grosse Hilfsaktion aus deren Beständen. Die Schweizer Gewerkschaften schliessen sich 1947 an.

Haben die Deutschen versagt?

In Zürich findet ein Treffen von Vertretern europäischer Gewerkschaften aus England, Frankreich, Belgien, Holland und Skandinavien statt. Manni Leuenberger hat mich dazu als ehemaligen deutschen Gewerkschaftssekretär und Vertreter des Widerstands sowie Verfasser der «Leitsätze zum Aufbau der deutschen Gewerkschaftsbewegung» eingeladen. Der Leiter der Konferenz, ein Sekretär der Zentrale in Bern, erhebt in seiner Eröffnungsansprache schwere Vorwürfe gegen die deutsche Arbeiterbewegung und insbesondere die Gewerkschaften, die feige und kampflös kapituliert hätten, an-

statt bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen. Mich erfasste eine grosse Erregung. Nachdem einige ausländische Delegierten gesprochen hatten, verlange ich das Wort. Nur zögernd erlaubt mir der Vorsitzende, etwas zu sagen.

«Der Vorsitzende hat – sicher zu Recht – verlangt, dass die Verteidigung der Freiheit der Arbeiterklasse eine heilige Pflicht sei», beginne ich. «Nun habe ich dazu zwei Fragen. Erstens: Habe ich geträumt, dass ich wegen meiner Funktion im Widerstand in Schweizer Gefängnissen und Lagern fünf lange Jahre verbrachte? Habe ich geträumt, dass tausende Widerstandskämpfer in Not in der Emigration lebten, in Lagern oder sogar ausgeliefert wurden an den Feind? Dass zehntausende in der Illegalität im Land dem Feind widerstanden, zehntausende im KZ und in Zuchthäusern schmachteten, gefoltert wurden und ermordet? Habe ich das alles nur geträumt? Und zweitens: Gab es einen Schweizer Metallarbeiter bei der Kanonenfabrik Bürle in Oerlikon, der sagte: ‚Ich weigere mich, Waffen für Hitler zu produzieren!‘? Gab es einen Schweizer Eisenbahner, der sich weigerte den Kohlenzug vom Ruhrgebiet nach Italien zum Achsengeossen Mussolini zu fahren? (Nicht das Leben galt es so zu riskieren, sondern nur ein bisschen Zivilcourage zu zeigen.) Nennt mir nur *einen* solchen Widerstandsakt! Könnt ihr das nicht, dann lasst uns doch gemeinsam erkennen: In jedem Volk gibt es einen kleinen Prozentsatz Krimineller und einen noch kleineren von Idealisten, die z.B. bereit sind, für die Menschenrechte ihr Leben einzusetzen. In der Mitte bewegt sich die grosse Masse, deren Ränder nach beiden Seiten in bestimmten Situationen pendeln, bis zu Mördern oder Märtyrern.» – Meine Kehle war wie zugeschnürt. In diesem Moment sah ich Gestalten geschundener und gemordeter Genossen. Ein französischer Delegierter erhebt sich, reicht mir die Hand und schlägt vor, dass ich über den Neuaufbau der deutschen Gewerkschaften berichten solle. Und so geschah es.

Erste Ernüchterung

Schon aus den Briefen an mich von Georg Stierle, Otto Roth, Walter Fisch, Heinrich Sauer war zu entnehmen: die Solidarität, die Aktionseinheit der Arbeiterklasse litt unter dem Konkurrenzneid führender Funktionäre und der Unaufrichtigkeit ehemals führender

Leute, die ohne Rücksicht auf Vereinbarungen ein primitives Machtstreben entwickelten. Da wurde manches Doppelspiel getrieben. Der Besuch meines Bruders gab da neue Erkenntnisse über das, was einen Heimkehrer erwartete. Auch über mich kursierten Äusserungen und Gerüchte: «Na, die haben es doch da draussen in der Schweiz gut gehabt; die haben uns doch hier in der Patsche sitzen lassen!» Oder: «Das ist doch ein verkappter Kommunist» einerseits und andererseits: «War der nicht mal Nazi?» Als Quellen, so mein Bruder, kämen der Genosse Willy Knothe und Carl Tesch (der aus der Schweiz zurückkehrend Mitglied der KPD und Geschäftsführer des Frankfurter Bundes für Volksbildung wurde) in Frage. Über beide «Zeugen» war ich verblüfft. Hatte Knothe mir nicht am 13. April 1946 geschrieben und zu Händen der Schweizer Behörden eine Bescheinigung beigefügt, in der es heisst: «Der Emigrant Paul Müller wird dringend zum Aufbau der sozialistischen Bildungs- und Jugendarbeit in Gross-Hessen benötigt.»? Im Dezember stelle ich ihn in Frankfurt in einem kurzen, harten Gespräch zur Rede. Er verschanzt sich zunächst hinter der Ausrede von einem Irrtum und bezieht sich auf angebliche Äusserungen u.a. der Genossin Anna Siemen, die jedoch inzwischen eine Ehren- und Sympathie-Erklärung geschrieben hatte. (Die überraschende Erklärung des Doppelspiels von Knothe wird in meinem Bericht des Jahres 1947 erfolgen.)

Es gab noch Jahre später immer wieder einmal Blasen aus der Gerüchteküche, über viele, die im politischen Leben der BRD oder der DDR wirkten. Am schlimmsten – für viele gute Genossen aus Widerstand und Emigration – ging es Funktionären der KPD wie Leo Bauer oder Bruno Goldhammer, die als «entlarvte Westagenten» in der DDR zum Tod durch Erschiessen verurteilt wurden und diesem Schicksal nur knapp entrinnen konnten. Mancher andere starb einen rätselhaften Tod. Wolfgang Abendroth sagte mir wenige Wochen vor seinem Tod 1985, dass Menschen der Arbeiterbewegung, die mit ihren Ansichten zwischen sämtlichen Stühlen sässen, eine anstrengende Haltung einnehmen! Das sei insbesondere eine der «Merkwürdigkeiten Frankfurts».

Besuch am Main!

Drei Tage und zwei Nächte habe ich zur Bahnreise vom deutsch-schweizerischen Grenzbahnhof Weil am Rhein hierher gebraucht. Endlich hatten meine Freunde Stierle und Menzer bei der amerikanischen Militärregierung mein Einreisevisum erlangt. Mit dem Rucksack aus vergangenen Zeiten und zwei schweren Koffern – alles vollgestopft mit Lebensmitteln, Kleidern und Büchern – war ich aufgebrochen. Steif und schmutzig wanke ich auf den dunklen Bahnsteig. Nach zwölf Jahren stehe ich auf heimatlichem Boden – ich bin in Frankfurt! Durch das Eisengerippe der Bahnhofshalle schaue ich in den kalten Nachthimmel. Überall stehen, hocken und liegen verummte Gestalten, Pärchen umschlungen.

Ich mache mich auf den Weg, kein Mensch oder Fahrzeug ist zu sehen. Ein eisiger Ostwind fegt über die Trümmer und wirbelt den Ruinenstaub hoch, in meine Augen. Ich marschiere wachsam wie in einem Urwald oder feindlichem Gelände, nicht traurig, aber nachdenklich. In der Basler Strasse eine Mauerinschrift aus totalen Kriegstagen: «Unsere Mauern mögen brechen, unsere Herzen nicht.» Ein Gedanke kommt hoch: Wird das alles jemals noch eine Stadt werden? Die Wilhelmsbrücke (heute Friedensbrücke) ist gesprengt, ein Bohlenweg führt zur Sachsenhäuser Seite. Hier bin ich im Oktober 1934 im Auto vor dem Zugriff der Gestapo geflüchtet. Die Trümmer des Krankenhauses säumen den Weg; dann durch die Forsthausstrasse zum Haus meines Bruders im Mummschen Park.

Ich konnte meine Ankunft nicht melden. Es ist jetzt etwa 6 Uhr morgens, stockdunkel, doch ich erkenne die kaum reparierten Bombenschäden. Ich klopfe und rufe laut. Mein Bruder erscheint, dann die ganze Familie. Keine äussere Rührung, keine Überbrückungsscherze, sofort Sachfragen und Terminplanungen. Mitgebrachtes Gebäck und Kaffee, Fragen nach Freunden und Verwandten. Ich bin hellwach, entschliesse mich deshalb, zu Fuss und allein in die Stadt zu gehen. Das Zentrum und die Altstadt sind eine gute halbe Stunde weit weg. Die grossen Gebäude zwischen Bahnhof und Hauptwache sind nur noch Fassaden, einige weniger zerstört. Die Fahrbahn freigeschaufelt. Kein Verkehr, doch Fussgänger. Die Altstadt liegt vollkommen flach, nur ein paar Gebäudereste ragen auf, der Blick geht frei bis zum Römerberg und weiter über den Dom hinaus. Nur Trampelpfade, keine Menschen, Totenstille. Ich setze

mich auf die Trümmer meines Geburtshauses im Citronengässchen. Und ich genieße die Ruhe, das Gefühl «Friede» kommt hoch, sogar eine unbestimmte Erwartung. «Jetzt geht es aufwärts, du kannst etwas tun, die Zeit des Wartens ist vorbei.»

Dann zu Willy ins Geschäft. Am Rossmarkt ist er ausgebombt, sein Ausweichbüro in einem Geschäftshaus in der Taunusstrasse. Schnell weiter zu Georg Stierle ins Büro der Baugenossenschaft in der Weserstrasse. Es ist so, als hätten wir uns nur einige Tage nicht gesehen. Informationen werden ausgetauscht, die politische Lage analysiert und gemeinsame Pläne entwickelt. Dann schleppt mich Schorsch zum neuen Oberbürgermeister Frankfurts. Es ist Walter Kolb. Wir kennen uns aus der Zeit des Jugendtages der SAJ 1923 in Nürnberg. Wiederholt trafen wir uns dann bei meinem Bruder Bernhard, der bis zu seinem Rausschmiss durch die Nazis in Godesberg arbeitete. Er war Mitglied der SPD, und der sozialistische Bonner Student Walter Kolb war oft zu Gast bei ihm. Walter strahlte in rheinischer Fröhlichkeit einen ansteckenden Optimismus aus. Heute Abend habe er eine grosse öffentliche Versammlung im Arbeitervorort Höchst, da müsse ich mitkommen.

Die Werkhalle der grossen Metallbaufirma Breuer, halb zerstört in fahlem Licht, ist bei unserem Eintreffen gefüllt mit über tausend Arbeitern, frierenden, von Entbehrungen gezeichneten Menschen. Alte Genossen aus meiner Höchster Zeit in den zwanziger Jahren begrüßen mich. Walter Kolb – als neuer Oberbürgermeister vorgestellt und stürmisch gefeiert – spricht: Vom Naziterror, von den Opfern, der Zerstörung, von der Not und der Härte der Besatzungsmacht, mit der man jedoch als dem Sieger Zusammenarbeiten müsse, um den Hunger und die Kälte zu bekämpfen. Und dann hebt er die Stimme: «Vor allem aber eines will ich den Amerikanern sagen und als unabdingbare Forderung stellen: Offenbach muss ein Teil der Stadt Frankfurt werden, dieser ehemals so stolzen freien Reichsstadt!» Ich spüre fast körperlich die Überraschung und Verblüffung, die diese Proklamation auslöst. Daran ändert auch nichts sein Hinweis, dass die künftige Hauptstadt Deutschlands Frankfurt sein müsse. Am Ende der Versammlung stellte ich immerhin überrascht fest, wieviel Sympathie Walter mit seinem Optimismus bei den Zuhörern zu wecken verstand.

Anschliessend geht's zu einer Funktionärsversammlung. Ich berichte über die internationale Lage und die immer deutlicher werdenden Interessengegensätze der Siegermächte. Es ist schwer, den

VOLKSSTIMME

Mitteilungsblatt der Sozialdemokratischen Partei Groß-Hessen

Nr. 2, 1. Jahrgang

Mittwoch, 6. März 1946

Einzelpreis: 20 Pf.

„Einheitspartei“ oder Demokratie?

Der Beauftragte der SPD in den drei westlichen Zonen, Dr. Schumacher, hatte bereits in einem Interview mit der Berliner In- und Auslandspresse festgestellt, daß bei den Besprechungen mit Grotewohl und anderen Mitgliedern des Zentralaussschusses der SPD, in der Sowjetzone über einen Gesamtparteitag der SPD, keine Einigung zustande gekommen sei.

Hätten Sie, Herr Dr. Schumacher, einen besonderen Anlaß, gerade jetzt nach Berlin zu reisen?

Nach einer Rücksprache mit zwei führenden Mitgliedern des Zentralaussschusses der Sozialdemokratischen Partei für die östliche Zone habe ich die Gelegenheit ergriffen, mit Zustimmung dieser Instanz an Ort und Stelle die dort schwebenden Einigungsverhandlungen zwischen Sozialdemokratie und Kommunistischer Partei zu studieren. Leider ist es mir nicht gelungen, vor einem breiteren Funktionärkörper zu sprechen, sondern die offizielle Aussprache hat sich nur auf den Zentralaussschuß selbst und einige Gäste beschränkt. Im übrigen habe ich jede Gelegenheit ergriffen, mich privat zu informieren.

Welchen Eindruck haben Sie von dem politischen Willen des Zentralaussschusses und den Neigungen der Parteimitglieder?

Im Zentralaussschuß für die östliche Zone will man jetzt die Einheitspartei, auf die man noch kurze Zeit vorher nicht gedrängt hat. Die Mitgliedschaft ist in ihrer ganz überwältigenden Mehrheit gegen diese „Einigung“, weil sie in ihr nicht eine Vereinigung, sondern die Eroberung der Sozialdemokratischen Partei durch die kommunistische Führung sieht.

Wie stellen Sie sich die Führung der geeinten Partei in der Ostzone vor?

Nach einem kurzen Intermezzo äußerlicher Parität wird unter den besonderen nachpolitischen Verhältnissen der Ostzone die Führung einseitig kommunistisch sein.

Glauben Sie, daß die Verschmelzung die große und endgültige Scheidung der Klassen bringt?

Selbstverständlich nicht, denn, wenn die kommunistische Führung sich dieses Teils der Sozialdemokratischen Partei bemächtigt hat, wird sie auch die Liberal-Demokraten und die Christlich-Demokratische Union schlucken. Es ist möglich, daß dieser Weg, was die bürgerlichen Parteien

anbelangt, nicht gleich die organisatorische Verschmelzung bringt, in jedem Falle wird er aber eine Einheitsliste zeitigen.

Glauben Sie, daß diese Methoden mit den Ideen und der Praxis der Demokratie, des Sozialismus und der Geistesfreiheit vereinbar sind?

Nein! Eine Demokratie ist nur möglich, wenn man zwischen mehreren unter gleichen Voraussetzungen kämpfenden Faktoren frei und geheim wählen kann. Die Einheitsliste und die Einheitspartei wären das Ende der Demokratie.

Wie werden sich nach Ihrer Meinung die Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei verhalten?

Berlin ist durch die Tatsache einer interalliierten Kommandantur gewissermaßen eine fünfte Zone. Die Berliner Mitgliedschaft wird überall dort, wo es möglich ist, die selbständige und unabhängige Sozialdemokratische Partei aufrechterhalten. In der Provinz sind natürlich die objektiven Voraussetzungen schlechter, der Wille der Mitglieder bleibt aber derselbe.

Wie erklären Sie sich, Herr Dr. Schumacher, die plötzliche Eile in der Betreibung des Verschmelzungsprozesses?

Die Verschmelzung soll nach dem Willen der kommunistischen Führung vor irgendwelchen Wahlen erfolgen. In freien und geheimen Wahlen würde sich nämlich herausstellen, daß die Kommunistische Partei keinen Anspruch auf Parität, geschweige denn auf Führung hat.

Geben Sie diesen Fragen grundsätzliche Bedeutung?

Ja! Sie sind von entscheidender Bedeutung für die ganze Welt. Nach gewissen Vorgängen in manchen anderen Ländern, besonders auf dem Balkan, muß jetzt die Weltöffentlichkeit erkennen, daß viele Deutsche die Demokratie wollen, sie ihnen aber nicht gewährt werden soll. Der Krieg ist für die Ideale der Demokratie und

Genossen begrifflich zu machen, dass die Verluste und die Not der Sowjetunion diese direkt zwingen, aus ihrer Besatzungszone alles herauszuholen, was ihr eigenes Überleben erfordert. Auf Unglauben und Skepsis stößt meine Prognose, dass die Westmächte in ihre Zonen bald Lebensmittel und Waren des täglichen Bedarfs liefern würden. Nur die Wohnungsnot könne nicht von aussen beseitigt werden. Meine Prognose stützt sich auf zwei Tatsachen: Mit der Rüstungsindustrie sind auch die Produktionskapazitäten der ganzen Wirtschaft enorm gewachsen. Ein Kampf um die Märkte der Welt wird einsetzen, um nicht in eine ökonomische Krise hineinzurutschen. Ausserdem braucht man – wie nach dem 1. Weltkrieg – einen «Cordon sanitaire» gegen die Ostblockstaaten. Deshalb darf Westdeutschland nicht in einem Chaos versinken!

Mit Willys Auto zum Friedhof ans Grab der Eltern, zur Familie von Bruder Bernhard. Sie betreiben im Sandweg ein kleines Lebensmittelgeschäft. Die Regale sind leer, bis auf eine Stellage. Hier lagern, in Kartons verpackt, Hunderte von Päckchen: «Schuhschlupfpulver» steht auf jedem und der Preis von 15 Pfennig sowie der Hinweis «Markenfrei». Leider konnte das sicher hervorragende Hilfsmittel nicht auf grossen Umsatz rechnen, es gab kaum Schuhe. Mit Stadtrat Rudi Menzer zur Besatzungsmacht mit Sitz in der Metallbank; zum «Publications control officer». Dort erhalte ich die mündliche Zusage für meine Rückkehrerlaubnis (erst am 16. Mai 1947 erfolgte die schriftliche Bestätigung). Ich werde genau über meine Verbindungen in der Schweiz befragt. Kritisch weise ich auf die dubiosen Praktiken bestimmter «Hilfswerke», insbesondere der «Christlichen Nothilfe» hin. (Wochen später erhalte ich von der Leiterin des Schweizerischen Arbeiterhilfswerks, Frau Dr. Kägi, eine Anfrage ob eine ihr zugegangene Information stimme, wonach ich bei den Amerikanern das Arbeiterhilfswerk denunziert habe. Der Genosse Menzer habe dies durch einen Genossen mitgeteilt. Mein Bruder und Rudi Menzer bezeichneten diese Meldung als eine schmutzige Lüge. Als Urheber wird ein «Genosse» identifiziert, der meine Rückkehr zu sabotieren versuchte.)

Ich melde mich mit Wirkung vom 6. Dezember 1946 bei der Polizei mit Wohnsitz Frankfurt an. Die Genossen Otto Roth und Oskar Müller veranlassen beim Hessischen Ministerium für politische Befreiung die Ausstellung meines Ausweises als politisch Verfolgter. Gespräche mit Gewerkschaftskollegen, Jugendfreunden und Verwandten; alles im Geschwindschritt. Auftragslisten wegen Kriegsgefangener, Lebensmittelaktionen, Buchsendungen, Erholungsaufenthalten und Besucheraustausch finden Platz in meinen leeren Koffern. Diesmal brauchte ich für die Rückfahrt nur zwei Tage. Bald wollte ich auf Dauer heimkehren. Ich konnte nicht ahnen, dass noch über ein Jahr des Pendlerdaseins folgen würde.

3.2. Ahlener Programm der CDU (Sozialisierung) – 24.4. Londoner Konferenz der Siegermächte spaltet Deutschland; die amerikanische und britische Zone werden «Bizone» – Zahl der Kriegsgefangenen: USA 31'000, England 430'000, Frankreich 63'100, Sowjetunion 890'000 – 5. 6. Marshall-Plan – US-Expertise: gegen Sozialisierung, deutsche Zentralregierung – Juni I. Nachkriegskongress der Sozialistischen Internationale in Zürich – 1.12. Landtagswahl in Hessen – 6.12. 1. Deutscher Volkskongress für die Einheit Deutschlands in Ostberlin

Tätigsein

Vor mir liegt eine lange Liste; sie umfasst 407 Positionen einer Dokumentensammlung in sechs dicken Ordnern. Es sind Briefe, Protokolle, Berichte, Zeitungsausschnitte, Zeugnisse und Fotokopien von Dokumenten. Die meisten aus dem Jahr 1947. Eine kommentarlose Aufzählung würde ein spezielles Kapitel erfordern. Ich benutze sie deshalb nur teilweise als Gedächtnisstütze oder Zitat. Seit dem Ende meiner Lagerzeit arbeite ich – nein, ich wütete – gleichzeitig in verschiedenen Berufen. Den Broterwerb bot mir die Büchergilde. Dazu kamen: materielle Hilfsaktionen für Deutschland, Kulturarbeit durch die Schweizerisch-Deutsche Kulturvereinigung, Liberierung von Kriegsgefangenen, Aufbauhilfe für die neuen Gewerkschaften, Sanatorien-Freiplätze, Schulungskurse für Genossenschafter und junge Gewerkschaftsfunktionäre, offizielle Kontakte zwischen Schweizer Behörden und deutschen kommunalen und Landesvertretern, erste Nachkriegskonferenz der Sozialistischen Internationale in Zürich; Vermittlung deutscher Referenten für Vorträge in der Schweiz, Organisation von zwei Kunstaustellungen aus deutschen Museen in Schaffhausen und Basel, Kontakte zwischen deutschen und Schweizer Verlagen, Vortragsreisen von Schweizern ... Nur von wenigem kann ich im Einzelnen berichten.

Die Weihnachtstage verbringe ich bei meiner Familie in der Ruhe des thurgauischen Bauernhauses in Neukirch. Unsere Hausleute, die Familie Waibel, haben ein Schwein geschlachtet; wir sind die Gäste.

Ingo kriegt die Ski der Tochter. Einige Gildenbücher, Werke von Jeremias Gotthelf, sind unsere Gegengabe. Unsere kleine Familie sitzt am 2. Feiertag unterm Lichterbaum am Kachelofen. Durch das breite Fensterband schimmern die Lichter der nachbarlichen Gehöfte. Aus dem Stall dringt das mahlende Geräusch der Kuhfütterung. «Ich vermisse das Büsi», sage ich; seit meiner Ankunft habe ich die Katze unseres Hausherrn vermisst. Meist sah ich sie sonst immer, wenn sie der Bauer abends nach getaner Arbeit auf dem Schoss hielt und sie kralte. Martel bleibt stumm, dann kommt es zögernd aus ihr heraus: «Die hat der Waibel zu Weihnachten geschlachtet. Das war der Festbraten für die Familie.» Es ist unglaublich, doch wahr: Jedes Jahr hat der Bauer eine Katze gemästet, seine Freude an ihr gehabt und sie dann als delikaten Festschmaus verzehrt.

Christian Stock – Ein Artikel

Im März des Jahres 1933 erlebte ich in Darmstadt, der damaligen Landeshauptstadt des Volksstaates Hessen, die kampflose Kapitulation der sozialdemokratisch geführten Regierung und das Ende der Freiheit. In den ersten Januartagen des Jahres 1947 fahren wir, Dr. Hans Oprecht und René Bertholet vom Schweizerischen Arbeiterhilfswerk und ich, mit dem PKW nach Westdeutschland. Jeder von uns mit einem Sack von Aufgaben und Aufträgen. Es gibt noch keine Autobahn; die Bundesstrasse nach Norden ist stark beschädigt, schwach belebt von Fahrzeugen der Besatzungsmacht. Die badischen Dörfer, man sieht kaum ein zerstörtes Haus, wirken wie tot, wenig Frauen und Kinder, kaum Männer. Der erste Schock: Freiburg im Breisgau. Die berühmte Altstadt eine Trümmerwüste. Gut geräumt nur die Durchgangsstrasse. Vom Schwarzwald rollen Holztransporter zur Bahn für Frankreich. Halt in Baden-Baden. Hier ist das Hauptquartier der französischen Besatzung und der Sitz der französischen Militärregierung. Schweizer PdA-Genossen gaben mir die Adresse des Colonel Jacques Martin, Chef de la Section Propagande de l'information. Mein offizieller Auftrag: Erlangung einer Lizenz für die Gründung der deutschen Büchergilde in der französischen Zone. Genosse Martin stellt mir eine Vollmacht aus. Jacques Martin kämpfte in der Resistance und war Mitglied der CGT. Seiner Unterstützung verdanke ich den engen Kontakt zum Sekretär des

Weltgewerkschaftsbundes, dem Kameraden Saillant, und damit den Erfolg der Aktion zur Freilassung der Kriegsgefangenen.

Weiter nach Norden: Irgendwo an der Landstrasse stehen Schilderhäuser mit Besatzungssoldaten: Grenze der französisch-amerikanischen Zonen. Bruchsal, völlig zerstört; dann die Ruinen von Mannheim. Die hessische Bergstrasse hat nicht viel abbekommen, doch in der Innenstadt Darmstadts ragt einsam der «Lange Ludwig». Bei der Einfahrt nach Frankfurt fahren wir durch den ehemals herrlichen Stadtwald, jetzt mit Bombentrümmern übersät. Am Spätnachmittag kurze Rast im Haus von Bruder Willy. Er ist im Aufbruch nach Wiesbaden. Dort stellt der neugewählte Ministerpräsident Christian Stock sein Kabinett vor. Mit Willys Auto in die neue Landeshauptstadt. Etwas verspätet kommen wir in den grossen Saal des unzerstörten Rathauses. Etwa 200 Personen umringen im Halbkreis die Gruppe der Minister. An der Spitze Christian Stock im abgetragenen dunklen Anzug, mit silberweissem Haar und sonorer kräftiger Stimme. Er sprach gerade die Eröffnungsworte, als er mich in der letzten Reihe entdeckte – er ging auf mich zu und schob mich an den Schultern mit folgenden Worten nach vorne (in seinem Bergsträsser Hochdeutsch): «Meine Damen und Herren, darf ich Ihnen zunächst einmal meinen Freund Paul Müller, meinen Lebensretter, vorstellen.» Und dann erzählte er die Geschichte von der Auszahlung seiner Gewerkschaftsunterstützung 1933, durch die er als neue Existenz seinen Zigarrenladen eröffnen konnte. Seine Eröffnungsrede war einfach und selbstbewusst.

Ich erlebte ihn bis 1951 als einen Staatsmann, der mit gesundem Menschenverstand und mit der Sicherheit eines an einem Abgrund gehenden Maultiers eine pragmatische und wirksame Politik betrieb. – Am Ende des offiziellen Teils zieht er mich beiseite: «Du wirst in mei'm Kabinett mein Staatssekretär», meint er. Ich erschrecke ehrlich und mache ihm klar, dass ich nie mehr eine bezahlte politische Funktion übernehmen wolle. «Dann helf doch im Wiederaufbau, die Trümmer müsse weg!» (Gerade darüber hatte ich einen Monat zuvor als Hauptaufgabe gesprochen.) Doch mein Plan war die Büchergilde, dabei sollte es bleiben. Noch bis in die späte Nacht erzähle ich ihm von der Schweiz. Mein «Bestellbuch» füllt sich mit weiteren Aufträgen.

Nach Zürich zurückgekehrt, berichte ich in Gewerkschafts- und Parteigremien und im Freundeskreis von Lily Reiff über meine Eindrücke. Am Ende eines Artikels schreibe ich u.a.:

«Welche politische Gestaltung, welche Grenzen soll Deutschland haben? Die von Hitler begonnene und durch die weiteren Ereignisse verstärkte Verlagerung der Bevölkerung ganzer Provinzen hat mit der Vorstellung aufgeräumt, als könne ein deutscher Staatenbund auf der Basis der früheren Volksstämme kommen... Das deutsche Volk braucht recht bald eine Zentralregierung, die bereit ist, die Folgerungen aus dem Sturz des Nazismus zu ziehen... Was sind heute noch Grenzen? Entscheidend ist, dass allen Völkern genügend Platz zur Entfaltung ihrer kulturellen Eigenschaften gegeben wird... Es ist dem deutschen Volke nicht glungen, den Verbrechen der Nazis in den Arm zu fallen und sich und die Opfer in den andern Ländern zu befreien. Deshalb will es den entscheidenden Teil zur Wiedergutmachung beitragen und Menschen und Güter dafür einsetzen. Das Produkt dieser Anstrengung soll jedoch nicht privatkapitalistischen Interessenten zufallen, sondern der Wohlfahrt der betroffenen Völker dienen. Unter dieser Voraussetzung will es die Fronarbeit deutscher Kriegsgefangener ersetzen durch die Entsendung freiwilliger Arbeitskräfte, die zu gleichen Bedingungen wie ihre Arbeitsbrüder in den betreffenden Ländern schaffen sollen. Die konsequente Anwendung dieses Grundsatzes würde der Völkerverständigung mehr dienen, als alle Konferenzen und Resolutionen. Utopien? Vielleicht war es auch ein entscheidender Fehler der jüngsten Vergangenheit, dass die Arbeiterbewegung zu viel ‚realpolitische‘ Erwägungen hatte. Warum sollen wir die guten Gefühle im Menschen, die der Nazismus missbraucht und vergiftet hatte, nicht lebendig werden lassen für ein besseres Ziel? Und könnte es ein besseres geben als die Forderung: Schafft ein neues Deutschland, das in Freiheit und sozialer Gerechtigkeit sich verbrüdert mit allen Völkern, die einer neuen imperialistischen Kriegsdrohung unerschrocken entgegentreten.»

Franz Bögler ist nach Deutschland zurückgekehrt. Er schreibt mir aus Speyer und fügt eine lange Liste von Pfälzern bei, die in französischen Kriegsgefangenen-Lagern leben. Er waltet im neuen Land Rheinland-Pfalz, als Oberpräsident. Wir haben in der U.d.S. und im «Demokratischen Deutschland» gut zusammengearbeitet. Nun schlägt er mir vor, die Leitung des neu gegründeten Verbandes südwestdeutscher Konsumvereine mit Sitz in Speyer zu übernehmen. Die Vorgänge im Zusammenhang mit der Neugründung der deutschen Büchergilde, sollten mir bald zu Überlegungen Anlass geben, dieses Angebot zu prüfen.

Eine wohltuende Aufhebung

Während meiner Tätigkeit als «Freizeitgestalter» im Interniertenlager Gordola gelang es mir, einen bekannten Schweizer für interessante Vorträge zu gewinnen. Dr. Erich Tilgenkamp sprach über «Meine Erlebnisse als Flieger und Ballonfahrer». Wer war dieser kleine, leicht bucklige Mann? Als Holländer geboren, tritt er 1914 als Kriegsfreiwilliger in die junge Luftwaffe des Kaisers ein und wird Reichsdeutscher. Nach dem Zusammenbruch 1918 wird er Schweizer und Freiballonfahrer. Irgendwann siegt er im Gordon Benett-Wettbewerb. Sein Ballon landet in der Nähe von Leningrad. Als Schriftsteller und Verleger gibt er eine vierbändige Geschichte der Schweizer Luftfahrt heraus. Am Lago Maggiore, 100 Meter über dem See, gegenüber von Locarno, besitzt er ein Grundstück zwischen Edelkastanien, Rebland und Gebirgsbach. Eine Stalla hat er für sich und eine Freundin als Ritiro ausgebaut. Ostern 1946 dürfen wir drei Müllers dort die ersten Ferien im Frieden verbringen. Jenseits des Sees, im Centovalli, hat Hans Oprecht ein Ferienhaus. (In der Nähe baute das Arbeiterhilfswerk die «Casa Solidarietà» als Erholungsstätte.)

Auch Ostern 1947 sind wir wieder zu Gast in Piazzogna. Hans Oprecht besucht uns. Er versucht mich zu überreden, für immer in der Schweiz zu bleiben; ihm gefällt die politische Entwicklung im Zonenstaat nicht. Wir aber wollen heim; nicht umsonst haben wir darauf so viele Jahre gewartet. Hans zeigt mir eine Nachricht in der Zürcher Zeitung. Das Vermögen aller Deutschen im Ausland soll zugunsten der Besatzungsmächte beschlagnahmt werden. Ich bin wütend: «Feindvermögen» besitze ich also! Wessen Feind waren wir denn? Dreitausend Franken habe ich inzwischen gespart.

«Chaufsch defür es Stuck Land do im Tessin», meint Hans. «Ist ja sinnlos, ich bin auf Lebenszeit ausgewiesen und kann nie mehr in die Schweiz zurück», sage ich. «Denn chauf's für dine Bueb.» (Damals – die «Sonnenstube der Schweiz» war noch nicht fest in deutscher Hand – konnte man im Tessin ein Bauernhaus für 300 bis 400 Franken kaufen!) Auf der anderen Seite der Schlucht, 100 Meter von der Casetta Tilgenkamp, liegt eine Stalla, gleich dabei sprudelt eine glasklare Quelle, fast 2'000 qm terrassiertes Grundstück dabei. Der Besitzer Signor Giacomo Buetti, ein alter Bauer in Piazzogna, freut sich, als der Notar den Kaufvertrag für 3'000 Franken zugunsten meines vierjährigen Sohnes abschliesst.

Mitte 1947 erhalte ich vom Schweizerischen Bundesanwalt überraschend die amtliche Nachricht, dass der Bundesrat – auf meinen Antrag – die Ausweisungsverfügung vom 16. August 1940 aufgehoben habe! Ich hatte diesen Antrag nie gestellt – was war also geschehen? Hans Oprecht hatte, ohne mein Wissen, über das sozialdemokratische Mitglied des Bundesrates Dr. Max Weber die Aufhebung erwirkt. Er stützte sich dabei auf ein «Zeugnis» des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements / Polizeiabteilung – Zentralleitung der Arbeitslager; einen an mich gerichteten Brief, in dem u.a. stand: «Wir sprechen Herrn Müller für seine gute Zusammenarbeit mit den Behörden und für alles Gute, was er im Interesse seiner Flüchtlingskameraden ohne Unterschied von Nationalität, Herkunft oder Religion getan hat, unseren besten Dank aus und wünschen ihm, dass er Gelegenheit erhalten wird, nach seiner Rückkehr in die alte Heimat eine ebenso fruchtbare Tätigkeit im Dienste des materiellen und geistigen Wiederaufbaus zu entfalten. – Der Chef: Dr. A. Sigrist.» – Ich gestehe, dass mir dieser und zwei ähnliche Briefe die liebsten aller meiner Zeugnisse blieben.

Im Dienste der Büchergilde

Die Zusammenarbeit mit Hans Oprecht ergab eine Stärkung der Organisation und Leistungsfähigkeit der Gilde. Von der stark aufkommenden Konkurrenz hob sie sich durch ihre besonderen kulturpolitischen Ziele ab. Jetzt galt es, diese einmalige Institution freiheitlicher deutschsprachiger Literatur, in Pilotfunktion im internationalen Bereich, wirksam werden zu lassen. Mir wird der Aufbau der Auslandsarbeit übertragen. Dabei kommen mir alte und neue Verbindungen zu Genossen und Freunden zustatten. Deutsche, die in vielen Ländern in der Emigration lebten, Kameraden aller Nationen, die aus den Interniertenlagern kamen und die nun in ihre Heimatländer zurückkehrten. Der Ertrag dieser Arbeit war u.a. eine Steigerung der Zahl ausländischer Mitglieder von 2'205 (Dezember 1946) auf 7'374 (März 1948) – in 25 Ländern auf allen fünf Kontinenten. Durch meinen Spezialpass kann ich frei reisen und damit auch den Aufbau der deutschen Gilde voranbringen. Am besten klappt es aber mit Österreich. Hier hilft Benedikt Kautsky, der sich in den Spuren seines Vaters als Parteitheoretiker in Wien etabliert. (Er wird das

Grundsatzprogramm der österreichischen Sozialisten formulieren.) Versuche, im autonomen Saargebiet eine Büchergilde aufzubauen, scheitern an den streitenden politischen Gruppen, die teils für den Anschluss an Frankreich, für Rückkehr nach Deutschland oder für Autonomie eintreten. Erfolgreicher sind wir in Luxemburg. Mit Hilfe ehemaliger Internierter gelingt die Gründung der «Letzeburger Bicherfrenn». Immerhin gewann nicht nur die Zürcher Gilde, sondern auch die *Guilde du livre* in Lausanne dadurch neue Mitglieder.

Die grosse Aufgabe wird die Neugründung der Büchergilde in Deutschland. Bevor Bruno Dressier in Zürich den Stuhl für seinen Nachfolger Dr. Oprecht freimachte, kam aus Berlin sein Sohn Dr. Helmut Dressier. Er war, wie schon gesagt, von seinem Vater als Nachfolger gedacht. Wie ich wird er als *Volontär* eingestellt und mit der Ausarbeitung einer Geschichte der Büchergilde beauftragt. Auf Vorschlag von Dr. Oprecht beschliesst der Aufsichtsrat, uns die Vorbereitung zum Neuaufbau in Deutschland zu übertragen und als künftigen Geschäftsführer für den literarischen Bereich Dr. Helmut Dressier und für den kaufmännischen Paul Müller vorzuschlagen. Für den künftigen Aufsichtsrat ist u.a. Dr. Oprecht vorgesehen. Schwerpunkte meiner Verhandlungen sind die französische und englische Besatzungszone. Es gilt bei den dortigen Militärbehörden die Lizenzen für die Neugründung zu erlangen. Als Träger für die zu gründende Genossenschaft sind die in Bildung befindlichen Gewerkschaften vorgesehen. Bis zur Aufnahme eigener Produktion soll die Schweizer Gilde aus ihren Beständen Bücher liefern und später Lizenzen erteilen.

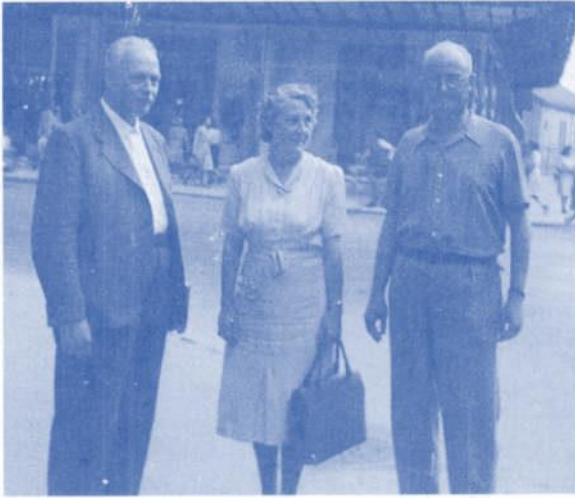
Kontakt zu den deutschen Gewerkschaften beider Zonen finde ich im französischen Bereich beim Oberpräsidenten Genossen Bögler in Speyer und den Gebrüdern Weiss in Mainz. Die (und ihren in Spanien gefallenen Bruder «Lambo») kenne ich seit den zwanziger Jahren aus der SAJ und ZdA-Jugend. Sie haben in Mainz bereits eine Lizenz für eine Buchgemeinschaft mit der Bezeichnung «Bücherring». Karl Gerold wurde inzwischen Lizenzträger für die neue Tageszeitung «Frankfurter Rundschau». Er ist bereit, bei der Gründung der Gilde mitzumachen. Es meldet sich bei mir auch Karl Drott, Offenbach. Ich kenne ihn seit 1920 als Jugendsekretär der SPD. Er ist ein Verwandter von Ministerpräsident Christian Stock und Abgeordneter des Hessischen Landtages. In Offenbach hat er den «Bollwerk-Verlag» gegründet und u.a. die Memoiren des ehemaligen sozialdemokratischen Reichswehrministers Gustav Noske herausgegeben.

Die Schweiz empfängt als erstes Land einen deutschen Ministerpräsidenten

Im Hause meines Bruders in Frankfurt trafen sich, anlässlich unseres Besuches in Frankfurt, Dr. Oprecht und der sozialdemokratische Stadtpräsident von Schaffhausen, Walter Bringolf, mit Ministerpräsident Stock, Innenminister Zinnkann und Minister Gottlob Binder sowie der Witwe des ersten Reichspräsidenten, Luise Ebert. Es ging um die verschiedenen Möglichkeiten eines Brückenschlages zwischen der Schweiz und Hessen. Oprecht versprach, sich um einen offiziellen Kontakt beider Regierungen zu bemühen. Eine Woche später in Zürich: Die Telefonzentrale meldet mir den Anruf eines Herrn «mit dütschem Dialekt». Ich nehme ab. Eine bekannte Stimme: «Paul, ich bin hier in Montrö, ich komm heut' mit meiner Hausdam' nach Zürich, hol mich ab!» Ich falle aus allen Wolken, wieso kommt Christian Stock an den Genfer See? Ich frage Oprecht, der weiss von nichts. Ein Besuch bei der Regierung in Bern sei zwar vorgesehen, jedoch nicht festgelegt. Was tun? Im Hotel «Trümpy» bestelle ich zwei Einzelzimmer und sause zur Bahn. Mein Freund Christian hilft galant seiner «Hausdame» (er ist seit langem Witwer) aus dem Wagen.

«Ich hab' Dorscht!» sind seine ersten Worte. Wir trinken etwas im Bahnhoftsbuffet. «Wieso kommst du in die Schweiz?» will ich wissen. Dies ist seine Geschichte: Die amerikanische Militärregierung in Frankfurt hat dem hessischen Ministerpräsidenten die Einladung der amerikanischen «Oxford-Bewegung» zu einer internationalen Tagung in Montreux am Genfer See beschafft. (Diese religiöse «Erweckungsbewegung» war in der Nazizeit in den Geruch geraten, mit dem braunen System zu liebäugeln, insbesondere durch den «gemeinsamen Kampf gegen den Bolschewismus».) Die Tagung findet in einem der grossen Hotels statt.

Stock erzählt: Er wird von einem jungen Mann des Empfangskomitees in die Zimmer geleitet. Christian will sich's bequem machen, der junge Mensch verweilt; Christian will ihn verabschieden. «Nein, ich bleibe bei Ihnen, ich schlafe auch hier, ich bin ihr Engel!» «Ich brauch' kein' Engel, junger Mann», mit diesen Worten wird der «Engel» sanft herausgedrängt. «Dann bin ich etwas verspätet in die Konferenz gegangen. Der Vorsitzende hat mich durch den Mittellgang zum Vorstandspodium geleitet und mich als den Hessischen



Mit Ministerpräsident Stock in Zürich nach einem Hemdenkauf.

Ministerpräsidenten vorgestellt. Alles hat geklatscht und ich bin uffgestanne und hab' mich nach alle Seite verbeugt; also des war eindrucksvoll!» Nach Ende der Versammlung erwartet ihn sein Engel und gibt ihm die Arbeitseinteilung bekannt: Alle Teilnehmer machen im Wechsel Küchendienst, Zimmerreinigung usw. Freund Christian packt das Grausen: Von der Rezeption ruft er mich in Zürich an, zu Fragen oder Bedenken gibt er mir keine Möglichkeit.

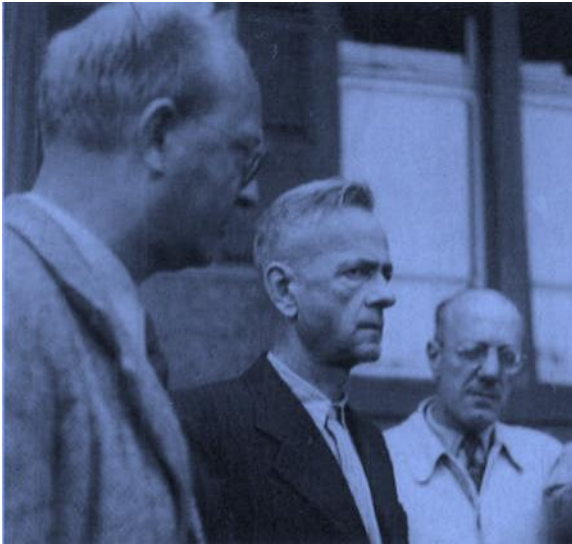
Was mache ich mit beiden in Zürich? Hans Oprecht arrangiert einen offiziellen Empfang durch die Schweizer Regierung. Im Bundeshaus in Bern wird der Ministerpräsident des Landes Hessen als erster deutscher Staatsmann nach dem Krieg offiziell durch Finanzminister Ernst Nobs empfangen. Prinzipielle Fragen der deutschen und internationalen Politik werden besprochen. Eine lange Reihe von Treffen und Gesprächen mit Schweizer Politikern und Gewerkschaftlern schliesst sich dieser Begegnung an. Der Herr Ministerpräsident und auch ich waren danach ganz schön geschlaucht. Noch eine kleine Episode: Christian Stock trug ein verblichenes altes Hemd. So konnte er nicht bei der Regierung aufkreuzen. Im Kaufhaus «OBER» in Zürich kaufe ich ein blütenweisses. Das Foto zeigt den stolzen Besitzer.

Der erste Nachkriegskongress der II. Internationale in Zürich

Im Namen der schweizerischen Sozialdemokratischen Partei hat dazu ihr Präsident Dr. Hans Oprecht vom 6. bis 9. Juni 1947 eingeladen. Tagungssekretariat ist die Büchergilde; ich gehöre ihm an. Vorsitzender der II. Internationale ist der französische Sozialist Salomon Grumbach, ein Elsässer. (In seinem langen Leben wechselte er mehrfach zwischen deutscher und französischer Nationalität.) Aus 23 Ländern sind die Delegierten angemeldet, darunter auch aus Südafrika. Schwierigkeiten gibt es mit der westdeutschen SPD unter Führung von Kurt Schumacher. Vor allem jüdische Delegierte aus Osteuropa wenden sich gegen deren Teilnahme. Auch Oprecht liebt die «preussische Führung» der SPD nicht. Ich meine, man solle der SPD auf jeden Fall Gelegenheit geben, sich darzustellen. Die Einladung an Hannover geht hinaus.

Zwei Tage vor Kongressbeginn erhalte ich vom Badischen Bahnhof in Basel einen Anruf. Erich Ollenhauer: «Wir sitzen hier fest, weil wir keine Fränkli zur Weiterfahrt nach Zürich haben; bei mir sind noch Kurt Schumacher und der Genosse Hentzler!» Ich telefoniere mit dem Leiter der Büchergilde in Basel. Der saust mit den notwendigen Franken zu den drei Mittellosen. Ich hole sie in Zürich ab und bringe sie ins Hotel Trümpy. (Oprecht zeigt sich später ärgerlich wegen meiner «Eigenmächtigkeit».) Kurt Schumacher, sehr selbstbewusst; Erich Ollenhauer lacht laut über meine «Warnung», ich sei ja ein Agent der KPD, erinnert an den Jugendtag 1920 in Weimar, unseren Austritt als Frankfurter AJ in den ISK, die SAP und meint, jetzt müssten alle Zusammenhalten.

Im Sekretariat findet eine Besprechung des Konferenzpräsidiums statt. Eine starke Minderheit lehnt die Teilnahme der deutschen Delegation ab. Grumbachs Kompromiss wird schliesslich angenommen: Teilnahme, jedoch kein Rederecht! (Ich hielt das für Blödsinn.) Man hatte Schumacher krummgenommen, dass er bei einer Sitzung des Präsidiums in Frankfurt sich sehr uninteressiert gezeigt und abfällige Äusserungen getan habe. Meine Sekretärin in der Büchergilde wird von Dr. Oprecht mit dem stenografischen Protokoll beauftragt. Vor Kongressbeginn gibt es erregte Diskussionen über das Rederecht der Deutschen. Den Ausschlag geben die vier Stimmen der Delegierten aus Südafrika, an der Spitze die Bürgermeisterin von Johannesburg. Schumacher darf sprechen.



Kurt Schumacher
1947 in Zürich
(mit P. M. und
Dr. Zienau).

Spärlicher Beifall, verschlossene Gesichter, Grumbach erlaubt keine Diskussion, nur Fragestellungen. Die Deutschen reisen bald ab. Schumacher lädt mich zu einem Besuch in Hannover ein und betont später in einem Brief die Notwendigkeit weiterer Kontakte. Meinen Hinweis auf die Querschüsse des Parteigewaltigen in Hessen, Knothe, gegen mich, beantwortet er mit einer ironischen Bemerkung über «Sekretärmethoden». Im Ganzen unterschied sich dieser Besuch in der Schweiz erheblich von dem positiven und sympathischen Eindruck, den Christian Stock hinterlassen hatte.

Rückzug von der Büchergilde – Grosse Zeiten, kleine Geister

Die Absprache wegen der Neugründung der deutschen Büchergilde war von Anfang an klar. Zwischen Dr. Oprecht, Bruno und Helmut Dressier und Paul Müller wird vereinbart: 1. Beantragung der Lizenz bei den Militärregierungen der drei Westzonen (französische und britische Zone Dr. Oprecht und Müller). 2. Benennung von je drei Gründungsmitgliedern aus den Reihen der Zonengewerkschaf-

ten und Genossenschaften. 3. Diese benennen auch die Mitglieder des künftigen Aufsichtsrates, die Vertreter der Gesellschafteranteile, aus den Gewerkschaften. 4. Als Geschäftsführer sind vorgesehen: Helmut Dressier, literarischer Leiter, Paul Müller, kaufmännische Leitung. 5. Sitz: Frankfurt am Main. 6. Die Schweizer Gilde unterstützt die Neugründung durch Buchlieferungen und Lizenzen. In Gesprächen Dr. Oprecht – Willy Richter wird diese Vereinbarung bestätigt.

Die Verhandlungen mit Briten und Franzosen werden erfolgreich abgeschlossen. Laut Richter / Dressier wurden zwei Gewerkschafter und ein Genosschafter von der US-Militärregierung akzeptiert. Eine weitere Deutschlandreise Dr. Oprechts bringt Überraschungen. Richter und Dressier haben sich in allen drei Zonen über die Vereinbarungen hinweggesetzt: Richter bzw. Dressier benennen nicht die Gewerkschaftsvertreter, sondern allein Helmut Dressier als Verhandlungspartner. In den Aufsichtsrat soll Bruno Dressier als dessen Vorsitzender. Richter soll – lt. einer Aktennotiz – erklärt haben, «die ausländische Einmischung» habe er satt. Und der Müller sei ein Agent von Oprecht. Dr. Oprecht ist wütend, weil inzwischen Bruno Dressier auch Anteile eines privaten Verlages erworben habe. Ausserdem sei bekannt geworden, dass er Mitglied der (NS-)»Deutschen Kolonie« in der Schweiz gewesen sei. Ich bringe Oprecht davon ab, die Schweizer Hilfe einzustellen.

Weiter gibt es zwischen mir und Helmut Dressier grundsätzliche Differenzen. Er will ausgerechnet einen Roman von John Knittel als erstes Buch herausbringen, von jenem Schriftsteller, den der konservative Schweizer Schriftstellerverband wegen seiner Nazizugehörigkeit ausgeschlossen hatte. Dressier wirft mir in einem Brief «undeutsche» Gesinnung und Landesverrat vor, weil ich mit dem französischen Capitaine Martin (einem Genossen) verhandelt habe. Wütend will Dr. Oprecht die politische Vergangenheit von Helmut Dressier überprüfen lassen. («Er lebte die 1'000 Jahre unbehelligt in Deutschland.») Ich lehne das ab, erkläre jedoch, dass ich keinen Sinn in einer weiteren Zusammenarbeit sähe.

Jetzt, da es gilt, alle freiheitlichen Kräfte zum Aufbau eines neuen Deutschland zusammenzuführen, erlebe ich ein Schauspiel von Neid und Konkurrenzangst, gepaart mit Bitten um Hilfe und heuchlerischen Freundschaftsbezeugungen. Ich habe lange gezögert, meinen Bericht mit diesen Dingen zu belasten. Wolfgang Abendroth, den ich um seine Meinung bat, hielt es für notwendig.

Drei Personen sind hier zu nennen: Willy Richter, der nach Darstellung des Vorsitzenden der SPD Frankfurt, Georg Stierle, verhindern wollte, dass ich in der neuen Gewerkschaftsbewegung eine Rolle spielte, und der später (wie ebenfalls von Stierle berichtet) meine Berufung in die Nassauische Heimstätte ablehnte, weil er den Aufbau einer Konkurrenz gegen die «Neue Heimat» befürchtete... (Beides bestätigte mir der Landesleiter der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen, Alfred Fuchs.)

Das gleiche Doppelspiel trieb der Vorsitzende der SPD in Hessen, Willy Knothe. Ich besitze noch die Abschrift seiner schon erwähnten schriftlichen Erklärung gegenüber der US-Besatzungsmacht (die wohl nie dort hingelange), wonach ich dringend zum Aufbau der sozialistischen Bildungs- und Jugendarbeit in Hessen benötigt würde. Etwa zur gleichen Zeit erhielt der Präsident der Schweizer SP, Dr. Oprecht, aus Hannover von Kurt Schumacher eine Anfrage, was der Paul Müller für einer sei. Der wäre von Knothe als Kommunist bezeichnet worden, und vor seiner Rückkehr wäre zu warnen. Oprecht und Stierle stellten Knothe zur Rede: Er gab eine windelweiche Erklärung ab, ich hätte mit dem kommunistischen Landtagsabgeordneten Walter Fisch ein «Einheitsfront-Abkommen» geschlossen und sei früher einmal aus der SPD ausgeschlossen worden. Oprechts Reaktion: «I ha dir jo immer gseit, blibscht do bi üs, wa wotsch bi derige Cheibe!»

Ich habe über Willy Richter viel nachgedacht und nach meiner Rückkehr mit ihm offen gesprochen. Ich kannte ihn gut seit 1920 in Frankfurt und später in Darmstadt. Er galt als ein schlauer und wendiger Fuchs. Ich erlebte ihn immer als einen persönlich anspruchslosen und grundsoliden Menschen. Diese Meinung über den «Zwiespalt der Natur» habe ich nicht geändert.

Der «dritte Mann» war Carl Tesch; in der Jugendzeit der gute Kumpel, immer etwas schwach und weich, erweist er sich nach meiner Rückkehr nach Frankfurt als die Quelle einer bösen politischen Verleumdung. Auf die empörten schriftlichen Proteste seiner angeblichen Informanten muss er schriftlich eine zahme Ehrenerklärung abgeben. Was war in den Kameraden und Mitarbeiter in der Schweizer Zeit gefahren? Er hatte sich auf das – nach seiner Meinung – stärkere politische Pferd gesetzt (das er, als es später lahmte, wieder wechselte) und wollte sich mit einem Akt der Treulosigkeit «profilie-

Eine Bewerbung, eine Abstimmung

Mein Entschluss stand also fest: Die liebgewordene und erfolgreiche Arbeit für die Büchergilde Schweiz würde keine Fortsetzung im Aufbau der deutschen Gilde finden. Das Angebot Oprechts, meine Aufgabe im Sinne der Erweiterung zu einer Internationalen Gilde auf Basis der schweizerischen Gemeinschaft zu sehen, lehnte ich ab. Ebenso die Einladung Böglers, die Südwestdeutschen Konsumvereine zu organisieren. Ich wollte nach Frankfurt. Hier hatte ich bereits den Vorschlag meines Bruders Willy abgelehnt, Teilhaber an seinem florierenden Elektrounternehmen zu werden. Auch mein Anspruch auf Wiedereinstellung im Angestelltenverband interessierte mich nicht. Nie wieder bezahlter Funktionär! Das galt auch für die Einladung des Ministerpräsidenten, in sein Ministerium einzutreten.

Nun schrieb dieser mir, es werde eine energische und tüchtige Kraft gesucht, die das dringendste Problem lösen helfe: den Wiederaufbau der zerstörten Städte. Die dafür in Frage kommende Organisation sei die Staatliche Treuhandstelle für das Wohnungs- und Kleinsiedlungswesen «Nassauische Heimstätte». Deren Chef habe sich als Nazi inzwischen abgesetzt, seine Stellvertreter seien unfähig. Deshalb werde eine neue Führung dringend gebraucht. Er habe mich für diese Aufgabe vorgesehen und bereits mit dem zuständigen Arbeitsminister Arndgen (CDU) gesprochen. Als ich bald danach in Frankfurt mit Georg Stierle sprach – er leitete die alte Arbeiter-Baugenossenschaft «Volks-, Bau- und Sparverein» –, forderte er mich «dienstlich» auf, die Leitung der Heimstätte zu übernehmen. Er zitierte deren Betriebsratsvorsitzenden, einen älteren Angestellten, herbei und stelle mich diesem nassforsch als den kommenden Chef vor. (Ich war darüber ärgerlich – besonders später, als ich erfuhr, dass für diesen Posten 36 Bewerbungen vorlägen.) Der Herr Schmeink versicherte eifertig, dass die ganze Belegschaft für mich eintreten würde. Ein alter Bekannter und Genosse, Franz Kessler, der mich seit Jugendzeiten kenne, habe mich sehr geröhmt.

Bei meiner Rückkehr nach Zürich finde ich ein Schreiben von Ministerpräsident Stock, dass er mich offiziell dem Aufsichtsrat vorge schlagen habe. Allerdings würden zwei seiner Mitglieder – die ich kenne – insgeheim Schwierigkeiten machen. (Es waren die Genossen Richter und Knothe.) Ich möge mich sofort offiziell bewerben. Dies tat ich denn auch.

Nach einem Vierteljahr erhalte ich vom neuen Vorsitzenden des Aufsichtsrats der Heimstätte die Mitteilung, von den 36 Bewerbern seien drei in engere Wahl gezogen. Diese sollten sich mit einer Kandidatenrede vorstellen. Dazu gehörten ausser mir der Geschäftsführer der städtischen AG für kleine Wohnungen, Dr. König (neues SPD-Mitglied), und ein Oberbaurat Brix vom Arbeitsministerium. Im früheren Schloss und jetzigen Sitz des Hessischen Landtages in Wiesbaden tagt der Aufsichtsrat.

Meine beiden Konkurrenten sitzen bereits im Vorzimmer. Ab 11 Uhr soll jeder eine Kandidatenrede von zwanzig Minuten halten. Es wird zwei Uhr, als endlich der Schriftführer aus der Sitzung erscheint und verkündet, jetzt müsse es schnell gehen, Redezeit 5 Minuten! Nach dem Alphabet kommen meine Mitbewerber zuerst dran. Der eine erscheint bereits nach drei Minuten, blass und unsicher. «Der wird's nicht», denke ich. Nach fünf Minuten kommt der zweite – hochrot und aufgeregt. «Der auch nicht», denke ich mit aufkommendem Grössenwahn. «Der Herr Müller aus der Schweiz!» macht mich der Vorsitzende bekannt. In Wiederholung meiner Rede in Höchst beginne ich:

«Es mag heute [Ende 1947] unglaublich erscheinen, doch die Probleme der Versorgung mit Nahrung und Kleidung werden sich bald lösen. Als ungeheure Aufgabe bleibt der Wiederaufbau. Wer auch künftig Deutschland regieren wird, er muss scheitern, wenn diese Aufgabe nicht gelöst wird. Ausserordentliche Zeiten erfordern ausserordentliche Methoden. Wo Gesetze oder Gewohnheiten dem entgegenstehen, müssen diese und nicht die Massnahmen geändert werden. Was für einen Mann braucht dazu die Heimstätte? Den Architekten, den Grundstücksfachmann, den Finanzsachverständigen! Doch nicht nur Fachleute sind gefragt, sondern einer, der diese in Aktion setzt. Das ist der Organisator! Und ein solcher bin ich. Nun sehe ich an Ihren Mienen, dass Sie mich nicht für einen Organisator, sondern einen Angeber halten! In dieser Voraussicht habe ich mir erlaubt, Ihnen zusätzlich zu meinen Zeugnissen noch die Kopie der Notiz einer Schweizer Persönlichkeit zu überreichen. Darin heisst es u. a., dass der Bundesrat in Bern sich aufgrund einer Denunziation mit einer Meldung beschäftigt habe, der Flüchtling Paul Müller betreibe in den Interniertenlagern eine verbotene politische Organisation. Nach kurzer Aussprache sei der Rat jedoch zu dem Entschluss gekommen, man müsse dem Müller diese Erlaubnis zum Organisieren geben, da solcher sonst noch vermehrt Unerlaubtes organisiere.»

Ich schloss: «Nach über zwölfjähriger Abwesenheit komme ich in meine Vaterstadt Frankfurt zurück. Geben Sie mir bitte die Erlaubnis, die Heimstätte zu organisieren, schon damit ich nicht auch hier wieder Unerlaubtes veranstalte!» – Ich sprach über zwanzig Minuten, es kamen noch Fragen und andere Äusserungen des Aufsichtsrats. Mit 22 Stimmen bei einer Enthaltung und einem Abwesenden (es war Willy Richter) werde ich zur Probe auf ein Jahr gewählt!

Besuch in Hannover

Die letzten Monate meiner Schweizer Jahre machen mich zum Berufspendler. Bis zu dreimal pro Woche fahre ich hin und her zwischen Zürich und Frankfurt. – Auf Einladung Kurt Schumachers besuche ich den SPD-Vorstand in Hannover. Ich treffe die alten Jugendfreunde Ollenhauer, August Albrecht, Alfred Nau und den Genossen Heine. Die Reise ist beschwerlich: Meine Nichte Hanni steuert einen baufälligen Opel, Reifenpannen, verrusste Zündkerzen zwingen zu dauernden Stops. Die Verpflegung ist knapp. Für einen Teller Wassersuppe müssen wir eine Rationierungsmarke für 5 Gramm Fett abgeben. Auf dem freien Markt gibt es nur Rüben. Dadurch leben wir zwei Tage vegetarisch.

Die sture antikommunistische Haltung Schumachers erschreckt mich. Immerhin zeigt er auch gegenüber den Westmächten Distanz. Er ist enttäuscht, als ich ihm deutlich vom negativen Eindruck berichte, den die Schweizer SP von ihm hat. – Erich Ollenhauer wirkt völlig farblos, ein gemütlicher Kleinbürger, Verwaltungsmensch. Alfred Nau bleibt der bescheidene und zäh arbeitende Kumpel. Mit August Albrecht werden Verlagsgründungen und Buchlizenzen besprochen. Beim Genossen Auerbach (er ist jetzt Staatssekretär) treffe ich Viktor Agartz wieder. Sein Erholungsaufenthalt im schweizerischen Tessin hat ihn aufgemöbelt. Er gehört jetzt dem Wirtschaftsrat der Bizone an. Sein wirtschaftlicher Sachverstand wird von Partei und Gewerkschaften geschätzt, nicht dagegen seine sozialistische Linie.

In Bielefeld bespreche ich mit Oberbürgermeister Ladebeck (SPD) die Einrichtung von Lesestuben aus Mitteln der Schweizer Gilde und die Auswahl von deutschen Referenten für die Kriegsgefangenenlager in England. Die Zürcher Gilde wird an die Stadtbibliothek

eine Bücherspende senden. Mit einem Pack von Aufträgen aus Hannover und Hessen fahre ich zurück in die Schweiz und berichte in Bern dem Sekretär des Gewerkschaftsbundes über die Lage in Deutschland und die zahlreichen Ersuchen um Unterstützung und Hilfe: weitere Liberierungsaktionen für Kriegsgefangene, Erholungsplätze für kranke Genossen, Seminare über Gewerkschafts- und Genossenschaftswesen für junge deutsche Gewerkschafter, Unterstützung der in Frankfurt neu gegründeten Akademie der Arbeit, Entsendung von Referenten und Schulungsmaterial; eine lange Liste für Lebensmittelpakete hatte mir der Kollege Richter in Frankfurt mitgegeben. Mein «Bestellbuch» war auch gefüllt mit Aufträgen für Medikamente und Literatur sowie Suchaufträgen von Genossen, die nicht über Verbindungen zur SPD oder den Gewerkschaftsapparaten verfügten.

Tauschgeschäfte...

Um diese Zeit erhielt ich durch Genossen, die Mitglieder des Schweizer Nationalrats waren, eine interessante Information: In der Schweiz gab es seit Jahrzehnten Sanatorien und sonstige Heilstätten, die von deutschen Stellen für Reichsdeutsche errichtet worden waren. So das «Fridericianum» in Davos für deutsche Gymnasiasten und im Tessin eine Lungenheilstätte in Agra, die von der Landesversicherungs-Anstalt Hessen betrieben wurde. Die Leitung lag in deutschen Händen und zur Nazizeit waren die Direktoren und Ärzte alles stramme Pg.s. Bei Kriegsende drohte diesen nach den Gesetzen der Alliierten die Ausweisung bzw. Auslieferung.

Nun sollten – nach Angaben meiner Gewährsleute – Schweizer Instanzen die Leitungen veranlasst haben, die Objekte gegen bare Zahlung zu einem «Freundschaftspreis» in eidgenössische Hände zu geben. Mit diesem «Zehrpfennig» seien die Parteigenossen dann untergetaucht. Ich hielt die Geschichte für unglaublich – bis zum Jahre 1949! Ich greife deshalb vor: Rein zufällig spreche ich 1949 mit dem Präsidenten der LVA Hessen, Fritz Kissel, darüber. Der wusste, dass in der Tat die LVA dort früher ein Sanatorium besass. Wir beide fahren in die Schweiz und Kissel besucht Agra, das wohlgeordnet in Schweizer Händen liegt. Um es kurz zu machen: Das Sanatorium gelangte wieder in den Besitz der LVA Hessen!

Zwischenbilanz vor der Heimkehr

Über zehn Jahre hatte es gedauert, bis ich Frankfurt wiedersah. Zehn Jahre, die die Welt nicht nur erschütterten; sie veränderten sie auch in jeder Weise. Ein neues Zeitalter schien zu kommen. War dafür nicht das Symbol des Atompilzes ein dramatischeres Zeichen als die oft zitierte Kanonade von Valmy? Die Wildnis der zerstörten Städte, die Hekatomben von Gemordeten, der Hunger und die Kälte, die absolute Gewalt der Sieger – nur ein Verrückter konnte hier die Fata Morgana einer neuen Morgenröte der Menschheit erspähen!

Was war aus der Millionenmasse der Hitlergegner geworden, die noch bis zum Ende der Weimarer Republik gegen den Nazismus stimmten und kämpften? Gewiss, der totale Terror – einmalig in der Menschheitsgeschichte – liess vom Widerstand nur einen kleinen harten Kern übrig. Die «innere Emigration» war für viele die Ausflucht zum Nichtstun, für nicht wenige auch der erste Schritt zur Anpassung. Ganz Schlaue entdeckten, dass Hitler «doch auch manches Vernünftige» tue, zum Beispiel Autobahnen bauen oder innerhalb Deutschlands die alten Grenzpfähle beseitigen lasse. Von den Verwandten, Freunden und Genossen, die uns in diesen zehn Jahren besuchten, wurde allerdings keiner ein Nazi. Es war jedoch deprimierend zu spüren, wie bei manchem der Ablehnungs- und Widerstandswille mit der Zeit schwächer wurde.

Ich musste verstehen lernen, dass selbst gute Genossen in ihrem Widerstand nachliessen und nur noch verbissen versuchten, illegal irgend etwas zu bewirken. Konnte man da gute Lehren geben, z.B. einem, der nach vielen Jahren der Arbeitslosigkeit nun wieder bei Opel anständig verdiente? War es nicht zu verstehen, wenn ein anderer voller Freude berichtete, dass er jetzt schon auf seinen bestellten Volkswagen anzahle, damit er einen der ersten erhalte? Was half da der Hinweis auf kurze Freuden und Illusionen? Nein, keiner von ihnen ist umgefallen, doch ein klein wenig vom Leben wollten sie auch haben. Sie waren am Ende dann doch wieder zur Stelle.

Es waren nicht die schlechtesten Genossen, die ihr Leben verloren, unter dem Beil des Henkers, in der Hölle der Konzentrationslager, in den Bombennächten und an den Fronten. Ja, und auch die seien nicht vergessen, die in der Kälte der Emigration vereinsamt dahinstarben oder ihrem Leben selbst ein Ende setzten. (Die grossen

Menschenverluste der sozialistischen Bewegung in der Nazizeit bedeuteten eine klare Minderung ihrer Chancen gegenüber den bürgerlichen Kräften im Nachkriegsdeutschland.)

Die Perspektiven der politischen Emigration in der Schweiz: Das «Freie Deutschland» (als Sprachrohr der KPD) plädierte für ein ungeteiltes Deutschland, für die Zerschlagung aller faschistischen Organe und Bestrafung ihrer Funktionäre, für eine demokratische und soziale Republik. (Kein Wort von Sozialisierung oder Diktatur.) – Die Arbeitsgemeinschaft «Deutsche Demokratische Union» für eine Föderation deutscher Länder in einer demokratischen Republik und diese wieder als ein Glied einer grossen «Europa-Union». Die Wirtschaft sollte nach sozialliberalen Grundsätzen gestaltet werden. Ein modernisiertes «Weimar» also! – Die Union deutscher Sozialisten in der Schweiz verfasste kein eigentliches Programm. Ihre führenden Köpfe plädierten für ein sozialistisches Wirtschafts- und Bildungssystem in einem Sozialstaat, in dem die faschistischen und reaktionären Kräfte auszuschalten waren. – Die Gewerkschaftsgruppen wie die unsrige in der Schweiz und ähnliche in England und Skandinavien konzentrierten sich auf ein Organisationsstatut, das in Form von Industriegewerkschaften autonome Organisationen in einer demokratischen Staatsform verlangte. Sozialisierungsforderungen wurden nicht gestellt.

Alle diese Vorschläge gingen von der Erwartung aus, dass sie bei den Siegermächten ein geneigtes Ohr fänden. Ich fand alles ziemlich utopisch, zwar gut gemeint, jedoch in völliger Verkennung der Interessen und der Mentalität der Sieger.

Ich war mir bei meiner Rückkehr nach Deutschland darüber im klaren: Die Spaltung Deutschlands in Interessengebiete der Sieger würde dauern. Autonome deutsche Regierungen würden nur insoweit zugelassen, als sie eine Garantie dafür böten, dass sie im Einverständnis mit und nach den Interessen ihrer Besatzungsmacht handeln. (Das Märchen von Hänsel und Gretel kam mir in den Sinn: Die Hexe füttert ihre kleinen Gefangenen, um sie schlachtreif zu machen. Der kluge Hänsel verhindert dies durch einen Trick. Nun will es mir manchmal scheinen, der heutige «Hänsel» sage gerührt: «Ei was haben wir für eine gute Hexe», und er lässt sich's schmecken...)

Die BRD kündigt sich an

Durch Zufall nehme ich teil an der Gründung der Bizone im Saal der Börse in Frankfurt (durch US-General Clay). Gehorsam nehmen die neuen deutschen «Direktoren» der Bizone ihre Bestallungsurkunden entgegen, darunter auch der spätere Wirtschaftsminister Erhard. Zuvor hatte sich das Land Hessen durch eine Volksabstimmung eine Verfassung gegeben. Auf Verlangen der Militärregierung musste über den Sozialisierungsparagrafen gesondert abgestimmt werden. Doch auch dieser wurde mit grosser Mehrheit angenommen. Mit meinem alten Freund Christian Stock als Ministerpräsidenten bildete sich eine Koalitionsregierung von SPD und CDU. (Die KPD schied bald aus und damit ihr Arbeitsminister Oskar Müller; seit der Weimarerzeit ein guter Freund und Genosse.) Von den neuen Ministern kannte ich Heinrich Zinnkann (Inneres) aus meinen Darmstädter Jahren und den Schwaben Gottlob Binder (Politische Befreiung). Interessant, dass kein Sozialdemokrat aus Frankfurt Regierungsmitglied wurde. Gemessen an den riesigen Problemen verstand es die Regierung Stock, wenn auch mit grossen Rückschlägen, durch zähes Verhandeln mit den Amerikanern Erleichterungen zu erreichen.

Auf Frauenchiemsee, einer idyllischen Insel des bayrischen Sees, tagte in Permanenz die beratende Versammlung der Ministerpräsidenten zwecks Schaffung einer Verfassung für den künftigen westdeutschen Staat. Dort besuchte ich aus dienstlichen Gründen unseren Ministerpräsidenten. Ich konnte auch einmal kurz den Beratungen beiwohnen. Mein Eindruck über das geschwollene Gerede der neuen Repräsentanten war bedrückend. Man hörte die Bärte der alten «Achtundvierziger» rauschen, auch Weimar liess herzlich grüssen. Kein Wort, das die Erfahrungen der Nazizeit einbezog. Eine Formaldemokratie ohne Ausmerzung der Gefahren, die aus der Wiederkehr der alten Herrschaftsmächte drohten. Kein Wort über die Spaltung der Nation, dafür viel Schumacherei über die «SBZ».

In Frankfurt berichte ich vor einem Kreis von Genossen der SPD und KPD, den Georg Stierle eingeladen hatte. Man wollte Gegenvorschläge ausarbeiten und an den Ministerpräsidenten leiten. Das Vorhaben versandete, die deutsche Szene erfüllte sich mit dem Lärm des «kalten Krieges»; die Bundesrepublik wurde gegründet. Dabei

hatte sich in Frankfurt nach Kriegsende viel spontane Aktivität gezeigt, einen Staat zu schaffen, der für immer eine faschistische Diktatur ausschliesst und eine gerechte soziale Ordnung schafft. Nicht nur das erzählten mir die alten Genossen, die überlebt hatten, sondern auch dies: Spontan, ohne die Besatzungsmacht zu fragen, hatten sie sich konkrete Aufgaben gestellt und gehandelt. Voran natürlich die alten Hochburgen im Riederwald und «Kamerun», in Bockenheim, Westhausen und Höchst. Überall waren es meist ehemalige SAJ- und KJ-Mitglieder, die Aktionseinheiten bildeten. Das Aufspüren verschwundener Nazis, ihre Zwangseinteilung zu Aufräumungsarbeiten, die Hilfe für heimkehrende Antifaschisten, Beschaffung von Wohnraum und Lebensmitteln, alles bewältigten sie unter schwersten Bedingungen, oft gegen den Willen der Besatzungsmacht. Mit Bitternis und Enttäuschung erlebten sie dann, wie militante Nazis nicht nur unverfolgt blieben, sondern wieder in die alten Positionen berufen wurden. Otto Roth, ausgemergelt aus dem KZ Buchenwald zurück, führte als Sekretär der WN einen zähen und oft vergeblichen Kampf um Hilfe für die Opfer des Faschismus. Er hat sich dabei verzehrt. Mit ihm starb einer meiner ältesten und besten Genossen.

Ein gemeinsamer Aufruf der beiden Arbeiterparteien, unterzeichnet von ihren führenden Funktionären, sollte ein einsames Dokument im westdeutschen Teilstaat bleiben. Immerhin hat es mit bewirkt, dass der hasserfüllte Gegensatz der Weimarzeit in Frankfurt zu keiner Zeit mehr einen Nährboden fand.

Christian Stock lud zu einem Wiedersehenstreffen alter Genossen in das staatliche Weingut im Kloster Eberbach im Rheingaukreis ein. Es war ein «illustrer» kleiner Kreis. Ausser mir fast ausschliesslich früher im Staatsamt Wirkende, darunter Karl Severing. Er wurde besonders gefeiert, nachdem er ein selbstverfasstes Gedicht – Erinnerung an ähnliche schöne Abende in fröhlicher Zecherrunde – vortrug. Ich war sein Tischnachbar und konnte es mir nicht verkneifen, seine dubiose Rolle bei der Niederwerfung der Arbeiterwehren im Ruhrgebiet anlässlich des Kapp-Putschs 1920 zu erwähnen und die blamable Abdankung der preussischen Regierung 1932. Als ich dann auch noch die Memoiren Noskes (erschieden 1946 im Bollwerk-Verlag) zitierte, worin dieser stupide Feldwebeltyp sich rühmte, wie sehr ihn der «Reichsmarschall» Göring geschätzt habe, da sank das Stimmungsbarometer an unserem Tisch unter Null!

Oberbürgermeister Kolb lädt zu Ehren einer Delegation des SPD-Vorstands ein. Aus Hannover kommen Erich Ollenhauer, Heine, Alfred Nau, August Albrecht und noch einige andere aus der Brigade Schumacher; Frankfurt ist vertreten durch Knothe, Stierle und mich. Als Dezernent für die «kommende westdeutsche Hauptstadt Frankfurt» nimmt Stadtrat Fay (SPD) teil. Walter Kolb hat in seinem Amtssitz, dem Bolongaro-Palast in Höchst, für stimmungsvolle Atmosphäre gesorgt: weiss gedecktes Bankett, Kerzenleuchter; ein Streichquartett spielt zart und innig: «Brüder zur Sonne...»

Kolb, Fay und die «Hannoveraner» gehen von der Bundeshauptstadt Frankfurt als gegebener Tatsache aus. Vorsichtige Einwendungen von Stierle und mir werden beiseite geschoben. Das Lehrerseminar an der Bertramswiese (heute Hessischer Rundfunk) wird als Parlamentssitz vorgesehen. Ich erhalte den ehrenvollen Auftrag, für den gesamten künftigen Tross der SPD den Transfer von Hannover in die zu beschaffenden Wohnungen zu übernehmen. Eine ellenlange Liste (ich besitze sie noch) wird mir überreicht. (Der schlaue kleine Adjutant von Adenauer, sein Staatssekretär Dr. Wandersieb, hat sie alle hineingelegt. Bonn schaffte es.) Fay verschwand still in der Versenkung. Walter Kolb sprach später wehmutsvolle Worte anlässlich der Einweihung der wiederaufgebauten Paulskirche. Ich brauchte den Auftrag Wohnungsbeschaffung nicht zu erfüllen.

Solidarität

In dieser Zeit treffen sich auf Einladung von Georg Stierle in meiner Wohnung einige Genossen, die gemeinsam in der Arbeiterbewegung Frankfurts gross wurden. Meist kamen sie aus der SAJ und wurden später Mitglieder in SPD, ISK, SAP und KPD. Einerlei, wo sie jetzt politisch stehen, nie war Hass oder Feindschaft zwischen ihnen. Es kommen Otto Roth, Heiner Kraft, Otto Weisspfennig, August Stunz, Oskar Müller, Alfred Fuchs, August Schuy, Heinrich Schneider, Walter Fisch, Hermann Brill, Heinrich Fischer und Philipp Pless.

Es gibt keine Tagesordnung, doch das Generalthema ist klar: Ist die Aktionseinheit zu Ende? Wird es wieder zu Weimarer Verhältnissen kommen, zur gegenseitigen Zerfleischung? Es fehlt nicht an kritischen und kontroversen Meinungen über die Ursachen dieser

gefährlichen Entwicklung. Am Ende sind wir uns einig: Wir werden weiter solidarisch handeln und uns nicht zur gegenseitigen Verhetzung hergeben. Für die folgende Zeit gibt es zahlreiche Beweise, dass dieser Kreis den Geist der Solidarität nicht verletzt hat.

Einige Tage später schreibt mir der Bezirksvorsitzende der SPD, Knothe, er habe Kenntnis erhalten von einer von mir organisierten Zusammenkunft verschiedener Genossen, die mit dem Gedanken spielten, erneut eine Spaltung der Partei herbeizuführen. (Seinen Brief habe ich noch.) Auch Christian Stock zeigte sich besorgt. – Bei diesem Treffen in meinem Haus präzisiere ich deutlich meine politische Position: Der Gegensatz zwischen Ost und West wird sich verschärfen. Die Teilung Deutschlands ist auf unabsehbare Zeit die politische Realität. Sie kann nur durch Gewaltanwendung verändert werden. Die USA werden – wie nach 1918 die Franzosen und Engländer – einen «Cordon sanitaire» gegen den Osten bilden. Westdeutschland wird das vorgeschobene Glacis sein. Um soziale Unruhen zu vermeiden, wird man seine Wirtschaftskraft beleben. Der politische Kurs von Kurt Schumacher in Richtung eines «nationalen Sozialismus» bleibt deshalb eine Utopie; der Westen wird sich nur der antikommunistischen Linie der SPD bedienen.

Persönlich ziehe ich aus dieser Analyse Konsequenzen. Ich werde kein politisches Mandat annehmen, weil mich sonst ein eventueller Fraktionszwang zu Abstimmungen gegen mein Gewissen bringen wird. Meine politische Aufgabe sehe ich in der Mitarbeit beim Aufbau der Gewerkschaften, in der Schulungsarbeit der jungen Genossen und in meiner Arbeit im gemeinwirtschaftlichen Unternehmen der «Nassauischen Heimstätte». Sie bildet für den aktuellen und bedeutenden Wirtschaftszweig, den Städtebau, die Möglichkeit, als Laboratorium und Pionierorganisation Modelle zu schaffen für Formen sozialistischer Wirtschaft. Ich habe nicht die Illusion, dass mit solchen Modellen der Weg in den Sozialismus geschaffen wird. Die Erfahrungen sind jedoch wertvoll. Sie geben Hinweise, welche anderen Methoden noch entwickelt werden müssen und wo die Grenzen eines friedlichen Weges zur Umgestaltung der Gesellschaftsordnung verlaufen.

Letzte Schweizer Tage

Anfang Mai 1948 siedelten auch Martel und Ingo nach Frankfurt über. Der Transport unseres kleinen Hausrats, angereichert durch über ein Dutzend grosser Bücherkisten, ging glatt. Als politisch Verfolgter hatte ich Anspruch auf Wohnraum; auch meine Arbeitsstätte, die Heimstätte, wollte mir eine Wohnung beschaffen. Ich verzichtete auf die Vorrechte. Das Haus meines Bruders, teilweise zerstört durch Bomben, war wieder notdürftig instandgesetzt. Meine verstorbenen Eltern hatten hier zwei Zimmer bewohnt. Dafür hatten mein Vater und ich 1932 einige tausend Reichsmark als Hypotheken zugesteuert. Willy drängte mir diese Wohnung direkt auf. (Er vermied damit auch ungeliebte Zwangseinweisung.) Unsere Schweizer Freunde hielten uns für verrückt, mit einem kleinen Jungen in dieses Hungerland zu gehen. Immerhin: Für Ingo nahm ich 360 Dosen Kondensmilch und für uns 50 kg Rohkaffee mit.

Von der Büchergilde gab es ein Abschiedsdiner im «Baur au lac», Geschenke und ein Zeugnis. Als Gegengabe überreichte ich meinen Abschlussbericht über den Aufbau der Auslandsabteilung der Gilde, der belegt, dass ich meinen Auftrag gut erfüllt hatte.

In der Zeit meiner Zusammenarbeit in der Büchergilde mit Hans Oprecht wuchs auch die Zahl der Mitglieder in der Schweiz. Die Werbung erfolgte ausschliesslich durch die Vertrauensleute. Ein dichtes Netz spannte sich über Betriebe und Organisationen. In regelmässigen Zusammenkünften informieren wir und diskutieren über alte und neue Gildenbücher. Als Dank für die Werbung eines Mitglieds lassen wir uns etwas einfallen: Als nummerierte Sonderdrucke erscheinen kleine literarische Kostbarkeiten in bibliophiler Gestaltung; bekannte junge Künstler schaffen die Illustrationen. Keine dieser Raritäten ist käuflich zu erwerben. Mein liebstes dieser schmalen Büchlein ist eine Gabe von Hermann Hesse. Er hatte uns eine Auswahl seiner Briefe aus der ersten Nachkriegszeit zur Verfügung gestellt. – Man mag mir glauben, dass ich gern am Neuaufbau der deutschen Gilde mitgewirkt hätte.

Die deutsch-schweizerische Kulturarbeit blieb mir ein Bedürfnis. Mit meiner endgültigen Übersiedlung – offiziell begann mein Dienst in der Heimstätte am 1. April 1948 – verlege ich das Sekretariat der Kulturvereinigung in die «Heimstätte». Dort liegen in einer Lesestube Schweizer Zeitschriften und Zeitungen auf. Der Referentenaus-

tausch über kulturelle Themen wird planmässig betrieben. Lesestuben entstehen in weiteren Städten. Seminare in der Schweiz werden organisiert. Stuttgart veranstaltet eine komplette Deutsch-Schweizer-Kulturwoche. Die Buchspendeaktion wird ergänzt durch Beifügung eines Gildenbuches bei Lebensmittelsendungen. Ein besonderes Ereignis werden zwei grosse Gemälde-Ausstellungen: «Rembrandt und seine Zeit» im Klostermuseum Schaffhausen, und «Meisterwerke europäischer Malerei» in Schaffhausen und Basel. Dabei waren Gemälde aus deutschen Museen in der Schweiz zu sehen.

Ich begleitete Dr. Hans Oprecht, den Fraktionsvorsitzenden Walter Bringolf und andere führende Mitglieder der SPS und der Schweizer Gewerkschaften auf verschiedenen Reisen nach Westdeutschland. Sie beurteilen die Entwicklung skeptisch bis zur Ablehnung der Politik der SPD-Führung. In ausführlichen Berichten von Dr. Oprecht wird das deutlich. Über den Schumacher-Kurs spricht er einmal als von Nationalsozialismus, von kritiklosem Führerkult, von der Wiederkehr der Versager aus der Weimarer Zeit. Zum Teil seien sogar schwer Belastete aus der Nazizeit in führende Positionen gelangt. Als rühmliche Ausnahme nennt er die Gewerkschaftsführer Bleicher und Kummernus. Ollenhauer und die anderen Mitglieder des Vorstands seien unbedeutende Figuren. Schlecht kommt auch Willy Richter vom DGB Hessen weg.

Erfolgreich waren unsere Gespräche mit deutschen Verlagen und Schriftstellern, wie Günther Weisenborn, Benedikt Kautsky, Dr. Bermann-Fischer, dem Bollwerk-Verlag, der Schriftgiesserei Stempel Frankfurt, dem Buchhändler Cobet und der Hessischen Landesregierung. (Mit deren Hilfe machten wir den grossen flämischen Künstler Franz Masereel in Deutschland wieder bekannt; auch den jungen Hans Erni, heute wohl der bedeutendste Maler und Grafiker der Schweiz.) Schliesslich gab es eine gute Zusammenarbeit mit Karl Anders, der, aus der englischen Emigration kommend, in Nürnberg den Nest-Verlag gründete. (Dort erschien das damals viel beachtete «Jenseits des Kapitalismus» von Karl Sering, dem heutigen «Chefideologen» der SPD Prof. Dr. Richard Löwenthal.)

Mein Schweizer passähnliches Papier erlaubte mir auch nach meiner Rückkehr aus der Schweiz nicht nur dorthin, sondern auch in andere europäische Staaten zu fahren. Ich nutzte dies – verbunden mit dem Ausweis der Hessischen Landesregierung –, um nach dem Schicksal von Kriegsgefangenen zu forschen und jüdische Emigrantenfreunde in Frankreich und Belgien über Wiedergutmachungsan-

träge zu beraten. In Österreich traf ich Benedikt Kautsky wegen seines Buches über Buchenwald sowie den Innenminister Schärf. In Holland war Koos Vorrink, mit mir seit 1924 durch die SAJ befreundet, Vorsitzender der Partei der Arbeit geworden. Zwei gute Schweizer Freunde starben: Emil Brodhag, trotz Schweizer Pass stets ein gemütlicher Schwabe geblieben, und Gottlob Ernst, der Mann, der auch in schwerster Zeit stets zu helfen wusste. Und später höre ich vom Tode meines jüdischen Freundes Max Levi, des Althändlers, der bescheiden und still seinen Handwagen durch St. Gallen zog, um Altmaterial zu sammeln; der es sich nicht nehmen liess, uns zum Abendessen einzuladen und dem stets die Tränen kamen, wenn er Schreckensnachrichten «von drüben» hörte. Ich habe ihn sehr gern gehabt. Einer der jungen Lüthis, die in unseren Prozess verwickelt waren, wurde Redakteur des renommierten St. Galler Tagblattes. Meine Nachforschungen nach dem Genossen Bärtschi ergaben, dass er aus dem Zuchthaus in Deutschland krank in die Schweiz gekommen sei und nicht mehr in Kreuzlingen lebe. Niemand, auch die dortige Partei nicht, wusste etwas über ihn. (Jahrzehnte später traf ich ihn durch einen reinen Zufall wieder. Man hatte ihm in der Schweiz böses mitgespielt.)

In der Nassauischen Heimstätte

Das Haus am Untermainkai 13 kannte ich gut seit den Augusttagen des Jahres 1914. Es war ein Glied in der Kette stattlicher Patrizierhäuser, die mit Front nach Süden einen prachtvollen Blick hinüber zum Sachsenhäuser Ufer des Mains freigaben. Zwischen Fluss und Strasse zieht sich das bekannte «Nizza» hin. Ein farbiges Band von zum Teil exotischen Pflanzen und Bäumen. Angeblich wurde unser Haus von der Grossherzogin von Hessen als ihr Stadtpalais gebaut. Damals kannte man noch nicht Fachausdrücke wie Schall- oder Wärmedämmung; doch das Bruchstein-Mauerwerk und solide Holzschiebläden sorgten für eine stets ausgeglichene Temperatur. Nebenan befand sich das Palais der Familie Rothschild, der weltbekannten «Fünf Frankfurter». Bevor die Heimstätte das Haus nach dem Ersten Weltkrieg erwarb, war es Sitz des Kommandierenden Generals des XVIII. deutschen Armeekorps.

Was war die Nassauische Heimstätte? Am Ende des Ersten Welt-

krieges wird in Westfalen die erste Preussische Heimstätte gegründet. Die «Nassauische» entsteht 1922. Ihr Arbeitsgebiet ist der Regierungsbezirk Wiesbaden. Die ursprüngliche Aufgabe war die Schaffung von Siedlungshäusern für heimkehrende Soldaten. Durch ein besonderes Gesetz sollten «Heimstätten» geschaffen werden in der Art ländlicher Fideikomnisse, also gegen die Pfändung geschützt und nur vererbbares Kleineigentum. Die «Heimstätten» übernahmen hierzu als Treuhänder die Trägerschaft, d.h. sie vermittelten den Grund und Boden, beschafften zinsgünstige Kredite und übernahmen die Bauleitung. Dafür erhielten sie eine behördlich festgelegte Gebühr. Als gemeinnütziges Unternehmen durften sie nicht mehr als 4% Gewinn ausschütten. Gesellschafter und Aufsichtsorgane wurden durch den preussischen Staat, einige Stadt- und Landkreise und durch die Sozialversicherungsträger bestellt. Im Jahre 1928 erwies sich der Bau und die Verwaltung von Mietwohnungen als zweckmässig. Dies führte zur Gründung einer Tochtergesellschaft «Naussauisches Heim».

Nach dem Zweiten Weltkrieg unterlag der Besitz der Beschlagnahme durch die Militärregierung. Diese setzte einen Treuhänder ein: der seitherige Leiter Dr. Darjes, führender Funktionär der NSDAP, hatte sich abgesetzt. Zwei Geschäftsführer – sie waren verschwägert-, Dr. W. und Dr. E., hielten noch die Stellung.

Am 1. April 1948 ist das Personal der NH, etwa 80 Personen, im Sitzungssaal versammelt. Der Vorsitzende des Aufsichtsrates, der Landeshauptmann von Nassau, Otto Witte, stellt mich vor. Er ist ein alter Genosse; früher ein Reichstagsabgeordneter, der sich aus kleinsten Verhältnissen hochgearbeitet hatte. In meiner Begrüßungsansprache wiederhole ich im Wesentlichen mein Referat vor dem Aufsichtsrat: «Nahrung und Kleidung werden bald zu uns hereinströmen. Den Aufbau der zerstörten Städte und Wohnungen für die Flüchtlingsmassen, das müssen wir selbst schaffen. Das Problem ist, wie das finanziell, technisch und organisatorisch zu meistern ist.

Es wird Aufgabe der Regierung sein, dafür die notwendige Neuordnung der Gesetzgebung – z.B. bei der Enteignung von Grundstücken – vorzunehmen. Die Heimstätte als staatliches Exekutivorgan muss Vollmachten zum raschen Handeln bekommen. Sie muss ihre Erfahrungen bei der Organisation von Selbsthilfeleistungen einsetzen. Sie ist ein gemeinnütziges und gemeinwirtschaftliches Unternehmen. Sie gehört dem Volk, sie ist keine Behörde. Das bedeutet: Jeder Mitarbeiter muss bereit sein, mehr als seine Pflicht zu tun. Je

höher jemand in der Hierarchie steht, um so mehr wird von ihm zu verlangen sein. Und die Führung des Unternehmens kann nur bei Menschen liegen, welche die Struktur unserer Arbeit aus innerer Überzeugung mittragen. Ich werde in regelmässigen Betriebsversammlungen in aller Offenheit über die Lage und Pläne des Betriebs berichten und diese zur Diskussion stellen. Die Nazis haben den Begriff der ‚Volksgemeinschaft‘ missbraucht – schliessen wir uns zu einer ehrlichen Arbeitsgemeinschaft zusammen!»

Wache Gesichter der Versammelten; zaghafter Beifall kommt auf. «Gestatten Sie, Herr Direktor, dass wir Sie anschliessend über die Gesellschaft etwas näher informieren?» Die beiden Doktores drängen sich an mich. «Seien Sie bitte um 11 Uhr im Konferenzzimmer, dort findet die erste Sitzung der neuformierten Geschäftsleitung statt!» Mit diesen Worten lasse ich die beiden Schwager (die übrigens Intimfeinde waren) stehen. Ich hatte zuvor bei befreundeten Mitgliedern des Aufsichtsrats und dem einzigen Angestellten, den ich von früher kannte, Franz Kessler, Informationen eingeholt. Die beiden Geschäftsführer waren Pg.s, doch bestimmt keine echten Nazis. Sie gehörten zu den Katholiken, die im Zeichen der preussischen Koalitionsregierung (SPD, Zentrum und Demokraten) früher auch im Nassauischen Verwaltungsapparat stark vertreten waren. Dr. W. hatte sich vor meinem Antritt leichtsinnig geäussert: «Da kommt jetzt so ein Protektionskind vom Ministerpräsidenten aus der Schweiz! Dem müssen wir mal zeigen, wie hier gearbeitet wird!» In die Geschäftsleitung berufe ich den soliden Bauleiter Reuss, zum kaufmännischen Chef den tüchtigen und perfekten Möser und den Justitiar Prange.

Eine Bestandsaufnahme der Heimstätte ergibt: *Aufträge*: Keine, ausser Instandsetzung bei der Tochtergesellschaft. *Vermögen*: Guthaben, die zur Deckung der Unkosten für drei Monate reichen. *Bürohaus*: Hier erwartet mich eine böse Überraschung. Bei uns im Haus haben sich eingenistet, aufgrund «privater» Abmachungen: eine Revisionsgesellschaft, der Deutsche Siedlerbund, der Verband südwestdeutscher Wohnungsunternehmen, die Handwerksbau AG. Die Überprüfung des Inventarverzeichnisses ergibt, dass Mobiliar und zahlreiche Büromaschinen an Private «verliehen» oder zu einem Spottpreis verkauft waren. Wider Recht und Gesetz schmeisse ich den Treuhänder hinaus. Innerhalb eines Monats sind alle Objekte wieder im Hause.

Wir beschäftigen drei Fahrer, besitzen jedoch nur ein Auto – aufgebockt, ohne Räder. Der Justitiar P. hat einen uralten Fiat. Jeden

zweiten Tag geht's nach Wiesbaden ins für den Wohnungsbau zuständige Innenministerium. Staatssekretär Wittrock, Architekt und alter «Kasseläner» Sozialdemokrat, zeigt voll Stolz Pläne eines Haustyps «Hessen», schöne, fachwerkgezierte Hexenhäuschen. Die sollen ganz Hessen überziehen. Sobald – Material zu haben ist! Das wenige vorhandene versickert in den «BMW-Bauten», den Schwarzbauten der Bäcker, Metzger und Wirte. Ich werde überlaufen von Projektanten. Da sollen wir z.B. überall Siedlungen hochziehen, in Lehmstampfbauweise! Ein anderer bringt fertige Pläne und Vorschläge, die zerstörten Städte als modernes Pompeji liegenzulassen und auf jungfräulichem Boden Neues zu bauen.

Schliesslich eine «freudige Botschaft»: Die englischen Flugzeugfabriken stellen sich um. Sie bauen zerlegbare Aluminiumhäuser für den kommenden Export nach Deutschland. (Tatsächlich wird ein Musterhaus in der Mainzer Landstrasse montiert; es bleibt solo.) Nach einem strategischen Plan preschen wir mit dem antiken Fiat durch Südhessen. Oberbürgermeister, Landräte, Bürgermeister begrüßen uns freudig und entlassen uns betrübt. Die Bürgermeister der kleinen Landgemeinden sind verzweifelt; ihre Dörfer sind von Flüchtlingen überfüllt. An manchen Orten gründen sich – unter Führung der CDU – Baugenossenschaften, die steckenbleiben.

«Heimstätte – Leimstätte»

Solche Begrüssungsrufe empfangen mich in einer grossen, mit Menschen gefüllten Halle, in der Nähe des Bahnhofs der Opelstadt Rüsselsheim. Es sind die wütenden Opelarbeiter, deren etwa 800 Siedlungshäuschen zu 60 Prozent durch Bomben zerstört sind. Meine beiden Geschäftsführerkollegen hatten mir einige Tage zuvor mitgeteilt, der Siedlerbund hätte freundlich um eine Aussprache mit mir gebeten. Ich orientierte mich vorsichtig, was da los sei: eine juristisch klare, jedoch böse Situation. Die Heimstätte hatte als Treuhänder im eigenen Namen die Siedlung gebaut und sich verpflichtet, sie einige Zeit nach Fertigstellung den Siedlern durch Eintragung ins Grundbuch zu übereignen. Das war bei der Zerstörung noch nicht geschehen. Wir als juristische Eigentümer mussten aber laut Vertrag ein fertiges Haus übergeben, waren also für die Behebung der Bombenschäden verantwortlich!

Der Vertreter der Behörden, Oberregierungsrat Stork, Fachmann und Kommunist, leitet die Versammlung und erteilt mir das Wort. Ich beginne: «Liebe Siedlerfreunde...» – «Was heisst hier Freunde – raus! Schluss, Leimstätte...!» Ich zu Stork: «Gib mir mal 'nen Schluck Wasser!» Ich trinke das Glas leer. «Meine verehrten Anwesenden...!» Wieder geht das Rausgebrüll los. – «Gib mir noch ein Glas...» Doch jetzt konnte ich anfangen. «Ihr seid doch alles Arbeiter, Sozis und Kommunisten. Ihr habt deshalb weder die Nazis noch den Krieg gewollt. Ich auch nicht, ich war im Widerstand. Die Faschisten können wir nicht zur Rechenschaft ziehen, auslöffeln müssen das die Nachfolger. Das ist die Hessische Landesregierung. Ich bin bereit, mit einer Delegation nach Wiesbaden zu gehen und dafür zu sorgen, dass ihr geholfen bekommt.» Und so geschah es. Durch eine – noch zu schildernde – kriminelle Handlung kam die Heimstätte kurz nach der Währungsreform im Juli 1948 zu Kapital, und die Rüsselsheimer waren die ersten, die davon profitierten.

Die Nazis hatten nach der Machtübernahme alle als Kommunisten oder Sozis bekannten Siedler aus ihren Häusern gejagt und dafür «bewährte» SA-Leute hineingesetzt. Wilhelm Stork und ich jagen diese nun wieder raus und setzen die alten Siedler wieder hinein. Die Nazis klagen daraufhin; und sie gewinnen! Wir gingen durch alle Instanzen und verloren. Zähneknirschend begann ich Vergleiche auf Basis finanzieller Abfindungen zu schliessen. So bleiben wenigstens die rechtmässigen Besitzer auf ihrer Klitsche.

Zur gewerkschaftlichen Maifeier holte man mich als Redner nach Rüsselsheim. Wieder die überfüllte Halle, Willi Mauer, Landtagsabgeordneter der KPD und alter Kumpel aus unserer gemeinsamen Zeit in den Schweizer Lagern, begrüsst mich. Ich beginne mit der Schilderung der schmachvollen Kapitulation der Gewerkschaften am 1. Mai 1933; mit dem Widerstand in den Betrieben und in der Emigration. Dann gedenke ich der Gemordeten und weise auf die Wiederkehr der Gestrigen hin und ihre Kungelei mit der Besatzungsmacht. «Der Einheit der deutschen Gewerkschaften muss die Aktionseinheit der Arbeiterparteien folgen! Nur dann braucht mein kleiner Sohn (ich hebe den fünfjährigen Ingo hoch) einen neuen Weltkrieg nicht zu fürchten!» Nur noch einmal, am 1. Mai 1949, holt man mich als Redner: zu den Genossen in Vilbel. Dann strich mich der hessische DGB von der Referentenliste...

In Frankfurt reorganisiert sich der deutsche Städtebau

Im Hause der Heimstätte tritt der vorbereitende Ausschuss zur Neubildung eines Verbandes der Gemeinnützigen Wohnungsunternehmen zusammen. Unter Führung von Julius Brecht, Erich Kiabunde und Professor Weisser (wir kennen uns vom ISK) konstituiert sich die *Arbeitsgemeinschaft Gemeinnütziger Wohmingsuntemehmer*. In Bad Vilbel findet die erste westdeutsche Konferenz statt. Ich habe grosse Differenzen mit Brecht und Weisser, weil sie die Heimstätten auf den Kleinsiedlungsbau beschränken wollen. Demgegenüber stelle ich den Grundsatz auf: «Die Heimstätten als Exekutivorgane des Staates haben die jeweiligen städtebaulichen Aufgaben zu erfüllen, die ihnen der Staat überträgt.»

Die Arbeitsgemeinschaft deutscher Heimstätten: Vertreter aller Heimstätten der Westzonen treffen sich bei uns, um anstelle der von den Nazis erzwungenen Gleichschaltung aus den «Gemeinnützigen» wieder eine autonome Vereinigung zu bilden. In Bad Homburg kommt es zur offiziellen Konstituierung. Von ehemals 11 deutschen Heimstätten sind 8 westdeutsche vertreten. Dabei war auch Dr. Heinrich Vormbrock, neben Damaschke einer der «Väter der Bodenreform» zu Beginn des Jahrhunderts, 1918 Gründer und Leiter der ersten «Heimstätte» Deutschlands. Die «Kleinsiedlung mit Landzulage» war das wohnungspolitische Ideal.

In diesem Kreis war ich der einzige Neuling und Nichtfachmann. Doch gerade dies erlaubte mir, mit gefährlich spitzer Zunge diese «Butzenscheibenromantik» anzugreifen. Die Aufgabe des Tages müsse lauten: die Heimstätten als Universalinstrument des Staates für Städtebau. Konkret: In den industriellen Ballungsräumen im Wiederaufbau und Neubau, da wo die jetzigen und künftigen Arbeitsplätze sind, Wohnstätten schaffen, speziell für die Ausgebombten und Flüchtlinge. Stolz überreiche ich die Denkschrift, die ich verfasst und an die Hessische Landesregierung gesandt hatte. Der «Grosse Vorsitzende» Vormbrock war erschüttert; die Mehrzahl der anwesenden Leiter unterstützte ihn in der Ablehnung meiner Vorstellungen. Die «Naussauische» begann trotzdem mit der Realisierung der neuen und umfassenden Aufgabe.

Der Vorläufer der späteren Bundesarbeitsgemeinschaft «Städtebau» der SPD entsteht mit der Einrichtung eines westdeutschen Sekretariats in meinem Büro. Hier fanden auch die weiteren Verhandlungen nach Gründung der Bundesrepublik statt.

Die Währungsreform und der «kriminelle Akt» eines Ministers

Am 20. Juli 1948 vereinbarten die Militärregierungen der drei Westzonen, die von dem Amerikaner Mister Tennenbaum projektierte Sanierung der Reichsmark. Der Volksmund spricht jedoch nur von «der Währung». Der Kalender wurde neu eingeteilt: «Vor und nach der Währung!» Alle Geldguthaben verlieren 90% ihres Wertes, die Auszahlung der restlichen 10% geschieht über lange Etappen. Die Rationierung verschwindet alsbald; einziger «Bezugsschein» wird die Banknote und die ist knapp. Waren aller Art gibt es plötzlich in Hülle und Fülle. Die «Sachwertbesitzer» wurden mit einem Schlag reiche Leute. Es ist eine fromme Lüge, dass damals alle Deutschen mit nichts angefangen hätten! Die Heimstätte stand vor der finanziellen Pleite. Ihre geringen Kassenbestände wurden praktisch auf Null abgewertet, und die finanzielle Belastung aus dem Neuaufbau der Siedlungshäuser in Rüsselsheim brachte sie derart in rote Zahlen, dass der Gang zum Konkursrichter eigentlich vorgeschrieben war. Nun hatte ich längst vergessen, was wir über das HGB in der Handelsschule lernten. (Ich habe übrigens zu keiner Zeit die den Wohnungsbau betreffenden Gesetze und Verordnungen studiert. Ich hielt es mit dem grossen Fürstenberg, der den ersten Kaufhauskonzern zur Blüte brachte, obwohl er offen erklärte, er habe nie gelernt, eine Bilanz zu lesen.)

Die CDU stellte in der Person von Dr. Werner Hilpert den hessischen Finanzminister. In der Weimarer Republik war der gläubige Katholik Vorsitzender der Zentrumspartei in Sachsen. Als entschiedener Nazigegner wurde er für lange Zeit in das KZ Buchenwald eingeliefert. – Etwa zwei Wochen nach der Währungsreform bestellt mich der Herr Minister ins «Haus der Länder» nach Königstein. Mein Bruder, mit ihm befreundet, warnt mich; das sei ein schlauer Fuchs. Ein schwer atmender, in einem Klubsessel versinkender Mann erwidert meinen Gruss mit den Worten (sächsisch): «Ihr Bruder g'fällt mer besser! Awwer ich brauch Sie!»

Und dies ist sein Vorschlag: Aus der Staatskasse erhält die Heimstätte auf ihr Konto bei der Nassauischen Landesbank 30 Millionen Reichsmark mit Terminstellung einige Wochen vor der Währungsreform als Darlehen. Dieses zahlt die Heimstätte – abgewertet auf 3 Millionen DM – an die Staatskasse nach einigen Wochen zurück.



In der zerbombten Altstadt von Hanau 1948. Mit Ministerpräsident Christian Stock.

(Zur Erläuterung: Alle Guthaben der öffentlichen Hand gingen bei der Währungsreform ersatzlos unter. Hingegen Guthaben der GmbH «Heimstätte» nur zu 90%.) Gegen derartige Manipulationen hatte das Gesetz mit hohen Freiheitsstrafen gedroht! Ich gehe auf den Handel ein, unter der Bedingung: 10% bleiben der Heimstätte als Betriebskapital! Mit diesen schönen neuen 300'000 D-Mark beginnen wir den Wiederaufbau in Rüsselsheim, und der Finanzminister hat den ersten grossen Brocken in seinem Etat!

Aus dem Rinnsal wird ein Bach

In diesem neuen Etat der Landesregierung steht auch ein kleiner Betrag für Wohnungsbau. Die Mittel sollen verwendet werden für begonnene Bauten und hier für die am weitesten fortgeschrittenen. Wir haben keine solche Baustelle. Ich ordne nassforsch an: «Dann schaffen wir uns eine!» In Hanau will die Stadt mit uns in der Limesstrasse sieben Wohnungen bauen. «Also los!» Ich gehöre mittlerweile

als Vertreter der politisch Verfolgten dem Bewilligungsausschuss für die Landesmittel an. Dort lege ich unseren Antrag vor. Was ich nicht wusste: Der Ausschuss hatte sich vorbehalten, solche Baustellen vorher zu besichtigen. Sieben Mann – an der Spitze der hessische Innenminister Zinnkann – fahren in die Limesstrasse. In einer «Baugrube» von etwa 4 cbm hackt ein bejahrter Bauarbeiter müde im Erdreich herum. Zum erstenmal kommt im Ausschuss Freude auf. Ein homerisches Gelächter begleitet meinen Versuch, die Bedeutung dieses Projektes darzulegen. Vielleicht weil ihnen der «Witz» gefallen hatte – wir erhalten den beantragten Zuschuss!

Weiter «hart am Rande der Legalität»

In der «Frankfurter Rundschau» lese ich eine kleine belanglose Notiz: «Hohenzollern-Sigmaringen». Dort sind auf den Arbeitsämtern Kommissare der französischen Militärregierung erschienen und haben die ersten eingegangenen Versicherungsbeiträge in Höhe von 60'000 Mark beschlagnahmt, für Besatzungskosten.

In mir leuchtet eine Glühbirne auf! War da nicht in Frankfurt der Freund und Genosse aus SAJ-Tagen Heinrich Sauer Präsident des Landesarbeitsamtes Hessen? Ich bitte um Audienz! Bewaffnet mit der Zeitungsnotiz und einem Programm für 1'000 Wohnungen in Südhessen überfalle ich ihn mit der Frage: «Was machen die Beitragseingänge?» Ich erfahre staunend: Über drei Millionen sind in der Kasse und die Monatseingänge ansteigend! Ich zeige ihm die Notiz und mache ihm in dünnen Worten klar: «Was hindert die Amis daran, morgen auch schon bei dir abzukassieren? Pump mir das Geld als rückzahlbares Darlehen zu einem wenn auch geringen Zins! Aus deinen Arbeitslosen, denen du das Geld à fond perdu als Unterstützung zahlen musst, mache ich beitragszahlende Bauarbeiter! Du schlägst also drei Fliegen mit einer Klappe!» Heinrich war zunächst erschlagen, holt dann aber seinen «Finanzminister». (Es war Dr. Degen, ein CDU-Mann, ein prima Kerl.) Das Geschäft kam zustande!

Mit diesem Geld beginnen wir die zwei damals grössten Bauvorhaben. Hundert Wohnungen am Mönchhof in Frankfurt. Hier hat Rudi Menzer (auch er Freund und Genosse aus Jugendzeiten, nun Stadtrat und Personaldezernent) mit seiner bulligen Tatkraft alle Probleme: Baulandbeschaffung, Restfinanzierung usw. weggeschafft.

Er blieb in Frankfurt der Motor des sozialen Wohnungsbaus. Eine Inschrift der Mönchhofsiedlung erinnert daran.

Anders läuft zunächst das Projekt Hanau, eine grosse Chance für uns. Hier liegt der sogenannte «Hafenblock» mit 200 Wohnungen, total zerstört. Der Oberbürgermeister Rehbein, alter sozialistischer Kämpfer, hat zunächst Bauchschmerzen: Die Fraktion der SPD sei der Heimstätte nicht gewogen, die CDU schon gar nicht. Diese habe einen Privatarchitekten zur Hand, der die Sache machen wolle und der seinen Plan in der nächsten Sitzung der Stadtverordneten vorstellen werde. Das könnte ich ja auch für die Heimstätte versuchen. Sachverstand hatte ich – nach erst drei Monaten Heimstätte – allerdings wenig. Deshalb sagte ich zu einem der engsten Mitarbeiter: «Kommen Sie mit und setzen Sie sich auf die Zuhörertribüne. Sage ich etwas Richtiges, dann nicken Sie, ist es verkehrt, dann schütteln Sie heftig Ihr Haupt.»

Nach kurzem Bericht des Oberbürgermeisters sprach der Architekt und begründete seinen Vorschlag. Dann kam meine Rede, durch Sachkenntnis nicht gehemmt (mein Mann im Zuhörerraum wiegte seine Behauptung. Ich deutete es als ein «Jein»). Dann Fragen der Fraktionsführer. Im Wechsel antworteten der Architekt und ich. Bohrende Fachfragen stellte mir besonders der CDU-Chef. («Aha, der weiss, dass ich Sozi bin!») Ganz beiläufig erwähnte ich, dass ich aus einem alten Frankfurter Handwerkergeschlecht stamme. (Heftiges Kopfschütteln meines «Agenten»; der CDU-Mann macht ein neutrales Gesicht.) Ich verstärkte mein Mittelstandsimage: mein Bruder sei Präsident der Handwerkskammer (noch stärkeres Kopfschütteln; die CDU-Miene wird verschlossen). Mein letzter Trumpf: Ich bin organisierter Christ und zahle eine hohe Kirchensteuer. Meinem Heimstätten-Mann fliegt bald der Schüttelkopf ab! Was der nur will? Vom Wohnungsbau mag er ja etwas verstehen, von politischer Taktik aber... Allerdings, was ist mit dem CDU-Herrn? Der ist ja dunkel-finstern; glaubt der mir etwa nicht?

Der Vorsteher schliesst die Aussprache; die entscheidende Abstimmung wird in der nächsten Sitzung erfolgen. – Mein «Agent» und ich stossen aufeinander zu. «Warum haben Sie dauernd den Kopf geschüttelt? Von Taktik verstehen Sie nichts, das ist aber eine Stärke von mir. Ich musste doch die CDU gewinnen.» – «Wieso CDU?» meint er, «das war doch der Vorsitzende von der KPD!» Dennoch: Zwei Wochen später erhielten wir den Auftrag, und zwar mit allen Stimmen der Stadtverordneten – auch denen von CDU und KPD.

Nur logisch, dass ich nach dem positiven Abschluss der Aktion Landesarbeitsamt in tiefes Nachdenken verfiel, wie es denn so den anderen Sozialversicherungsträgern ginge, z.B. der Landesversicherungsanstalt Hessen. Da war ja der frühere ZdA-Funktionär Fritz Kissel Präsident geworden! Aus den Heimstättenakten entnahm ich, dass die LVA-Hessen schon früher mit uns durch Kapitalbeteiligung verbunden war. «Besser Heimstätten als Heilstätten» fiel mir dazu ein, ja – und dass wir eine «Tochter» hatten, das «Nassauische Heim». (Deren Stammkapital besass zu 100% die Heimstätte; in Personalunion war ich beider Gesellschaften Direktor und als alleiniger Hauptgesellschafter damit mein eigener Vorgesetzter.) Ich beschloss also, «meine Tochter» gut zu verheiraten und einen «Ehemann» mit hoher Mitgift zu finden.

Präsident Kissel zog seinen Stellvertreter Heinrich Lünendonk hinzu, der aus dem Kreis der Christlich-Sozialen Arbeitnehmer-schaft kam, ein gebildeter rheinischer Katholik, der die solide Grundlage meines Vorschlages anerkannte: Die LVA wird mit 90% des Stammkapitals Mehrheitsgesellschafter des «Nassauischen Heims» und wirkt mit bei der Aufstellung der Bauprogramme. Der Aufsichtsrat (bestehend aus mir und je einem Vertreter der Regie-rungspräsidenten und der Staatsaufsicht) wird umgestaltet und er-weitert – auf Wunsch der Vertreterversammlung der LVA auf 32 Mitglieder! Die 3,5 Millionen Stammkapital (Beteiligung der LVA) waren das wert. Die von mir geleitete Gesellschafterversammlung lief glatt. Der Beschluss zur Kapitalerhöhung wird «einstimmig» (es war meine Stimme) gefasst. Die Tochter hat diese Heirat nie bereuen müssen.

Was ist Eigentum?

Nach der Währungsreform bricht die Parteipolitik über den Wohnungsbau herein. Die CDU und FDP greifen die sozialdemokratische Wohnungspolitik scharf an und werfen ihr, wegen der Unterstützung des Baues von Mietwohnungen, Eigentumsfeindlichkeit und Kollektivisierung vor. «Eigentum in Arbeitnehmerhand», ist eines von vielen Schlagwörtern. In Hessen richtet sich der Hauptstoss gegen die Heimstätte. Presse und Radio greifen das Thema auf. In einer Rundfunksendung diskutiere ich mit dem ersten Arbeitsmini-

ster der Regierung, Arndgen (CDU), und dem damaligen Generalsekretär der FDP, Dr. Preusker.

Dieser greift mich sofort scharf an: «Die SPD will alles sozialisieren, getreu der Parole von Karl Marx ‚Eigentum ist Diebstahl‘! Ich unterbreche den Herrn Akademiker und weise darauf hin, dass nicht Marx, sondern ein gewisser Monsieur Proudhon dieses Wort geprägt habe. Was der Sozialismus sozialisieren, d.h. in Gemeineigentum überführen wolle, das seien die Produktionsmittel. Auch dem röttesten Marxisten falle es nicht ein, ein Hemd oder ein Stück Wurst sozialisieren zu wollen. Neben Nahrung und Kleidung gehöre nun die Wohnung zu den Dingen des Grundbedarfs des Menschen. Sie sei das dritte unerlässliche Konsumgut. Raffe allerdings jemand hundert oder tausend Wohnungen zusammen, um aus dem Mietertrag eine fette Grundrente für ein arbeitsloses Dasein zu erzielen, dann sei dies ein Produktionsmittel zur Ausbeutung der Mieter.

Der Minister Arndgen: «Also ist das kleine Eigenheim des Arbeiters ein Konsumgut. Warum dann nicht dieses bauen?» Ich antworte: Wie Blut ist auch das Eigenheim «ein ganz besonderer Saft». Es ist ein Konsumgut, zum Verbrauch auf Lebenszeit konzipiert. Es ist unbeweglich. Seine Baukosten müssen sofort bezahlt werden. Wie denn, wenn der Arbeiter seine Nahrung oder Kleidung für die ganze Lebenszeit im Voraus zahlen müsste? Beim Hausbau kann Kredit helfen, doch wer garantiert dem Eigentümer, dass er über Jahrzehnte hinweg in der Lage ist, seine Schulden zu bezahlen? Was passiert, wenn er in einer ganz anderen Gegend arbeiten und wohnen muss? Das Arbeitsziel der Heimstätte ist: «Soviel Eigenheime wie möglich, soviel Mietwohnungen wie notwendig!»

Kartell statt Trust

Seit ihrer Gründung 1922 bis 1948 baute die Heimstätte jährlich im Durchschnitt ca. 400 Wohnungen. Als ich sie nach 16 Jahren verliess, waren es im Jahresschnitt 6'000 geworden: Die Heimstätte war von Platz 11 – dem letzten – auf Platz 1 aller Schwestergesellschaften vorgeückt. Ursache für diese Entwicklung waren: 1. Die neue Konzeption der NH von der Kleinsiedlung weg zur Pionierfunktion und zum Universalinstrument der Wohnungspolitik. 2. Der ungeheure Bedarf durch die Flüchtlingsmassen und die zerstörten Städte. 3. Das Fehlen anderer leistungsfähiger Träger.

Zunächst kam es zu einer chaotischen Entwicklung. Die meisten bestehenden Wohnungsunternehmen erwiesen sich als funktionsunfähig – organisatorisch, personell, finanziell. Manche gingen pleite. – Neue Unternehmen taten sich auf – mit grossen Plänen und ebensolchen Sprüchen. Konfessionelle und Flüchtlingskreise förderten Gründungen und erweckten grosse Erwartungen von gebratenen Tauben, die erdwärts flögen.

Der alte Kundenkreis der NH hatte sich weitgehend abgesetzt. Meine Hauptaufgabe, neben der «Tochter» Nassauisches Heim, wurde es, diesen wieder heranzuholen und neue Kunden zu gewinnen. Unser Angebot: Beschaffung von Finanzierungsmitteln und Bauland. Die organisierte Zusammenarbeit bringe ich zustande durch Übernahme von Kapitalbeteiligungen, Vertretung in Aufsichtsrat und Geschäftsführung und Abschluss von Dienstleistungsverträgen.

Bewusst strebe ich keinen Trust oder Konzern an. Das Kartell lässt seinen Mitgliedern völlige Freiheit, die Zusammenarbeit mit der NH zu lösen. Die Initiative und Autonomie der Unternehmen bleibt voll wirksam. Ausserdem sanieren wir manche der rasch aufgeblühten und verwelkten Neubaugründungen. Partnerschaften schliessen wir für Objekte der Gagfah, der Frankfurter Siedlungsgesellschaft und der Frankfurter Aufbau AG. Letztere ist ein nicht gemeinnütziges Unternehmen, von der Stadt Frankfurt gegründet. Wir beginnen mit ihr die Planung für den Aufbau der Frankfurter Altstadt.

Neue Ideen

Wohnen und Leben, der kulturelle Mieterdienst, bietet nun seit fast 30 Jahren 92'000 Mietparteien in Südhessen eine Fülle von kulturellen Einrichtungen und Veranstaltungen. Ebenso lange erscheint die Monatszeitschrift «das dach» mit Informationen und Anregungen.

Die Idee der *Dorfgemeinschaftshäuser* kam von Heinrich Fischer, dem späteren Wirtschaftsminister: In den in alten Strukturen lebenden Dörfern sollten Gemeinschaftseinrichtungen entstehen, die kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Zwecken dienen. Die Rückständigkeit sollte abgelöst werden durch Anschluss an moderne Entwicklungen. Dies erforderte eine genaue Analyse der lokalen Bedürfnisse und Möglichkeiten. Eine Pionieraufgabe übernahm die

Heimstätte. Anfänglich stiessen wir bei manchen Objekten auf den Widerstand kirchlicher Kreise und der um ihre Kundschaft besorgten Kneipenwirte.

Wie ein Wanderprediger zog Heinrich Fischer durch die Gemeinden, wir assistierten ihm eifrig. Ich betonte jeweils die besondere Aufgabe der Selbsthilfe und der Entwicklung eines Genossenschaftsgeistes und ging in meinen schwungvollen Appellen bis auf die alten germanischen Marktgenossenschaften zurück. Erstaunlich, wie schnell der Gedanke dieser Gemeinschaftshäuser Wurzeln schlug. Bald reichten die Kredite des Ministeriums nicht mehr für die Flut der Anträge.

Die Bauplanung musste ganz neuartige Kombinationen zusammenbringen. Solche Bauten umfassten z.B. einen Saal für Kulturveranstaltungen, eine Sozialstation, eine Kühlanlage für bäuerliche Produkte und Teile der dörflichen Verwaltung. Das erste Gemeinschaftshaus – nicht im «Heimatstil», sondern modern – entstand in Egelsbach, weitere an der Bergstrasse und in Oberhessen. Bald entschlossen sich denn auch viele Städte zum Bau von Bürgerhäusern.

Fertigbau: \r\ der Zeit der Hochkonjunktur im Bauwesen fahre ich mit unseren Fachleuten nach Frankreich und Holland, um die dort modern gewordene Fertigbauweise zu studieren. Die beiden Weltfirmen Holzmann, Frankfurt, und Coignet, Paris, bauten in Frankfurt eine Fabrik dafür. Wir vereinbarten die Lieferung von 1'000 Wohnungen, deren Preis mindestens 5% niedriger als das billigste Subventionsangebot lag. Weder die Produzenten noch wir waren mit dem Versuch zufrieden. Immerhin bewog diese Konkurrenz die Bauunternehmen zum Einlenken bei ihren Preisforderungen.

Die Wohnstadt, ein neuer Begriff, entstand nach Erfahrungen, die wir in Schottland machten. Der «Hirschsprung» in Sprendlingen ist das erste (und mein liebstes) Beispiel dafür. Fritz Bossert, der geniale Architekt, den ich für die Heimstätte zurückgewinnen konnte, hat hier und später anderswo gezeigt, was humaner Wohnungsbau sein kann. *Das «Heimstätten-Forum»*, 1949 begonnen, belebte ein Jahrzehnt die oft heisse Diskussion um die Zukunft des Städtebaues. Hier trafen Ideologen aufeinander, Utopien von damals wurden die Realitäten von heute. – *Das jährliche «Aufbaujahr»* v er einte ab 1949 zehn Jahre lang die Mitarbeiter, die Gesellschafter, Behördenvertreter, die Bauwirtschaft und die Gewerkschaften zu einer festlichen Veranstaltung, verbunden mit Ausstellungen über Wirklichkeit gewordene Projekte.

Mein Beruf war mein Leben geworden.

Gewerkschaftsarbeit

Ich hatte mir geschworen, nie mehr ein besoldeter Funktionär der Gewerkschaftsbewegung zu werden. Dabei blieb es auch. Etwas anderes war die aktive Mitarbeit im Aufbau der Organisation im neuen Deutschland. Am 1. April 1946 erkläre ich meinen Übertritt vom schweizerischen Verband der Handels-, Transport- und Lebensmittelarbeiter zum Landesverband Hessen der im Aufbau befindlichen Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen. Gleichzeitig lege ich meine Funktion aus der Zeit der illegalen Gewerkschaftsarbeit nieder. Lediglich die Zusammenarbeit mit den ausländischen Bruderverbänden baue ich aus. (Seminare, Literatur, Kriegsgefangene, Kongress-Delegationen.)

Die Frage *politische Richtungsgewerkschaften oder Einheitsorganisation?* lag in der Luft, nicht zuletzt aufgrund der bösen Erfahrung, dass eine gespaltene Organisation der Arbeiterschaft wie zurzeit der ersten Republik kein wirksames Instrument der Interessenvertretung werden könne. Die Dreiteilung: 1.) Freie Gewerkschaften, 2.) «Hirsch-Dunkerische» (demokratische) Berufsverbände und 3.) Deutsch-nationale Standesorganisationen, durfte nicht mehr wiederkehren; auch nicht die kommunistische «Rote Gewerkschaftsopposition»! Die Vorstellung der Einheitsgewerkschaft entsprach im Übrigen genau den Konzepten, die wir in den drei Emigrationsgewerkschaftsgruppen, England (Hans Gottfurcht), Skandinavien (Fritz Tarnow), Schweiz (Paul Müller), im Jahre 1944 – voneinander unabhängig – konzipiert hatten.

In den Positionspapieren der Emigrationsgruppen wird als künftige Gewerkschaftsform die Industriegewerkschaft festgelegt. In den drei Westzonen geht der Neubau der Organisation nur schleppend vorwärts, nicht zuletzt deshalb, weil die Besatzungsmächte mit massiven Methoden mitmischen. Es dauert, bis sich die Zonenverbände formieren. Die Mehrzahl der neuen Mitglieder ist für die moderne Form der Industrieverbände («Ein Betrieb, eine Industrie, eine Gewerkschaft»), doch gibt es gewichtige Gegenkräfte, vor allem bei den Angestellten und Beamten.

In Hessen haben sich 15 Landesgewerkschaften etabliert und das Gewerkschaftshaus wieder bezogen. Dort residiert als Dachorganisation der «Freie Gewerkschaftsbund Hessen», Sekretär ist Willy Richter. Alte Kollegen und Genossen, wie Theodor Thomas von den

Dachdeckern und Jakob Knöss von den Bauarbeitern, sind mit dabei. Mancher Gewerkschaftsführer (so Mulansky, Metz, Ege) wurde ermordet oder kam im KZ um. Viele der Überlebenden sind nach dem Krieg zu alt und nicht mehr aktiv.

Ich feiere ein freudiges Wiedersehen mit Willi Haug, dem ehemaligen Vorsitzenden des Verbandes der Bankangestellten, erster Geschäftsführer der «Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten» im alten Gewerkschaftshaus. In diesen Tagen erinnere ich mich allerdings auch an einen Verräter und Überläufer, den ehemaligen Reichssekretär des Verbandes der Werkmeister der Schuhindustrie mit Sitz in Frankfurt. (Ich habe ihm in der illegalen Monatsschrift «AfA-Nachrichten» in der Rubrik ‚Prange? ein «Denkmal» gesetzt.)

Im Gewerkschaftshaus umarme ich den alten Kollegen und guten Kumpel Alfred Fuchs. Als Sekretär der Rechtsabteilung des ZdA, Gau Hessen, war er vor 1933 einer meiner vier Kollegen. Neben ihm waltete Georg Dietrich, ein junger Kollege, den ich aus der Jugendarbeit kannte. Von den anderen damaligen Mitarbeitern hörte ich wenig: Der Gauleiter Hans Meyer sei nach Shanghai ausgewandert, Richard Schawer, der Leiter des Tarifausschusses, und Richard Fuchs, der kleine betriebsame Chef der Berufskrankenkasse, waren gestorben. Mit Alfred Fuchs geriet ich in eine heftige Diskussion, weil er mit dem Gedanken des Berufsverbandes spielte. Er meinte, in einer Industriegewerkschaft von vorwiegend Arbeitern kämen die Interessen der Angestellten zu kurz. Die Aversion gegen die «Stehkragenproletarier» sei noch immer lebendig.

Ein neuer Anfang

Die erste Arbeit mit Alfred Fuchs besteht in der Abfassung eines ausführlichen Reports über den Stand der Organisation und die künftigen Ziele der «HBV» (wie sich die neue Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen in Kurzfassung nennen soll). Als nächstes gewinne ich Dr. Hans Oprecht zu einem Referat über die internationale Gewerkschaftsorganisation. Dieser nimmt mit uns auch an der Eröffnungsfeier der «Akademie der Arbeit» teil.

Dort gerate ich mit Fritz Tarnow heftig aneinander wegen der traurigen Rolle der Gewerkschaftsführung in der Endzeit der Republik und seiner damaligen Formulierung, die deutsche Arbeiterbewe-

gung müsse Arzt am Krankenbett des Kapitalismus sein. Besser verstehe ich mich mit dem wackeren Markus Schleicher, dem Schwaben, und Albin Karl aus Hannover, der später in den Bundesvorstand des DGB kommt.

Nach seiner Rückkehr in die Schweiz zeichnet Dr. Oprecht ein dunkles Bild über seine Erfahrungen mit der neuen deutschen Gewerkschaftsbewegung. Neuer Wein werde hier in alte Krüge gegossen. Es seien zu viele der alten Funktionäre, die versagt hätten, wieder im Vordergrund. Besonders auch «nationalistische Töne» von sozialdemokratischen Politikern wie Wenzel Jaksch erschienen ihm bedenklich. Er verzichte deshalb darauf, den Berichtsempfängern (Schweizer Gewerkschaften und internationale Berufssekretariate) Beziehungen nach Deutschland zu empfehlen.

Wieder Gewerkschaftsfunktionär

Fuchs, Dietrich, Germann und ich bilden den vorläufigen Landesvorstand der HBV in Hessen. In Kassel stößere ich den Kollegen Thurm auf, einen meiner Genossen im Widerstand. Die Organisation wächst rasch; auch in Nordrhein-Westfalen, wo ein alter Genosse und Kollege aus der SAJ-Zeit, Wilhelm Pawlik, den Aufbau vorantreibt. Die übrigen Länder – noch stark behindert durch die Besatzungsmacht – hinken hinterher. Es kommt zu Eifersüchteleien zwischen Fuchs und Pawlik. Jeder will Boss der neuen Angestellten-gewerkschaft werden. Ich konzentriere mich auf das künftige Organisationsstatut. Unser Schweizer Entwurf der Satzung ist die Grundlage.

Dabei kommt es mir darauf an, demokratisches Gedankengut einzubauen, wie es die Eidgenossen in ihren Organisationen haben; zum Beispiel: Kleine Einheiten an der Basis mit direkter Demokratie; Urwahlen der Delegierten für bezirkliche und zentrale Instanzen. Delegierte dürfen nicht gleichzeitig Angestellte des Verbandes sein. Ebenso darf der Hauptausschuss nur aus ehrenamtlichen Funktionären bestehen. Dieser Ausschuss hat die Aufgabe eines Aufsichtsrates. Er ist zwischen den Verbandstagen Beschlussorgan. Sein Vorsitzender gehört dem Vorstand mit beratender Stimme an. Auf seinen Antrag muss der Vorstand empfohlene Themen behandeln. Bezirksvorsitzende dürfen dem Hauptvorstand nicht gleichzeitig ange-

hören. Jetzt hatte ich gleich die beiden alten Kämpfer gegen mich. Immerhin gelang es, die entscheidenden Passagen in der künftigen Satzung oder Geschäftsordnung unterzubringen. Alfred Fuchs war deshalb bis zu seiner Pensionierung böse, dass er nicht gleichzeitig beide Funktionen wahrnehmen konnte.

Auch der sehr tüchtige Pawlik führte einen ständigen zähen Kampf um die Stärkung seiner Position als Vorsitzender. Trotzdem musste er hinnehmen, dass die Verbandstage alternierend von ihm und mir geleitet wurden. Es hat ihn auch nicht getröstet, dass ich nur als Gastdelegierter am Gründungskongress des DGB 1949 in München teilnehmen konnte. Hier wirkte sich das Verbot der Ämterkumulation aus. – Es ist auffallend, dass sich in der Gewerkschaft HBV als Nachfolgeorganisation des ZdA keiner der früheren zentralen Funktionäre wieder aktivierte. Dabei hatten diese im Endkampf 1933 eine weitaus bessere Figur gemacht als die Spitzen der Arbeitergewerkschaften. (Paul Hertz wurde später Senator in Westberlin.)

Die neue Gewerkschaftsform hatte ihre Mucken. Traten bei den IG mit starkem Arbeiter-Anteil die Angestellten in den Hintergrund, so konnte bei der HBV der gleiche Zustand – nur seitenverkehrt – nicht verhindert werden. Erfreulich ist, dass die HBV bis heute eine klare gewerkschaftspolitische Linie verfolgt, getreu der Tradition des AfA-Bundes der Weimarerzeit. Auch in Fragen der allgemeinen Politik spricht diese Gewerkschaft eine deutliche Sprache.

Die Geburtsstunde der HBV

Alle Versuche, die Zersplitterung der gewerkschaftlichen Einheit der Angestelltenbewegung zu verhindern, scheitern. Es kommt zur Gründung der DAG. Darauf beschliessen die regionalen Verbände in der britischen Zone, des Landes Hessen und von Rheinland-Pfalz den Zusammenschluss auf einem gemeinsamen Gewerkschaftstag im September 1949 in Königswinter. Ich formuliere hierzu die «Entschliessung zur Organisation der Angestellten». Deren Grundsätze werden in die Satzung der neuen Gewerkschaft HBV eingebaut. Vorsitzender wird der Kollege W. Pawlik, Essen, sein Stellvertreter Alfred Fuchs, Frankfurt. Auch meine Wahl zum Vorsitzenden des Hauptausschusses erfolgt einstimmig.

Während des Kongresses bricht Alfred Fuchs mit einem Herzkollaps zusammen. Ich übernehme sein Referat über «Die künftige Arbeit unserer Gewerkschaft» und ergänze es durch einige grundsätzliche Gedanken. So weise ich auf unser in der Emigration entwickeltes Programm hin: Die Gewerkschaften alten Stils und alter Methoden haben versagt. Der Neubeginn muss auf der Erkenntnis basieren, dass der Kapitalismus sein Wesen und seine Struktur nicht verändert hat. In unser Aktionsprogramm gehört auch die Lösung des Problems der älteren Angestellten. Die junge Generation wird nur zu uns stehen, wenn wir ihr berufliche und damit wirtschaftliche Perspektiven eröffnen. Die Bildungsarbeit muss sich mit der neuen industriellen Revolution, mit den Folgen der einsetzenden Rationalisierung befassen. «Das System des Kapitalismus ist reif zum Abtreten ...!»

Der junge Kollege Szieweck (er ist Flüchtling und meint, er gehöre zu denen, die man das Lumpenproletariat nennt) greift mich und auch Hans Böckler an: Er sei gegen Schlagworte und Dogmen und bereit, mit jedem Kapitalisten zusammenzuarbeiten, wenn diese Zusammenarbeit sich zu unserem Vorteil auswirke. Ihm entgegnet der Kollege Hollmann aus Wuppertal: «Ich bin einer der jüngsten Kollegen und danke dem Kollegen Müller für seine Ausführungen. Was er in Bezug auf die Jugend gesagt hat, hat uns gefallen. Uns fehlen Müllers in der Gewerkschaft...»

Als die 16 Industriegewerkschaften sich 1949 in München zum Deutschen Gewerkschaftsbund zusammenschliessen und noch im Jahre 1951 auf dessen ausserordentlichem Bundeskongress in Essen bildet die HBV neben der Gewerkschaft «Kunst» das «Schlusslicht» des DGB (sie stellt drei Delegierte von 487!). Am Gründungskongress 1949 in München und 1951 in Essen nehme ich als Delegierter teil. In Essen wird als Nachfolger des verstorbenen Hans Böckler als Vorsitzender Christian Fette von der IG «Druck und Papier» gewählt. Noch einmal übernehme ich als Vertreter des DGB ein Mandat. Der Bundesvorstand des DGB delegiert mich zum Kongress der schwedischen Bruderorganisation in Malmö.

Dort «missbrauche» ich meine Grussworte zu einer kritischen Darstellung der politischen Entwicklung im geteilten Deutschland. Die schwedische Presse berichtet darüber – ich hätte festgestellt, dass in der DDR die Macht des Kapitals und des ostelbischen Grossgrundbesitzes gebrochen sei. Dagegen sei in der BRD die Restauration des alten Wirtschaftssystems voll im Gange. Die schwedischen Delegier-

ten vernahmen das mit Interesse und wollten noch mehr wissen. Meine Kollegen im DGB muss meine Rede erschreckt haben. Jedenfalls werde ich künftig nicht mehr mit einer solchen Vertretung beauftragt.

Im Oktober 1949 verfasste ich eine «Entschliessung zur Organisation der Angestellten», die von der Landesorganisation Hessen übernommen und vom Gründungskongress als Richtschnur für den HBV-Ausbau anerkannt wird.

Gewerkschaftstag der HBV in Köln 1950

Nach einem Jahr harter Arbeit ist auf den Fundamenten des Gründungskongresses in München eine moderne Gewerkschaft entstanden. Die Arbeits- und Gewaltenteilung zwischen hauptberuflichen und ehrenamtlichen Funktionären bewährt sich. Die Mitgliederzahl verdoppelt sich nahezu: 1949: 43 772, 1950: 77 932. Stimmrecht haben nur die 86 von der Basis gewählten Delegierten, die Leitung des Verbandstages liegt bei dem Kollegen Pawlik und mir; ebenso die Berichterstattung. Zum erstenmal sind ausländische Bundesorganisationen vertreten: aus England, der Schweiz, Dänemark, Österreich, Holland.

Eine grosse Überraschung und Freude ist für mich das Wiedersehen mit Wim Spiekman, dem Generalsekretär des Internationalen Bundes der Privatangestellten in Amsterdam. Ich benutze meinen Bericht als Vorsitzender des Hauptausschusses und begrüsse ihn: «... Erlauben Sie mir aber auch, bei dieser Gelegenheit eines Mannes zu gedenken, der bei den Begrüssungsreden nicht zu Worte gekommen ist... Der Kollege Spiekman hat die illegale Angestelltenarbeit in Deutschland nicht nur durch die finanziellen Beihilfen des internationalen Bundes unterstützt, sondern er hat unter Einsatz seiner eigenen Person die Organisation in Deutschland selbst mit vorbereitet und durchhalten lassen. Er hat sich dabei nicht einmal, sondern sehr oft in Lebensgefahr begeben, und er musste dann bei der Invasion der Hitlertruppen in Holland in die Illegalität...» (Lebhafter Beifall.) Mit 81 von 86 Delegiertenstimmen werde ich in geheimer Wahl erneut zum Vorsitzenden des Hauptausschusses gewählt.

Ich gelange aber bald zu der Erkenntnis, dass sich meine führende Position in der Gewerkschaft auf Dauer nicht vereinbaren lässt mit

meiner unternehmerischen Funktion als Direktor eines staatlichen Unternehmens. Deshalb trete ich als Vorsitzender des Hauptausschusses der HBV zurück und gebe meine Mitgliedschaft auf. Später holt mich der Vorsitzende Georg Leber in die IG Bau-Steine-Erden. Hier – wo es keine Interessenkonflikte gab – konnte ich in der Folge mit fachlichem Rat oder Hinweis helfen.

Die Gewerkschaft HBV hat es geschafft. Aus dem Sorge- und Pflegekind ist eine der grössten Organisationen im DGB geworden. Ihre ideologisch klar formulierte Grundlage, die Erkenntnisse und Schlussfolgerungen aus der gesellschaftspolitischen Entwicklung des Computer-Zeitalters, der Verlagerung von der Produktion zur Dienstleistung, der Wandlungen des sozialen Bewusstseins haben sie zur führenden Vertretung der von dieser Entwicklung besonders bedrohten Gruppe werktätiger Menschen gemacht. Sie setzt die gute Tradition der Freien Angestelltenbewegung fort, indem sie ihre Arbeit und ihren Kampf nicht als simple zünftlerische Interessenvertretung begreift, sondern die Notwendigkeit eines Strukturumbaus unserer Gesellschaft erkennt.

Solidarität

Meine berufliche Aufgabe des Städtebaus beanspruchte meine ganze Kraft. Die Beteiligung am Aufbau der neuen Gewerkschaftsorganisation belastete mich dazu im Übermass. Gute Gründe also, nicht auch noch politische Funktionen zu übernehmen. Und schliesslich waren Städtebau und Gewerkschaftsorganisation ja auch von eminent politischer Bedeutung. *Hessen baut*: Vor tausenden Neubauwohnungen verkündeten die Bauschilder diese Losung und die Leistung des Landes; oft zum Missvergnügen der politischen Opposition. Wir bauten Mahnmale des Friedens statt Kriegerdenkmäler und Rüstungsgüter.

Bald nach Beginn des Wirtschaftswunders schmilzt die Zahl der Arbeitslosen. Auf der Stecke bleibt jedoch mancher Mensch, der durch die Not der vergangenen Jahre frühzeitig gealtert und verbraucht war. Darunter auch zahlreiche treue Genossen, die Leben und Gesundheit im Widerstand riskiert hatten. Und schliesslich auch solche,

die als Mitglieder der verbotenen KPD ihre Arbeit verloren. Über zwei Dutzend von ihnen kommen zu uns in die Heimstätte. Sie waren tüchtig, von ihren Vorgesetzten anerkannt und bei den Kollegen beliebt. So ganz unbemerkt blieb diese Aktion nicht. Zwei Fälle will ich kurz schildern, weil sie ein Schlaglicht auf die damalige politische Entwicklung werfen: Eine Schwester meiner Frau arbeitete in der ersten Republik als Sekretärin in der Bauarbeitergewerkschaft und war Mitglied der SPD. Nach der Machtübernahme fristlos von den Nazis entlassen, wird sie Mitglied der illegalen KPD. Sie heiratet, ihr Mann wird im Krieg tödlich verwundet. In unserer Personalabteilung ist sie eine geschätzte Kraft. Eines Tages ruft mich ein Sekretär des DGB Hessen an: «Paul, da wollen dich zwei Kollegen von den amerikanischen Gewerkschaften sprechen. Ich schicke sie dir mal vorbei!» Die beiden Herren erscheinen, der eine ein Trumm von einem Mann mit Tirolerhut (den er aufbehält), Kaugummi kauend; der andere klein, beweglich. (Sein amerikanischer Akzent wird von Wiener Idiom überlagert.) «Sie kommen also von der AFL?» frage ich. «No». «Also dann von der CIO?» forsche ich weiter. Wieder Verneinung. «Doch nicht etwa von der kleinen Sozialistischen Partei in USA, deren Präsidentschaftskandidat seit Jahrzehnten immer einige zehntausend Stimmen macht?» (Ich bilde mir etwas ein auf meine USA-Kenntnisse.) Sie kämen in der Tat von einer bestimmten US-Organisation, und sie wollten sich über Frau Feick, die ja Kommunistin sei, einmal bei mir informieren. Meine Antwort ist kurz: Man möge diese arme, tapfere Frau ungeschoren lassen. Es gäbe sicher so viele Nazi-Observationsobjekte, dass sie dort besser am Platz wären. Ein kurzer Abschied schloss das Gespräch.

Einige Zeit später: Nach dem Verbot der KPD wird ihr zweiter Vorsitzender und Landessekretär, Otto Weisspfennig, arbeitslos. Otto, von Beruf Metallarbeiter, dann erfolgreicher Sekretär der «Volksbühne» in Frankfurt, wird von den Nazis 1933 rausgeschmissen. Rudi Menzer schickt den Arbeitslosen zu mir. Ich freue mich, denn Otto, den Volksbildungsmann, kann ich gut brauchen! Gerade habe ich die Vereinigung «Wohnen und Leben» im Rahmen der Heimstätte als kulturellen Mieterdienst gegründet. Otto wird ihr erster und bester Geschäftsführer. (Seine grosse Leistung wird 25 Jahre später in einer Jubiläumsschrift besonders hervorgehoben.)

Wieder melden zwei Herren ihren Besuch bei mir an, diesmal sind es zwei Deutsche und gute Bekannte. Der eine, Staatssekretär Dr. Schornstein, kommt aus dem Städtebauministerium in Bonn. Staats-

Sekretär Dr. Lauffer aus dem hessischen Finanzministerium. Beide Herren, ich weiss es, sind mir gewogen. «Wir sind gebeten worden (von wem?), mit Ihnen einmal über Herrn Weisspfennig zu sprechen», beginnt zögernd Dr. L. «Er ist Kommunist und man (wer ist «man»?) ist der Meinung, dass er als Mitarbeiter der Heimstätte nicht tragbar sei. Sie sollten ihn entlassen. Sie bekommen sonst Schwierigkeiten!»

Ich werde ärgerlich: «Seit wann ist Gesinnung etwas, das bestraft wird. Oder hat er etwas verbrochen, dann soll man ihn belangen. Ich habe arbeitsrechtlich gar keine Möglichkeit, ihn zu kündigen. Ausserdem steht seine berufliche Leistung ausser Zweifel!» Betretene Mienen, dann Dr. Sch.: «Immerhin sollten Sie ihn aber beobachten und berichten, wie er sich politisch verhält...» Meine Antwort erfolgt schnell: «Soweit mir die Gesetze bekannt sind, muss ich ein Verbrechen oder die Planung eines solchen, falls es mir bekannt wird, den Behörden anzeigen. Seien Sie versichert, dass ich mich im Sinne des Gesetzes verhalten würde, wenn mir eine kriminelle Handlung von W. bekannt werden sollte!» Und ich werde noch ärgerlicher: «Informationen über Tun und Lassen eines Menschen liefern, eine solche Tätigkeit wird wohl von den Auftraggebern üblicherweise honoriert? Selbst wenn ich deshalb solche Dienste leisten wollte, verbieten mir dies zwei Umstände: Einmal steht in meinem Anstellungsvertrag, dass ich meine ganze Kraft in den Dienst der Heimstätte zu stellen habe. Zweitens bin ich – ebenfalls durch den Vertrag – verpflichtet, den Aufsichtsrat um Zustimmung zu bitten, wenn ich eine bezahlte Nebenbeschäftigung übernehme.» Irgendwo glaube ich in den Gesichtern beider Herren eine gewisse Fröhlichkeit und innere Zustimmung zu sehen. Jedenfalls blieb Otto als geschätzter Mitarbeiter bis zu seiner Pensionierung auf seinem Posten. Und beide Mitglieder meines Aufsichtsrates haben sich Jahre später als ehrliche und anständige Menschen mir gegenüber erwiesen.

Ein Rückfall in die Illegalität

Das Kriegsende haben in Frankfurt nur zwei Kinotheater überstanden. Das «Olympia» in der Weissfrauenstrasse bleibt für die amerikanische Besatzungsmacht reserviert. Der «Bieberbau», nahe der Hauptwache, ist für die Zivilbevölkerung offen. Der private Besitzer

kommt 1948 auf die glänzende Idee, einen Film zu bringen, der in der Nazizeit von Veit Harlan, einem der Lieblingsregisseure von Goebbels, gedreht wurde: «Die goldene Stadt». Die Hauptrolle spielte – wie immer in den Harlanfilmen – dessen Ehefrau Kristina Söderbaum, im Volksmund als die «Reichswasserleiche» bekannt (sie spielte immer melodramatische Rollen).

In der SPD Frankfurts erhob sich ein Sturm der Entrüstung gegen die Aufführung des Nazifilms. Die Delegiertenversammlung verlangte ein Verbot durch den sozialdemokratischen Oberbürgermeister Kolb. Dieser musste aus rechtlichen Gründen ablehnen. In Erinnerung an unsere erfolgreiche Aktion 1936 gegen den Nazi-Olympiadefilm in St. Gallen schlage ich vor, die Aufführung aktiv zu boykottieren. Dann kam mir eine andere Idee: Am Rossmarkt, direkt an der Hauptwache, ragt die riesige Brandmauer des Geschäftshauses der Firma Jureit in den Himmel. Das Nachbarhaus war im Bombenhagel bis auf die Grundmauern zusammengestürzt. Auf dieser grossen Mauerfläche hat der Kinobesitzer ein riesiges buntes Plakat mit dem Konterfei der Söderbaum anbringen lassen; im Hintergrund sieht man die Stadt Prag. Ich schlage meinem alten Freund und Genossen Georg Stierle, Vorsitzender der SPD Frankfurt, vor, das Plakat zu vernichten.

Und so verläuft die nächtliche Aktion: Kurz vor Mitternacht fährt der Dienstwagen der Heimstätte zur einsamen Trümmergegend am Rossmarkt und bezieht Position an der Ecke «Zum Salzhaus». Besatzung: Georg Stierle, sein Schwager, der Jungsozialist Walter Möller (später Oberbürgermeister in Frankfurt) und ich. Als Material wird benutzt: Ein Feuerlöscher «Minimax», gefüllt mit Benzin, eine Pechfackel, Zündhölzer, ein Seil. Stierle und Möller verlassen den Wagen, beladen mit den Sachen. Ich bleibe am Steuer des Autos. Walter Möller klettert am Baurüst hoch, befestigt die Leine und zieht daran das Material hoch... Am nächsten Tage wird in den Zeitungen über den nächtlichen Brand mit entsprechenden Kommentaren berichtet. Der Film wird abgesetzt. Angeblich soll der Kinobesitzer einen Drohbrief erhalten haben.

Die Vision eines Stadtbaudirektors

Wegen des Wiederaufbaus der zerstörten Grosssiedlung in Rüsselsheim erfolgt 1948 eine Besichtigung des Stadtteils durch Vertreter der Stadt, des Landes Hessen und der Nassauischen Heimstätte. Dabei trifft der für den Magistrat zuständige Stadtbaumeister, ein Diplom-Ingenieur, die fachliche Feststellung: «Die künftigen Siedlungsstrassen müssen von einer solchen Breite sein, dass bei einem künftigen Krieg die Schuttkegel der zerstörten Häuser die Durchfahrt von Rettungsfahrzeugen nicht behindern.» Wir lachten über solche Vorstellungen. «Niemand wird es dazu noch einmal kommen», sagten wir. (Und wir werden recht behalten. Der «Krieg der Sterne» wird keine Rettungsfahrzeuge erfordern. Es wird nichts mehr zu retten sein.)

Das Ende der Nachkriegszeit

Mit der Gründung der Bundesrepublik wurde es manchem klar, wohin der Kurs Westdeutschlands ging. Der historische Zwischenruf von Kurt Schumacher während einer Rede Adenauers im Parlament: «Kanzler der Alliierten!» war nicht nur ein verständlicher Zornesausbruch, sondern der Ausdruck von Verzweiflung über die sichtbar werdende Entwicklung zur Restauration des Vergangenen. Dazu passte später das Wort von Ludwig Erhard: «Wir sind wieder wer!» Und der Spruch von Herrn Strauss: «Wir sind wirtschaftlich ein Riese, doch politisch ein Zwerg!» (Aus dem gleichen Mund war einst zu hören: «Jedem soll die Hand abfallen, die noch einmal ein Gewehr ergreift!»)

Die SPD brauchte lange Zeit nach dem Tode von Kurt Schumacher, um sich auf ihre alten Grundsätze und Ideale zu besinnen. Es wäre falsch, die Verantwortung für diese Politik allein der damaligen Führung anzulasten. Die Mehrzahl der alten Mitglieder genoss nach vielen Jahren der Unterdrückung, was nun die neue Wohlstandsgesellschaft ihnen bescherte. Vergessen wir auch nicht, dass die besten Kräfte sich zum grossen Teil im Widerstand aufgerieben hatten! (Die fehlten jetzt – das menschliche Reservoir der bürgerlichen Parteien war da weitaus ungeschmälerter.) Und dass die Mehrheit in den «1'000 Jahren» nur bedacht war, über die Runden zu kommen...

Wo war denn bei Kriegsende ein spontaner Akt, sich an den Unterdrückern zu rächen. Sowie etwa in Italien oder Frankreich? Am eindrucksvollsten wurde diese Mentalität in einem Fernseh-Interview 1984 deutlich: Der alte Sozialdemokrat Ludwig Gehm, aus der Schule der SAJ und des ISK kommend, Widerstandskämpfer im Zuchthaus, KZ und im Strafbataillon 999, von den Nazis geschunden, übergelaufen zu den griechischen Freiheitskämpfern, wird von dem Fernsehmann gefragt, warum er denn über diese Zeit seines Kampfes und seines Opfers nicht einmal seinen Genossen alles erzählt habe. Antwort: «Die wollten das gar nicht wissen, weil sie Angst hatten, dass man sie fragen würde, was sie denn gegen die Nazi-tyrannie getan hätten!»

Bleibt noch zu sagen, dass der Zustrom neuer Mitglieder in die SPD aus vielen Gründen besonders gross war. Diese hatten nicht die Schulung und die Erfahrung alter Parteimitglieder. Ihre Aufnahme erfolgte in Konkurrenz zu den anderen Parteien ziemlich wahllos. Wenn ein solcher «Volksgenosse», nun zum Genossen werdend, nur halbwegs intelligent und strebsam war, dann garantierte ihm dies fast automatisch den Aufstieg in ein (bezahltes) Amt und in Würden.

«Die Abendsonne scheint»

Im alten Sommerhoff-Park, am Main gelegen, hat die «Arbeiter-Wohlfahrt» 1949 das Wohnheim «Johanna Kirchner» errichtet. Dort treffen sich auf Einladung eines Kreises ehemaliger Mitglieder der SAJ über 500 Mitglieder. Viele fehlen: Sie sind gemordet, von den Bomben erschlagen, auf den Schlachtfeldern geblieben. Über ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seit sie sich nach dem Ersten Weltkrieg in der AJ als junge Sozialisten vereinten. In diesen Jahren trennten sich für viele die politischen Wege, doch alle bewahrten den Geist der jungen sozialistischen Gemeinschaft, ob sie nun Sozialdemokraten, Kommunisten, Gewerkschafter oder Naturfreunde waren. Die Freude dieses Wiedersehens mischte sich mit dem Schmerz und der Trauer um die Verluste und Niederlagen.

Im Freien sind Bänke und Tische aufgeschlagen, auf den Gartenwegen gehen plaudernd Gruppen von Freunden, die sich oft zum ersten Male nach dem Kriege wiedersehen. Die Klampfen und Fiedeln haben die alten Musikanten mitgebracht. Wir singen die alten Volks-

weisen und Wanderlieder. Auch die trutzigen Kampfgesänge der Arbeiterbewegung brausen in alter Frische wie zu Zeiten der Massendemonstrationen. Ja, und dann bilden sich spontan die Paare. Die Altgewordenen toben jetzt über das Wiesengelände mit den alten Volkstänzen, die «Mädchen» wiegen sich wie damals verträumt zu den Spielmannsliedern. Die Zeit verfliegt, es wird dämmerig; da kommt mir eine verrückte Idee: «Lasst uns doch mal den alten Hans-Sachs-Schwank ‚Der Rossdieb zu Fünsing⁴ in der Originalbesetzung der zwanziger Jahre aufführen!» Die «Schauspieler» sind ja noch alle da! Den Rossdieb spielt der Friedo, die drei dummen und habgierigen Bauernburschen Rudi Menzer, Carl Tesch und ich.

Das lustige Stück des mittelalterlichen Schuhmachers und Poeten aus Nürnberg berichtet vom Problem, das die drei Dorfältesten haben: Ein Dieb hat ihnen ein Pferd gestohlen. Sie haben ihn geschnappt, jetzt soll er hängen. Jedoch sie sind mit der Ernte beschäftigt und haben keine Zeit. Sie wollen ihn solange in den Turm sperren. Da kommen ihnen Bedenken wegen der Verpflegungskosten. Was tun? Der dritte schlägt vor:

Ihm wäre Fressen nicht zu kaufen,
wenn wir n'Weil ihn lassen laufen,
jedoch dabei mit dem Bescheid,
dass er zurück zu seiner Zeit!

Der Rossdieb ist einverstanden und lässt ihnen zusätzlich als Pfand seine Zottelkappe.

Am Tag der geplanten Vollstreckung versammeln sich die drei Bauern und warten vergeblich auf den Dieb. Enttäuscht trösten sie sich, dass sie dafür dessen Pfand, die Kappe behalten können. Doch da geraten sie in Streit, wem diese gehören soll; sie prügeln sich aus der Szene hinaus. Der Rossdieb sieht aus dem Gebüsch dem turbulenten Treiben zu und schildert in derben Worten die Wunden der Streitenden:

Dem Jan könnt' bei dem besten Willen,
der Bader lang das Blut nicht stillen,
so haben sie ihn zur Ader gelassen.
Drei Zähne gehauen aus der Nasen.
Es hat fürwahr der Lindei Fritz
am Rücken hinten einen Schlitz.
Die Hand kann legen man hinein!

Der Dieb nimmt die herumliegende Kappe wieder an sich.

So hab ich bei dem Hader unten,
auch wieder meine Kapp gefunden.
So löse ich mein Pfand nun ein,
und ziehe meiner Wege fein!

Es grenzt an ein Wunder: Jeder von uns sprach seinen Text fast fehlerlos auswendig! Die Aktualität des Schelmenspiels bedurfte keines langen Kommentars: Die dummen, sich bekämpfenden, egoistischen Bauern, das waren die gespaltene Arbeiterbewegung, ihre Parteien. Der Betrüger und Demagoge der Faschismus, der sie zu dem traurigen Handel verführt hat.

Das Publikum war begeistert, doch auch ein bisschen nachdenklich. Ich nehme meine Klampfe und sage: «Und jetzt, Genossinnen und Genossen, lasst uns ein altes, fast verklungenes Volkslied noch einmal gemeinsam singen!» Die anderen Freunde greifen erwartungsvoll nach ihren Instrumenten. Und schon nach den ersten Tönen singen die alten Genossen der Jugendzeit

«Wacht auf, Verdammte dieser Erde!»

Das Kampflied, in allen Sprachen der Menschheit in den fünf Erdteilen gesungen, endet wie ein Choral:

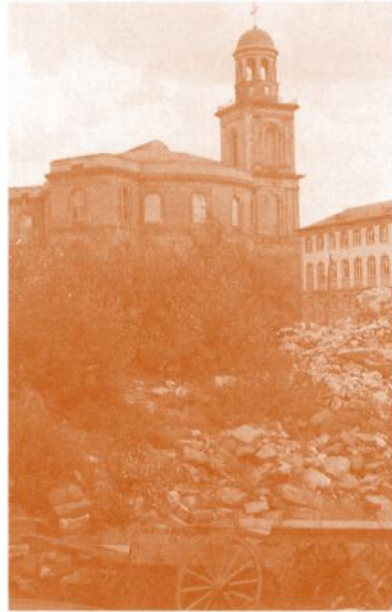
«Die Internationale erkämpft das Menschenrecht!»

Ob wohl einer in diesem Augenblick daran gedacht hat, wie lange, wie beschwerlich und mit welchen Opfern verbunden dieser Kampf weitergehen würde? Ich dachte an die Verse von Johannes R. Becher:

Es kommen andere Zeiten!
Wiederholen sollst du den Satz!
Nicht deine Zeit, nicht meine Zeit
ist gekommen!

Andere Zeiten!

Unvergesslich der 17. Mai 1952: In der Paulskirche – wo ich einstmals von einem kaisertreuen Pfarrer zwei Ohrfeigen erhielt... – sprach ich vor einer festlich versammelten Zuhörerschaft die Schlussworte anlässlich des 40jährigen Jubiläums der Nassauischen Heim-



Die Paulskirche nach dem Krieg.
Im Vordergrund mein zerbombtes
Elternhaus.

Stätte. In feierlichem Zug begab sich die Festversammlung zur Grundsteinlegung des Neuaufbaus der Frankfurter Altstadt zum Dom. Im Schatten der Krönungsstätte deutscher Kaiser und unter dem Geläute der Kirchenglocken werden Dokumente, darunter eine Urkunde über die Zerstörung und die Wiedergeburt des historischen Kerns der freien Reichsstadt, eingemauert. Sie trägt auch meine Unterschrift. Die drei traditionellen Hammerschläge begleite ich mit den Worten: «Frieden, Freiheit, Brot!»

Selbstkritisch muss ich bekennen, dass mich diese Jahre des beruflichen Erfolges und das sogenannte «Wirtschaftswunder» lange daran hinderten, die Hintergründe und Folgen der Nachkriegsjahre nüchtern zu beurteilen. Immerhin nahm ich aktiv teil an der Diskussion politischer Tagesfragen und war dabei, wenn demonstriert wurde – gegen Wiederbewaffnung, Kalten Krieg oder Atomrüstung. Und die Organisation und die Arbeit der «Heimstätte» wurden ein wichtiges Modell der Gemeinwirtschaft.

Ein Schlüsselerlebnis

Ich habe mich oft gefragt, ob meine ständige «Hilfe zum Handeln», mit richtigen Methoden, dem richtigen Ziele diene. Wo Zweifel am Ziel aufkamen – ich habe solche einige Male in meinem Bericht erwähnt-, beantwortete ich sie mit der drängenden Frage «Was denn sonst?» Ein Erlebnis Anfang der fünfziger Jahre liess dieses Problem mir plötzlich in einem neuen Licht erscheinen.

Damals entstand in der jungen Bundesrepublik eine Massenbewegung gegen die Wiederaufrüstung. In einer Kundgebung in der Aula der Universität Frankfurt sollte Pfarrer Martin Niemöller (Kirchenpräsident von Hessen-Nassau) sprechen. Er war erkrankt, ich trat an seine Stelle. Die Aula ist überfüllt. Es sind nicht nur Sympathisanten anwesend. Meine Rede (es existiert noch das Tonband) wird dauernd durch Zwischenrufe unterbrochen, vor allem wenn ich auf die Drahtzieher beider Weltkriege und ihre Mitläufer zu sprechen komme. Ich zitiere die «Nachdichtung» des Horst-Wessel-Liedes von Bert Brecht, den «Kälbermarsch».

Ich erinnere an den sinnlosen Tod der Freiwilligen von Lange-marck 1914, der armen Hitlerjungen in den Reihen des Volkssturms 1945. Wütend unterbricht mich ein älterer Mann, Typ Oberlehrer im Kaiserreich, eilt zum Rednerpult: «Ich habe für mein deutsches Vaterland meine zwei Söhne geopfert! Sie besudeln mit Ihrer Hassrede diese jungen Helden und die ganze deutsche Nation. Ich bin stolz auf mein Vaterland. Für dieses Deutschland bin ich bereit, auch heute noch jedes Opfer zu bringen. Solche Menschen wie Sie betreiben Verrat an unserem Volke und gehören beseitigt!»

Ich war zunächst erschlagen, dann wollte ich ebenso heftig antworten. Doch da schießt mir ein Gedanke in den Kopf, der mich kampfunfähig macht. Dieser Vater *musste* sich ja an das Phantombild vom Opfer- und Heldentod seiner Söhne für das heilige Deutschland klammern! Jede Erkenntnis, dass ihr Tod sinnlos war, dass sie dem Machtstreben und der Profitsucht einer herrschenden Schicht wenn auch unbewusst dienten – das durfte nicht wahr sein! Es hätte das Leben dieses Mannes, dieses Vaters endgültig zerstört. Andere griffen in die Diskussion ein. Ich war innerlich nur noch mit dem Gesicht dieses Vaters, seiner Empörung und Verzweiflung beschäftigt.

In der Folge habe ich mich oft gefragt, ob mein Festhalten an poli-

tischen Glaubenssätzen nicht auch manchmal dem Gefühl entsprang, dass Arbeit und Kampf für die einmal als richtig erkannte Idee einfach nicht falsch sein durften, weil sonst mein ganzes Leben seinen Sinn verlor. Bis heute warte ich deshalb noch immer auf die Beantwortung meiner Frage: *Was denn sonst?*



Auf dem Gründungskongress der HBV. Unter den Abgebildeten Verbandsvorsitzender Pawlik, DGB-Bundesvorsitzender Fette, Hauptausschussvorsitzender P. M.

Nachwort

Nein, einsam waren wir nicht

Gedanken nach der Lektüre der Erinnerungen von Paul Müller.

Die Menschen, die 1933 und in den folgenden Jahren Hitlerdeutschland verlassen mussten, um ihr Leben zu retten, hatten viele Schwierigkeiten auf sich zu nehmen: Arbeitslosigkeit oder in vielen Ländern sogar Arbeitsverbot, vergebliche Suche nach einer Wohnung, strenge Polizeivorschriften und oft Internierung in Lagern oder Gefängnisstrafen für Nichtigkeiten, oft drohende Abschiebung oder gar Auslieferung und anderes mehr. Aber noch schwerer als all dies war für die meisten die Isolierung, zumal sie oft auch die Sprache ihres Zufluchtslandes nicht beherrschten. Diese Isolierung bedeutete eine bedrückende Einsamkeit.

Aber auch nach 1945 fanden viele eine so veränderte Heimat und so veränderte Menschen vor, dass sie sich nun auch dort wiederum isoliert und einsam fühlten. In nicht wenigen Fällen führte das sogar zu einer zweiten Auswanderung.

Für Paul Müller (wie auch für mich) galten zwar die erwähnten Schwierigkeiten in der Fremde, aber einsam . . . nein, einsam waren wir nicht. Wir gehörten und gehören einer Gemeinschaft an, die sich auch jenseits der Grenzen bewährte. Wir fanden Kameraden, Genossen, Kollegen, sogar Freunde, die uns vor der Einsamkeit bewahrten. Und das gleiche galt, als wir zurückkehrten: auch dann gab es mancherlei Schwierigkeiten, aber es gab wiederum die Gemeinschaft, in der wir leben und wirken konnten.

Dieses Glück, niemals einsam zu sein, ist uns nicht in den Schoss gefallen. Paul Müllers Erinnerungen zeigen, dass er (wie ich auch) in frühester Jugend den Weg zu gewerkschaftlicher und politischer Organisation fand und dass er dieser sein Leben bestimmenden Entscheidung auch unter den schwierigsten Bedingungen treu geblieben ist. Wie überhaupt Treue das prägende Element von Paul Müllers Persönlichkeit ist.

Diese Einstellung ermöglichte es Paul Müller, auch in der Schweiz, wo wir durch die Behörden zur Untätigkeit verurteilt wurden, eine sehr sinnvolle Arbeit zu leisten, und zwar nach zwei Seiten: Für die gleich ihm in Lagern internierten Schicksalsgenossen und in begrenztem Masse, soweit das eben möglich war, auch durch die Un-

terstützung der illegalen Gruppen in Deutschland. Die Dokumente, die in diesem Band veröffentlicht sind, zeigen in eindrucksvoller Weise, was Paul Müller damals geleistet hat; übrigens kann ich das aus eigener Anschauung bestätigen, denn nach unterschiedlichen Schicksalen haben sich unsere Wege in den letzten Exiljahren in der Schweiz gekreuzt. In den Lagern, die Paul Müller betreute, später in der nach Zürich emigrierten Büchergilde Gutenberg und in sozialistischen Exilgruppen sind wir uns begegnet.

Für einen Menschen wie Paul Müller war es selbstverständlich, dass er auch nach der Rückkehr in die noch schlimmer zerstörte Heimat vielseitige und wichtige berufliche und ehrenamtliche Betätigungsmöglichkeiten fand. Dass er dabei auch die Beziehungen zu den Menschen und Gruppen aufrechterhielt und pflegte, die ihm in seiner Exilzeit in der Schweiz vertraut geworden waren, ist ein weiterer Beweis für zwei wichtige Eigenschaften Paul Müllers: Seine Treue zu Menschen, die ihm begegneten, und seine ausgeprägte Fähigkeit, Verbindungen zwischen Gruppen und Organisationen und verschiedenen Kulturen zu knüpfen und lebendig zu erhalten.

Das sind einige der Gedanken, die mir nach der Lektüre der Erinnerungen Paul Müllers, die ich mit grosser Anteilnahme gelesen habe, besonders erwähnenswert erscheinen.

Köln, im Juli 1987

Professor Dr. Walter Fabian